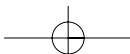
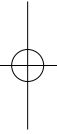
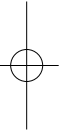
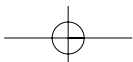
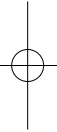
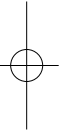




Schriften
des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar

62. Band 2019

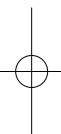
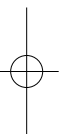




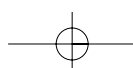


**Schriften
des
Vereins für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar**

62. Band 2019



**Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar
gegründet 1805**



Impressum

Schriftleitung Michael Tocha und Helmut Gehring

Die Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar (kurz „Schriften der Baar“) erscheinen jährlich im April. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres.

Der Schriftenband kostet 20 Euro und kann über die Geschäftsstelle bezogen werden. Für Mitglieder des Vereins ist der Band im Jahresbeitrag von 25 Euro enthalten.

Geschäftsstelle des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar
78159 Donaueschingen, Postfach 1954, Schulstraße 6
Telefon/Fax: (0771) 92 94 205

Öffnungszeiten: Mo 18–20 Uhr (Änderungen vorbehalten)
www.baarverein.de, info@baarverein.de, Facebook: Baarverein

Bankverbindung:
Sparkasse Schwarzwald-Baar
IBAN: DE43 6945 0065 0242 2060 10

Titelfotos Männchen der Krickente. Foto: Jiri Bohdal.
Eile-Siedlung in Donaueschingen. Foto: Bezirksbaugenossenschaft.

Grafik/Satz Holger von Briel
Druck Druckerei Revellio, VS-Villingen

ISSN 0340-4765

Dieses Jahrbuch wird gefördert
durch das Regierungspräsidium Freiburg,
das Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis,
die Stadt Donaueschingen,
die Sparkasse Schwarzwald-Baar
und die Firma Karl Storz (Tuttlingen).



Inhaltsverzeichnis

Vorwort Seite 7

Historische Abhandlungen und Beiträge

MATTHIAS WIDER

„Gegeben im Dorf, das Löffingen heißt“

Anmerkungen zur Urkunde des Hiltiger vom 16. Januar 819 9

FRANZ WALDERMANN

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen

in Lenzkirch (1317 – 1336) 23

HUBERT MAUZ

Das Eishaus der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei
im Donaueschinger Schlosspark.

Eine industriehistorische und energetische Betrachtung 55

JOHANNES WERNER

Schreiner, Ordenspriester, Teilnehmer am Konzil:

Heinrich Blietle aus Vöhrenbach (1896 – 1987) 75

FOLKHARD CREMER

Die Eile-Siedlung der Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen

Das wichtigste Projekt eines der bedeutendsten Unternehmen

der Stadt in den 1920er Jahren 83

HUGO SIEFERT

Zum 80. Geburtstag des Donaueschinger

Irma- oder Mutterbrunnens 107

JÖRG WÄRMER

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“

Kilian Götz aus Löffingen

und sein Tod im KZ Neuengamme 1943 113

Inhaltsverzeichnis

Naturkundliche Abhandlungen und Beiträge

HILDEGARD und OTTO KÖRNER
 Mehr Natur am Hüfinger Riedsee –
 Renaturierungsmaßnahmen an den Riedseen auf der Baar 137

FRIEDRICH KRETZSCHMAR, HILDEGARD und OTTO KÖRNER
 Biotopverbund an der Stillen Musel durch Stillgewässerentwicklung
 und Beweidung mit Karpatenbüffeln 153

ALEXANDRA GÜNTER und THOMAS KRING
 Das Naturschutzgroßprojekt Baar 161

THOMAS KRING
 Störche auf St. Verena und Gallus in Hüfingen 175

Buchbesprechungen 179

Vereinschronik 197

Protokoll der Mitgliederversammlung 2018. 197

Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2017. 200

Zu unseren Mitgliedern 201

Laudatio für Wolfgang Hilpert 202

Aus der Bibliothek des Baarvereins 204

HANS KEUSEN
 Jahresexkursion 2018: Ins Markgräflerland und nach Staufen 205

Veranstaltungen außerhalb des Jahresprogramms 211

Tagungsbericht: Naturschutzgroßprojekt Baar –
 Ergebnisse der Kartierungen 213

Jahresprogramm 2019 216

Ausblick – die Baar neu entdecken 222

Hinweise für Autoren 223

Vorwort

Von Menschen und von Häusern: so ließen sich die geschichtlichen Inhalte dieses Bandes auf die knappste Formel zusammenfassen.

Menschen in ihrem Denken und Handeln zu verstehen, die in anderen, fernen und fremden Epochen gelebt haben, ist die vornehmste Aufgabe der Geschichtsschreibung. Entsprechendes gilt auch hier: Es werden Persönlichkeiten aus unserer Region vorgestellt, die ihr Leben gemeistert haben oder auch gescheitert sind, indem sie sich zu den gesellschaftlichen Rahmenbedingungen ihrer jeweiligen Zeit verhalten haben. MATTHIAS WIDER rekonstruiert aus dem spröden Text einer Urkunde die Hoffnungen und das Lebensgefühl von Menschen in Löffingen im frühen Mittelalter. FRANZ WALDERMANN macht uns bekannt mit Elisabeth von Bisingen, einer adligen Dame des späten Mittelalters, die ihr Leben selbstbewusst gestaltet und ihren Besitz zielgerichtet verwendet hat. JOHANNES WERNER beschreibt den Werdegang von Heinrich Bliestle, der durch die katholische Kirche die Chance eines Bildungsaufstiegs und einer Karriere bekam. JÖRG WASSMER schließlich erinnert an Kilian Götz aus Löffingen, der als Kleinkrimineller in die mörderische Maschinerie der Nationalsozialisten geriet.

Historische Gebäude sind stets Gehäuse menschlichen Daseins und bleiben als solche auf den Menschen in der Geschichte bezogen. Sie sind dann Geschichtsquellen, indem sie über gesellschaftliche und ästhetische Ausrichtungen, aber auch den technischen Standard eines Zeitalters Auskunft geben. Letzteres ist der Fall in dem Beitrag von HUBERT MAUZ, der am Beispiel des Eishauses im Fürstlichen Park zu Donaueschingen zeigt, was unseren Vorfahren vor Einführung der Elektrizität einfiel, um auch im Sommer zu einem kühlen Bier zu kommen. In der Eile-Siedlung in Donaueschingen, die FOLKHARD CREMER beschreibt, sind fortschrittliche Bau- und Wohnkonzepte der Weimarer Republik verwirklicht worden. Das Johanniterhaus der Elisabeth von Bisingen (s. o.) verdeutlicht als mittelalterlicher Mikrokosmos, wie religiöse Weltdeutung und materielle Sorge sich gegenseitig bedingen. Als Kunstwerk erfüllt der Irma-Brunnen in Donaueschingen, den HUGO SIEFERT interpretiert, sogar in besonderer Weise die Funktion, den Geist oder Ungeist einer Zeit anschaulich zu machen.

Die naturkundlichen Beiträge in diesem Band zeigen alle eine Natur, die zwar ihren eigenen Gesetzen folgt, dennoch in hohem Maße vom Menschen abhängt. ALEXANDRA GÜNTER und THOMAS KRING führen am Naturschutzgroßprojekt Baar aus, welche Maßnahmen zur Erhaltung unserer natürlichen Umwelt notwendig und geplant sind. Ein Beispiel dafür ist der Biotopverbund an der Stillen Musel, der von FRIEDRICH KRETZSCHMAR sowie HILDEGARD und OTTO KÖRNER vorgestellt wird. In einem weiteren Beitrag beschreiben diese beiden Autoren, wie Pflanzen und Tiere spontan oder gesteuert an den Ort eines massiven Eingriffs, hier der Anlage des Hüfinger Riedsees, zurückkehren. Und dass einem Brutpaar der auf der Baar wieder zahlreich gewordenen Störche ein

Vorwort

schmalen Wasserspeier am Hüfinger Kirchturm als Horstunterlage genügt, dokumentiert THOMAS KRING abschließend mit zahlreichen Aufnahmen.

In diesem Band werden wieder Neuerscheinungen besprochen, die unmittelbar von der Baar handeln oder aber übergreifende Fragestellungen aufwerfen, die unser Verständnis von Natur und Geschichte vertiefen können. Seit diesem Jahrgang betreut Dr. Michael Raub eigenverantwortlich die Rezensionen in dieser Zeitschrift. Wir freuen uns über seine Mitarbeit und danken ihm dafür. Ebenso bedanken wir uns bei Thomas Kring, der sich neben seinem Amt als Vorsitzender der Abteilung Naturgeschichte des Vereins als Autor oder Anreger für die naturkundlichen Beiträge und Buchbesprechungen in diesem Band eingesetzt hat.

Michael Tocha und Helmut Gehring

150 Jahre „Schriften der Baar“

Im Jahr 2020 begehen wir ein Jubiläum. Der Baarverein hat 1870 – vor 150 Jahren – eine lange brachliegende Tätigkeit wieder aufgenommen und mit den „Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile“ eine Zeitschrift begründet, die als Jahrbuch bis heute erscheint.

Dieses Jubiläum kann Anlass sein, um die im Jahr 2020 vorliegenden 62 Bände gründlich unter die Lupe zu nehmen: Wie spiegelt sich die regionale, aber auch die überregionale Entwicklung dieser langen Zeit in unseren Jahrbüchern?

An den Schriftenbänden entlang könnte der historische Weg von 1870 bis heute nachvollzogen werden – in der großen Linie oder in einzelnen Etappen, mit heimatkundlichem Blick oder aus wissenschaftlichem Interesse.

Wir hoffen für dieses Projekt auf Ideen und Mitarbeiter. Möchten Sie dazu beitragen? Und: Welche Anregungen haben Sie als Leserin und Leser sonst für die zukünftigen Schriftenbände – Themen, Ideen, eigene Vorhaben, Hinweise?

Wir sind gespannt auf Ihre Nachricht.

Rolf Baiker

Information an die Mitglieder des Baarvereins

Wir freuen uns, Ihnen mitteilen zu können, dass die Unstimmigkeiten zwischen Prof. Dr. Günther Reichelt, dem langjährigen Vorsitzenden, und dem Vorstand des Baarvereins ausgeräumt sind. Die Verstimmung, zu der es vor etwa zehn Jahren kam, bedauern beide aus heutiger Sicht. Nach Gesprächen haben wir uns mit Herrn Prof. Dr. Günther Reichelt verständigt, dass wir die Sache auf sich beruhen lassen und an die frühere gute Zeit anknüpfen wollen.

Vorstand des Baarvereins

„Gegeben im Dorf, das Löffingen heißt“

Anmerkungen zur Urkunde des Hiltiger vom 16. Januar 819

von MATTHIAS WIDER

Am 16. Januar 819 stellt ein Schreiber namens Hiltiger in „*villa, que dicitur leffinga*“¹ eine Urkunde aus, die auf einem unscheinbaren Pergament in einfachem Urkundenlatein eine für die damaligen Verhältnisse unspektakuläre Gütervereinbarung festhält.

Obwohl diese Urkunde für die Geschichte Löffingens von besonderer Bedeutung ist, da sie die früheste Erwähnung des Ortsnamens „*leffinga*“ dokumentiert, ist eine intensivere oder gar monografische Auseinandersetzung mit ihr bisher ausgeblieben.² Mit Blick auf das Löffinger Festjahr 2019, das sich immerhin auf das Datum der Urkunde stützt, ist es Zeit, diesem Mangel ein wenig abzuwehren. Das soll im Folgenden versucht werden.

Interpretationsvoraussetzungen

Nimmt sich ein Geschichtsdidaktiker die Interpretation einer Textquelle vor, dann hält er sich selbstverständlich an die klassischen Regeln der Quellenkritik. Sie stehen für seine Arbeit jedoch nicht im Vordergrund. Äußere (Provenienz, Echtheit, Originalität) und innere (Horizont, Standort, Tendenz, Standpunkt des Autors) Kritik³ sind für ihn vielmehr heuristische Verfahren, die dazu dienen, die Textquelle (besser) zu verstehen. Verstehen meint hier das sinnfindende Nachvollziehen des Handelns, Denkens und Fühlens derjenigen Akteure, die aus der Textquelle sprechen. Zweifellos muss sich eine solche mikrogeschichtliche Betrachtung stets auch allgemeiner sozialgeschichtlicher Forschungsergebnisse vergewissern, ansonsten setzte sie sich einem Spekulationsverdacht aus. Das Erkenntnisinteresse richtet sich hier aber nicht auf



Abb.1: Programmheft zum Festjahr 2019.
Stadtmarketing Löffingen.

„Gegeben im Dorf, das Löffingen heißt“

die Sättigung bestehender paläografischer oder sozialgeschichtlicher Theorien durch ein weiteres Fallbeispiel, sondern vielmehr darauf, eine einigermaßen realitätsnahe Vorstellung der Situation in Löffingen am 16. Januar 819 mit konkreten Menschen in konkreten Alltags- und Lebenszusammenhängen zu gewinnen.

Inhalt und Gegenstand

Die Originalurkunde des Hiltiger vom 16. Januar 819 wird im Stiftsarchiv St. Gallen unter der Registratur Urk. II 19 aufbewahrt. Im Urkundenbuch der Abtei Sankt Gallen, bearbeitet von HERMANN WARTMANN, ist sie unter Nummer 240 abgedruckt.⁴ Gegenstand der Urkunde ist eine bedingte Schenkung mit folgendem Inhalt: Der Tradent⁵ Ruadger überträgt seinen gesamten beweglichen und unbeweglichen Besitz in Röttenbach für sein Seelenheil an die Kirche Sankt Martin in Löffingen, unter der Bedingung, dass seine Söhne, wenn sie frei bleiben sollten, das zinspflichtige Nutzrecht oder das Rückkaufrecht in Anspruch nehmen können. Andernfalls soll der Besitz in das Eigentum der Sankt Martinskirche übergehen. Unter dem Beisein von 14 namentlich genannten Zeugen und des Centenars⁶ Beringer erfolgt die öffentliche Beurkundung in der Kirche Sankt Martin durch den Schreiber Hiltiger.

Zunächst der lateinische Wortlaut nach der Edition WARTMANNs sowie die deutsche Übersetzung (der Originaltext läuft durch und weist keine Absätze auf):

Ego itaque in Dei nomine Ruadger, recordatus innumerabilia peccatorum meorum, propterea tradidi

Ich, Ruadger, bewusst der Vielzahl meiner Sünden, habe daher in Gottes Namen übergeben

ad basilicam sancti Martini, que est constructa in ejus amore et ceterorum sanctorum et in villa, que dicitur Leffinga, quicquid visus sum habere in villa, que dicitur Rotinbah, terries, domibus, edificiis, mancipiis, pratis, pascuis, silvis, aquis aquarumve decursibus, mobilibus et immobilibus, quicquid dici aut numerari potest, undecumque conquesivi,

an die Kirche des heiligen Martin, die errichtet wurde in Liebe zu ihm und den übrigen Heiligen im Dorf, das Leffinga (Löffingen, Verf.) heißt, das, was ich habe im Dorf, das Rotinbah [Röttenbach, Verf.] heißt, mit Ländereien, Häusern, Gebäuden, Hörigen, Wiesen, Weiden, Gewässern und Gewässerläufen, beweglichen und unbeweglichen Dingen, was auch immer gesagt oder aufgezählt werden kann und woher nur immer ich dies zusammengebracht habe.

omnia trado atque transfundo ad prefatam ecclesiam pro remedium anime mee vel pro eternam

Alles übergebe und übertrage ich an die besagte Kirche für das Heil meiner Seele und zu ewigem Lohn, und zwar

Anmerkungen zur Urkunde des Hiltiger vom 16. Januar 819

19. II. 11
 Ego itaq; in dno nomine. ruadger recordatur innume-
 rabilia peccatorum meorum propter ea tradidi ad basilicam sancti
 mastini que est constructa in eius amovis & collegiorum
 sanctorum & in illa quod dicitur leffinga que quid dicitur sum
 & habere in illa quod dicitur dicitur. terris domibus, edificis
 mancipiis pratis pas caris silvis aquis aquarumve decur-
 sibus mobilibus & immobilibus que quid dicitur aut numerari potest
 unde cuq; conquestus in omnia tibi atq; transfundo ad ppe-
 fitam ecclesiam premedium animarum ut per dno nize in burgone
 in eardone uelice ut filius. ^{meis} repositare facies in con-
 sum. si liberos per manserint. & con sator annis singulis
 cum medio solido admissa scimastin & si redimere uolunt cum
 solda redimant. & si contigerit ut conquesti ad sit uis fuerit
 tunc totum integrum redit ad eccliam pro qualitate ad possidendum
 ita fiat uenit liber fuerit tunc ille habeat hoc in
 consensu & in iussu potestate si uult redimere redimat si non
 fuerit tunc ad eccliam pro qualitate ad possidendum.
 Siquis uero qd fieri ee non credo si ego ipse aut ullus heredum
 aut p heredu meorum qui contra hanc traditionem ante facta
 agere aut uoluerit aut eam in ruperit uoluerit so ciente fisco componat
 aurum unum & argenti pondera V. collectus & soluat & duplato
 restituat ad ipsa eccliam & si pccat nullusq; in dno conditio n ualeat sed
 solis p traditionem ante facta omnino ppe firma & stabili sp maneat & si
 balatione subnexa ad illa in illa quod dicitur leffinga sunt extra leuata
 in domo ecclesie publice psonarum quod signalida continentur sic
 elarhaft & psonarum qui hanc traditionem fecerunt & in mare psonarum
 runc signu bingge. ex chambrel. emnt lupin. ex chaul. in oca
 ruadhol. Lundholm. reginhat. uulst. cyon. uulst. p. lunt. ra. p. f. d. r. d.
 uulst. ole. Horauitome. X. un. feb. anno v. regnante dno nostro ludo uui-
 go. in p. r. t. e. d. n. g. e. & sub r. s. o. n. o. c. o. m. m. e. ego hiltiger indignus
 & pccator. dicitur & p. d. r. u. s. s. c. h. p. s. i. & sub s. c. h. p. s. i.

Abb. 2: Traditionsurkunde II 19. Stiftsarchiv St. Gallen.

„Gegeben im Dorf, das Löffingen heißt“

retributionem; in ea ratione videlicet, ut filiis meis repretare facietis in censum, si liberi permanserint, et censatur annis singulis cum medio solido ad missa sancti Martini, et si redimere volunt, cum III solidis redimant. Et si contigerit, ut conquisiti ad servis fuerint, tunc totum integrum revertatur ad ecclesia perpetualiter ad possid(end)um. Et si ita fiat, ut nunc liber fuerit, tunc ille habeat hoc in censum et in sua sit potestate, si vult redimere, redimat, si non, revertatur ad ecclesia perpetualiter ad possidendum.

Si quis vero, quod fieri esse non credo, si ego ipse aut ullus heredum vel proheredum meorum, qui contra hanc traditionem a me facta agree aut venire aut team inrumpere voluerit, sociante fisco conponat auri unita II, argenti pondera V coactus exsolvat, et duplum restituat ad ipsam ecclesiam, et quod repetit pernullisque ingeniis evindicare non valeat, sed haec presens epistula traditionis a me facta omni tempore firma et stabilis permaneat cum stibulatione subnexa.

Actum in villa dicitur Leffinga, fuit carta levata in domo ejus ecclesie publice, presentibus quorum signacula continentur. Signum Ebarhart et Peranhart, qui hanc traditionem fieri et firmare rogaverunt. Signum Beringer centenarii. Erchanpret. Emrit. Liutgaer. Erchanpret. Gerbret. Ruadhoh. Cundhelm. Reginhart.

unter der Bedingung, dass ihr (den Besitz) zu Zins meinen Söhnen wiedergebt, wenn sie Freie bleiben; und es wird in jedem Jahr ein halber Schilling zur Messe des heiligen Martin gezinst. Und wenn sie ihn wiedererlangen wollen, erlangen sie ihn wieder für 3 Schillinge. Und wenn es geschieht, dass sie Hörige sind, geht der ganze Besitz auf ewig in das Eigentum der Kirche über. Und wenn es geschieht, dass nur einer frei ist, dann hat jener den Besitz zu Zins, und er sei in seinem Eigentum. Wenn er ihn zurückerhalten will, dann soll das tun, wenn nicht, geht der Besitz auf ewig in das Eigentum der Kirche.

Wenn aber jemand, was ich nicht glaube, dass es geschieht, wenn ich selbst oder einer meiner Erben oder Nacherben gegen die von mir veranlasste Übergabeurkunde angehen oder diese umstoßen will, so muss er dem Fiskus mit zwei Unzen Gold und fünf Pfund Silber büßen, und er ersetzt dieser Kirche (den Schaden) zweifach. Aber die vorliegende, von mir veranlasste Übergabeurkunde soll mit der verabredeten Übereinkunft zu aller Zeit fest und unveränderlich bestehen bleiben.

Gegeben im Dorf, das Leffinga heißt. Die Urkunde wurde öffentlich im Kirchenhaus angefertigt in Anwesenheit derer, deren Unterschriften sie enthält. Zeichen des Ebarhart und Peranhart, die bat, diese Übergabeurkunde aufzuschreiben und zu bekräftigen. Zeichen des Beringer, des Zentenars. Erchanbert. Emrit. Liutgaer. Erchanbret. Gerbret. Ruadhoh.

Anmerkungen zur Urkunde des Hiltiger vom 16. Januar 819

*Wolferim. Wolfger. Liutto. Ramfried.
Otram. Wolfolt. Notavi dominica
XVI kal. feb. anno V regnante
dommo nostro Ludowigo imperatore
et rege, et sub Tisone comite.
Ego Hiltiger indignus et peccator
roitus et petitus scripsi et subscripsi.*

Cundhelm. Reginhart. Wolfert. Wolfger. Liutto. Ramfrid. Otram. Wolfolt. Ich habe [die Urkunde, Verf.] geschrieben am Sonntag, den 16. Kalenden des Februar (16.1.), im fünften Jahr unseres regierenden Herrn Kaisers und Königs Ludwig und unter Graf Tiso. Ich, Hiltiger, der unwürdige Sünder, habe geschrieben und unterschrieben.⁷

Bei Tradierungen stellt sich zunächst die Frage nach der Situation und nach den Motiven der Vertragspartner. Dem Tradenten Ruadger könnte es, wie PETER ERHART annimmt, gelungen sein, seinen anfänglichen Rechtsstatus als „*servus*“ im Laufe seines Lebens kontinuierlich zu verbessern.⁸ Zum Zeitpunkt der Beurkundung erscheint Ruadger jedenfalls vermögend und geschäftsfähig, man könnte sagen: frei. Ruadger nimmt hier das Recht auf Rückübertragung nicht – wie sonst üblich – für sich selbst, sondern für seine beiden Söhne⁹ in Anspruch. Das deutet darauf hin, dass Ruadger in der Lage ist, sein Auskommen auch abzüglich der an die Kirche übertragenen Besitzungen zu bestreiten. Es ist also anzunehmen, dass er über weitere Güter verfügt. Da das Rückleihe- bzw. Rückkaufrecht allerdings ausdrücklich an das Kriterium der Freiheit seiner Söhne gebunden ist, möchte man dennoch an eine tendenziell prekäre sozio-ökonomische Situation der Familie denken. Möglicherweise lebt Ruadger in gewisser Sorge vor einem drohenden Abstieg, weshalb er die tradierten Güter bei der Kirche Sankt Martin bis zu seinem Ableben sicherstellt.¹⁰ Ruadger verzichtet dadurch einerseits auf Erträge, tritt aber andererseits die wirtschaftliche und organisatorische Verantwortung an den Empfänger ab. Die Rückgabeklausel bewahrt ihn dabei vor eventuell eintretenden Verlusten. Der umgekehrte Fall, also der Fall einer Wertsteigerung, ist in der Hiltiger-Urkunde nicht festgelegt, ein ggf. entstehender Mehrwert fiel an Sankt Martin. Nicht so in der nur wenige Jahre später ausgestellten Traditionsurkunde vom 11. November 838 (Abbildung Seite 19). Sie enthält eine Meliorationsklausel („*in omnibus meliorata*“),¹¹ wodurch der Tradent Arnolf berechtigt ist, bei der Rückgabe auch die Melioration einzubehalten. Melioration meint grundsätzlich sämtliche während der Laufzeit durch Investitionen erzielten Verbesserungen, etwa neu gebaute Häuser oder Hütten, neu angeschaffte Ausstattung, selbst Hörige können „melioriert“ sein, das heißt, eine Steigerung „in ihrer Arbeitsleistung und Einsatzfähigkeit“ erfahren haben.¹² Die Meliorationsklausel war in Löffingen also durchaus geläufig. Wenn sie in der Hiltiger-Urkunde fehlt, ist das wohl kein notarieller Lapsus, sondern Teil der Vereinbarung, hier zugunsten von Sankt Martin.

Weniger leicht ist es, die Vorteile für die Empfängerin zu benennen, denn eine Besitzübertragung begründet ja nicht Eigentum oder Grundherrschaft. Die

„Gegeben im Dorf, das Löffingen heißt“

Sankt Martinskirche hat also weder volle Verfügungsgewalt über die tradierten Güter, noch ändert sich deren Rechtsstand. Wenn sie dennoch derartige Verträge eingeht, erklärt sich das aus dem sachenrechtlichen Status der Sankt Martinskirche. Sie ist eine Eigenkirche und damit – wie ULRICH STUTZ es einst zutreffend formuliert hat – ein „Privatunternehmen ihres Herrn“,¹³ hier eines unbekanntenen freien Löffinger Hofeigentümers. Dieser muss den Bau der Kirche sowie deren Erhaltung besorgen, die Ausstattung beschaffen, etwa Altartücher, Altarkreuze, Kerzen und Kerzenhalter, Messbücher, Kelch und Ornate für den Geistlichen, dazu in diesem Fall noch Pergament, Tinte und Schreibzeug für die verschiedenen Beurkundungsvorgänge. Der Geistliche war als „grundherrlicher Privatbeamter“¹⁴ eng an den Kircheneigentümer gebunden, der ihn in sein Amt einsetzte und für seinen Unterhalt zuständig war. Um diese veritablen Leistungen auf Dauer erbringen zu können, richtete der Eigentümer eine Art „örtliches Sondervermögen“ mit dem „Altar als Mittelpunkt“ ein.¹⁵ Hierzu zählten natürlich das Kirchengebäude und die Sachausstattung selbst, darüber hinaus Kirchhof, Garten, Ländereien, Leute, Einkünfte aus Opfergaben, Gebühren für Amtshandlungen und Grabstätten, später der Zehnt.¹⁶ Die Eigenkirche Sankt Martin ist also neben ihrer religiösen Zweckbestimmung auch ein Wirtschaftsbetrieb. So gesehen sind natürlich auch temporäre Einkünfte nützlich, zumal dann, wenn – wie hier – mit dem eingesetzten Kapital ein Mehrwert erzeugt und einbehalten werden darf.

Urkunde und Schreibakt

Für eine detaillierte paläografische Analyse der Hiltiger-Urkunde ist hier weder der Raum, noch ist sie fürs Erste nötig, denn bereits der kursorische Überblick zeigt, dass der im Hochformat auf einem etwa 14 cm breiten und etwa 22 cm hohen Pergament gesetzte Text in drei verschiedene Schriftbildabschnitte zerfällt. Einem ersten längeren Abschnitt mit raumgreifendem ruhigem Duktus, runden sorgfältig ausgearbeiteten Buchstaben und proportionierter Formgebung, folgt unmittelbar nach Abschluss der Pönformel¹⁷ (Abb. 2, Zeile 22) eine im Ganzen stark verdichtete Passage. Zeilen-, Wort- und Buchstabenabstände sind hier signifikant herabgesetzt; Dennoch wirkt die Hand auch hier nicht unruhig oder fahrig, sondern durchaus überlegt, souverän und konzentriert. Datum und Schreibersignatur (Abb. 2, Zeile 29ff) vermitteln dann wiederum ein offenes, leichthändiges Schriftbild. Man sieht hier auch einen deutlich dünneren Kiel, Haar- und Schattenstriche sind nahezu gleichstark. Der Schreiber muss für diese letzten Zeilen offenbar die Feder gewechselt haben.

Wie kann dieses abschnittsweise Schreiben erklärt werden? Wahrscheinlich dadurch, dass Hiltiger die Ausfertigung der Urkunde (mindestens) zweimal für eine gewisse Zeit unterbrochen hat. Solche Unterbrechungen hat PETER ERHART auch in einigen anderen St. Galler Urkunden gefunden: Manchmal wechselt zwischen bestimmten Abschnitten der Ausstellungsort, manchmal der Urkundenschreiber und manchmal wechseln sowohl Ausstellungsort als auch Urkunden-

Anmerkungen zur Urkunde des Hiltiger vom 16. Januar 819

schreiber.¹⁸ Wenn man im Fall der Hiltiger-Urkunde von einer Hand und (wahrscheinlich) einem Ort ausgeht, können die Unterbrechungen eigentlich nur durch den Rhythmus eines den Schreibakt begleitenden Rechtsrituals begründet sein. Insbesondere Privaturkunden an geistliche Empfänger – so wie das hier der Fall ist – bedurften der Einbindung in eine symbolische Handlungskette, etwa im Rahmen einer Messfeier, damit sie ihre volle Rechtsgültigkeit erlangen konnten. Die Ausstellung einer Privaturkunde ist also keineswegs nur ein profaner Rechtsakt, sondern stets zugleich ein Element der Liturgie.¹⁹ Bekannt ist etwa der Brauch, die unbeschriebene Urkunde, nebst Schreibzeug, auf die Erde zu legen, um sie dann vom Aussteller mit der Bitte um Beurkundung aufheben zu lassen und dem Schreiber zu überreichen.²⁰ Weiterhin ist überliefert, dass gerade Schenkungsurkunden an die Kirche im Laufe der Messfeier, während des Offertoriums, auf den Altar gelegt wurden.²¹ Dieses symbolische „Opfer“ ist Zeichen dafür, dass sich alle Beteiligten der Autorität des Kirchenheiligen, hier Sankt Martin, unterwerfen und sich dadurch öffentlich und gewissermaßen in höherem Grade an den Vertragsinhalt binden.²² Manchmal wurde das Dokument auch verlesen, übersetzt und ggf. noch eine Zeit lang präsentiert.²³ Ein präzises Bild über das fragliche Geschehen vom 16.1.819 in der Kirche Sankt Martin ist zwar nicht zu erhalten, aber man könnte sich dem Gesagten zufolge einen Handlungsablauf, inklusive der liturgisch begründeten Unterbrechungen etwa so vorstellen: Hiltiger hat den ersten Abschnitt nach vorheriger Absprache mit den Vertragspartnern in Ruhe gefertigt und bringt den Text zur Kirche mit. Zeugenliste und Befestigung werden dann im Laufe des Gottesdienstes („öffentlich im Kirchenhaus [...] in Anwesenheit derer, deren Unterschriften sie enthält“) eingetragen.²⁴ Datum und Schreibersignatur fügt Hiltiger wahrscheinlich mit einem etwas längerem zeitlichen Abstand (Wechsel der Schreibfeder) zur Messfeier hinzu.

Bemerkenswert ist die in das Pergament mit Lineal und Metallstift oder Griffel eingravierte Blindlinierung mit 17 Querzeilen, Randlinien links und rechts, doppelten Zirkellöchern am linken, sowie mehreren Einstichlöchern am rechten Rand.²⁵ Dass Hiltiger diese Lineatur beim Schreibvorgang nicht berücksichtigt, ist durch den Satzspiegel begründet, dessen Schriftfeld für den Urkundentext nicht ausgereicht hätte. Das bedeutet aber zugleich, dass die Lineatur kaum für die vorliegende Urkunde gefertigt wurde, sondern dass das Pergament – wie auch PETER ERHART annimmt – in einem ursprünglich anderen Verwendungszusammenhang stand.²⁶ Wahrscheinlich war es für einen Codex vorgesehen.²⁷ Diese gut begründete Annahme ist insofern von Bedeutung, weil sie einen klösterlichen Entstehungs- und Nutzungskontext des Pergaments belegt. Eine Verbindung zwischen diesem Pergament, dem Kloster (St. Gallen) und dem actum-Ort Löffingen kann, nachdem es jedenfalls bis zum Jahr 886 keine sonstigen Beziehungen zwischen Löffingen und St. Gallen gegeben hat,²⁸ eigentlich nur in der Person des Urkundenschreibers oder in dessen unmittelbarem Umfeld zu suchen sein.

„Gegeben im Dorf, das Löffingen heißt“

Schrift und Schreiber

Die Identität des Schreibers Hiltiger ist nicht eindeutig zu klären, weil seine Urkunde das einzige überlieferte Dokument aus seiner Hand ist und darüber hinaus keine biografischen Anhaltspunkte vorliegen, die dem Schreiber Hiltiger mit Sicherheit zuzuordnen sind.

Es empfiehlt sich, zunächst Hiltigers Handschrift zu begutachten: Trotz des abschnittsweise wechselnden Schriftbilds stammt der gesamte Text sicherlich aus einer Hand. Dafür sprechen sowohl die unmerklichen Variationen im Duktus und bei den Buchstabenformen als auch die stets gleichartige Verwendung zweier Ligaturen²⁹: Der *ri*-Ligatur (Abb. 2, Zeile 15: *fuertit*, Zeile 27: *emrit*, Zeile 31: *scripsi* und *subscripsi*) und der *re*-Ligatur (Abb. 2, Zeile 12: *redimere*, Zeile 28: *reginhart*). Beiden Ligaturen gelten als Merkmale der alemannischen Minuskel, einer Regionalschrift, die sich um die Mitte des 8. Jahrhunderts in St. Gallen und auf der Reichenau herausbildete und seinerzeit in der gesamten Bodenseeregion Verbreitung fand.³⁰ Außer den *ri*- und *re*-Ligaturen finden sich in Hiltigers Schrift keine Kennzeichen der alemannischen Minuskel, vielmehr fehlen drei typische Indikatoren: Erstens die *nt*-Ligatur in der Wortmitte, zweitens das meist linkschräge dreiförmige *g* und drittens das sogenannte Doppel-*c* als *a*.³¹ Hiltiger schreibt hier also, wie manche anderen Schreiber in dieser schrifttypologischen Übergangsphase auch,³² in einem sehr individualisierten Stil mit Komponenten alemannischer und karolingischer Minuskel.

Aus dieser handschriftlichen Eigenart und dem für St. Gallen untypischen Formelgut zieht PETER ERHART den Schluss, es müsse sich beim Schreiber Hiltiger um einen lokalen Priester gehandelt haben.³³ Hingegen setzt RUPERT SCHAAB, gestützt auf Eintragungen im Verbrüderungsbuch des Klosters Reichenau und im St. Galler Nekrolog, den Schreiber Hiltiger mit einem Sankt Galler Priestermonch gleichen Namens gleich.³⁴ Die beiden Annahmen müssen sich gar nicht – wie PETER ERHART³⁵ meint – ausschließen. Es ist durchaus möglich, mithilfe der wenigen biografischen Informationen (Daten, Weihegrade), einen plausiblen Lebenslauf zu entwerfen, in dem der Schreiber Hiltiger und der St. Galler Priestermonch Hiltiger miteinander identisch sind.

Der Urkundenschreiber Hiltiger muss in einem unbekanntem lokalen Schreibzentrum³⁶ (Sankt Gallen oder Reichenau) sowohl seine Schriftlichkeit als auch die erforderlichen notariellen Fähigkeiten erworben haben, bevor er am 16.1.819 seine Urkunde ausstellen konnte. Da er sie ohne Amtstitel signiert, ist sein weltlicher oder geistlicher Status zunächst unklar. Diese Auslassung ist indes für die damalige Zeit nicht ungewöhnlich und schließt auch noch nichts aus, denn mitunter fehlen auch bei Priesterurkunden Titel und Weihegrad.³⁷ Interessant ist in diesem Kontext die Selbstbezeichnung „*Ich, Hiltiger, der unwürdige Sünder*“. Sie könnte eine Art Ersatzformel für Hiltigers Amtstitel sein, dann wäre sie zugleich auch ein Hinweis auf eine – allerdings noch unbestimmbare – Beziehung des Schreibers Hiltiger mit einem Kloster. Von einem Ordinierten – auch mit niedrigem Weihegrad (Subdiakon) – wurde im Kloster mehr Demut

Anmerkungen zur Urkunde des Hiltiger vom 16. Januar 819

erwartet als von Mönchen oder gar von Laien.³⁸ Diese hohen Ansprüche an die *humilitas*³⁹ beruhen auf der Vorstellung, ein Ordiniertes sei durch die Weihe gegenüber Mitmenschen und Mitmönchen herausgehoben und wäre daher mehr als andere der Gefahr von Hochmut ausgesetzt. Das Bekenntnis der sündigen Unwürdigkeit könnte also auf Hiltiger als einen Ordinierten an der Schwelle zum Mönchtum (oder auch umgekehrt) hinweisen, der auf die Führung seines Amstittels zugunsten einer (verinnerlichten) „mönchischen“ Demutsformel verzichtet. Da die oft enge Interaktion zwischen Mönchtum und Weltpriestertum aber ohnehin dazu geführt hat, dass sich der Lebensstil von Mönchen und Klerikern nicht mehr klar unterscheiden lässt, und es seinerzeit sowohl zu einer Klerikalisierung der Klöster als auch zu einer „Ausrichtung klerikalen Lebens“ an monastischen Vorbildern kommt,⁴⁰ ist eine eindeutige Zuordnung Hiltigers zu einer der beiden Sphären für den Zeitpunkt 819 weder möglich, noch würde sie einen wirklichen Erkenntniszuwachs bedeuten.

Die weiteren von RUPERT SCHAAB ermittelten Daten über den Sankt Galler Priestermonch Hiltiger fügen sich jedenfalls fast nahtlos in diese kleine Theorie ein. Im Verbrüderungsbuch des Klosters Reichenau wird ein Hiltiger vor dem Jahr 827 als Subdiakon in St. Gallen erwähnt.⁴¹ Der Schreiber Hiltiger wäre nach dieser Lesart in den 820er Jahren mit dem niedrigsten Weihegrad in St. Gallen eingetreten, wo er dann in regulärem Karriereverlauf zuerst zum Diakon (so allerdings nicht belegt) und dann wieder nachweisbar zum Priestermonch geweiht wird, als der er schließlich an einem 13. Dezember zwischen 868 und 876 stirbt.⁴²

St. Martin und Löffingen

Der Kirche Sankt Martin, so legt es der vergleichsweise dichte Quellenbestand aus dem 9. Jh. nahe, sind innerhalb eines nicht näher bestimmbar Gebiets um Löffingen zentralörtliche Funktionen zugefallen. Sie firmiert mehrfach als actum-Ort und ist Empfängerin von Besitzübertragungen. Bemerkenswert ist, dass Sankt Martin in der Hiltiger-Urkunde (erstmal im gesamten Urkundenbestand überhaupt) den Titel „*basilica*“⁴³ führt. Das könnte nach PAUL OBERHOLZER auf einen – bisher jedoch undefinierbaren – Bedeutungsunterschied gegenüber anderen Kirchen, die in den Quellen etwa „*ecclesia*“, „*capella*“ oder „*titula*“ genannt werden, hinweisen.⁴⁴

Vielleicht liefert die Etymologie des Wortes „*basilica*“ einen Ansatz. „*Basilica*“ geht auf das altgriechische βασιλική στοά (*basiliké stoá*) zurück, lateinisch: *basilica domus* und deutsch: Königshalle. Man könnte demzufolge den Titel „*basilica*“ mit dem Königsgut in Verbindung bringen, auf dem Sankt Martin gegründet worden sein soll.⁴⁵ Warum man schon kurze Zeit später (838) von der Bezeichnung „*basilica*“ zugunsten von „*ecclesia*“ dauerhaft abrückt, kann fürs Erste nicht geklärt werden. Mit einer Änderung der Kirchenarchitektur (Grundriss, Gestalt, Material) dürfte kein Zusammenhang bestehen, denn das zum Kirchenbau eingesetzte Baumaterial (Holz- oder Steinbau) lässt keine Rückschlüsse auf die religiöse oder verwaltungsrechtliche Stellung der Kirche zu.⁴⁶

„Gegeben im Dorf, das Löffingen heißt“



Abb. 3: Ausschnitt aus der Stadtansicht von Martin Menrad aus dem Jahr 1680.
Das kleine etwas abgesetzte Gebäude rechts unten ist die St. Kümmerniskapelle.
Kopie im Stadtmuseum Löffingen, eigene Fotografie.

Den ursprünglichen Standort der Sankt Martinskirche lokalisieren zu wollen, ist mangels archäologischer Befunde ein stark spekulationsverdächtiges Unterfangen. Die erstmals von GEORG TUMBÜLT geäußerte Annahme, wonach Sankt Martin bei einem 1503 erwähnten „*cimiterium exterius*“, einem außerhalb der Stadt gelegenen Friedhof, zu suchen sei,⁴⁷ wurde in der Löffinger Historiographie fortgeschrieben, zuletzt von EMIL KETTERER. Er vermutet, die 1823 abgebrochene St. Kümmerniskapelle könnte „zur Erinnerung auf den Grundmauern der alten Kirche“ errichtet worden sein.⁴⁸ Obwohl in der Tat einiges für einen Standort auf oder in der Nähe des Alenbergs spricht, etwa die am Südhang des Alenbergs entdeckten beigabenlosen (christlichen?) Gräber⁴⁹ oder die noch bis in das späte 18. Jahrhundert nachweisbare magisch-religiöse Bedeutung des Berges,⁵⁰ sind sichere Aussagen einmal mehr nicht zu treffen.

Zur Erfüllung notarieller Aufgaben verfügte Sankt Martin sicherlich über ein eigenes kleines Urkundenarchiv.⁵¹ Die hier abgelegten Dokumente mögen auch als Schreibvorlage für spätere Rechtsgeschäfte gedient haben. Die Hiltiger-Urkunde, die ja im Hinblick auf das Formelgut als eigenwilliger Text gilt, könnte für die Beurkundung der Besitzübertragung des Arnolf am 11. November 838⁵² noch einmal herangezogen worden sein. Während Schrift, Stil und Latein voneinander abweichen und somit klargestellt ist, dass die beiden Urkudentexte auf jeden Fall von verschiedenen Schreibern stammen, zeigen sowohl das Formelgut als auch die Reihenfolge der Formeln doch einige Übereinstimmungen.

Anmerkungen zur Urkunde des Hiltiger vom 16. Januar 819

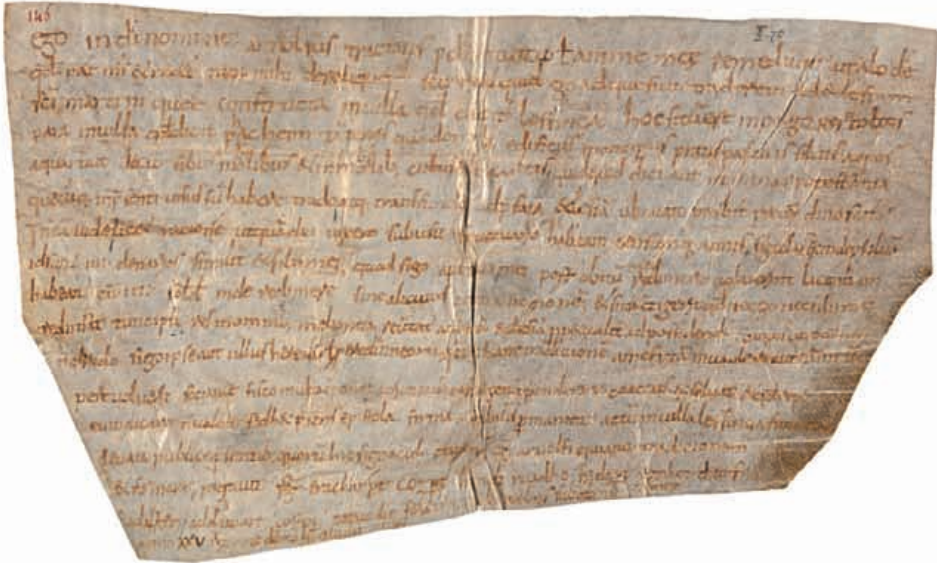


Abb. 4: Traditionsurkunde II 146. Stiftsarchiv St. Gallen.

Nicht nur der Kirche, sondern auch dem Ort Löffingen selbst kam eine erhöhte regionale Bedeutung zu. Das Martinspatrozinium⁵³ und die späteren schriftlichen Hinweise auf Fiskalbesitz⁵⁴ in Löffingen sprechen dafür. Ob man allerdings soweit gehen kann, Löffingen in den Mittelpunkt einer „centene Löffingen“⁵⁵ zu stellen, wie MANFRED GLUNK es getan hat, ist zumindest fraglich. Zwar stützt sich seine Annahme auf den in der Hiltiger-Urkunde genannten Zeugenführer „Beringer centenarii“⁵⁶, doch ist durchaus nicht ausgemacht, dass jener Beringer seinen Sitz tatsächlich in Löffingen hatte und nicht doch von woanders her stammte, von wo er für die Beurkundung eigens nach Löffingen angereist ist.⁵⁷ Da Beringer überhaupt nur in der Hiltiger-Urkunde erwähnt wird, kann diese Frage so nicht beantwortet werden. Hingegen fällt bei den Zeugenlisten die Wiederkehr bestimmter Namen über Jahre und sogar Jahrzehnte hinweg auf: Erchanbret⁵⁸, Emrit⁵⁹, Hunolt⁶⁰, Cozbret⁶¹. Das lässt nicht nur die „übliche Kontinuität“ von Namen in Löffingen vermuten,⁶² sondern spricht darüber hinaus für einen zumindest in Teilen festen Stamm von Zeugen und Zeugenfamilien. Vielleicht bildet sich hier eine lokale Oberschicht ab.

Was bleibt?

Am Ende dieser Auseinandersetzung mit der Urkunde des Hiltiger bleibt ein gewisses Gefühl von Unzufriedenheit zurück. Das zur Verfügung stehende Quellenmaterial ist, so gut es geht, ausgeschöpft und trotzdem ist noch so vieles unsicher, vage, Vermutung. An diesem bedauerlichen Zustand wird sich auch so lange nichts ändern, bis einmal handfeste archäologische Befunde erhoben

„Gegeben im Dorf, das Löffingen heißt“

werden, ohne die für die ältere Geschichte Löffingens einfach kein Erkenntniszuwachs mehr zu erwarten ist. Aber auch wenn das Bild des Geschehens, das sich am 16. Januar 819 in Löffingen zugetragen hat, noch so unscharf sein mag: Es schimmert durch das 1200 Jahre starke Paket an Zeitschichten doch etwas von dieser fernen Welt hindurch. Wir erkennen Menschen, deren Existenz ganz auf eine höhere Macht, auf Gott verwiesen war. Darin unterschieden sie sich von uns. Zugleich erkennen wir Menschen mit Abstiegsängsten, Daseinsorgen, aber auch mit Aufstiegshoffnungen und Wohlstandserwartungen. Und darin sind sie uns heutigen gleich.

Autor

DR. PHIL. MATTHIAS WIDER

49 Jahre alt. Fachleiter Geschichte am Seminar für Didaktik Freiburg. Lehrer an der Realschule im Bildungszentrum Bonndorf. Lehrbeauftragter an der PH Freiburg, Abteilung Geschichte. Kulturbeauftragter des Vereins der Laternenbrüder Löffingen 1889 eV. Mitglied im kulturellen Beirat und im Präsidium der VSAN.

Literatur

BADER, KARL SIEGFRIED, Das mittelalterliche Dorf als Friedens- und Rechtsbereich (Studien zur Rechtsgeschichte des mittelalterlichen Dorfes, Teil 1), Köln/Wien/Böhlau, 1981³.

BRAUER, MICHAEL: Quellen des Mittelalters, Paderborn 2013.

ERHART, PETER: Herr und Nachbar. Beziehungen zwischen dem Kloster St. Gallen und der Baar in der Karolingerzeit, in: VOLKHARD HUTH/R. JOHANNA REGNATH (Hrsg.): Die Baar als Königslandschaft. Veröffentlichungen des alemannischen Instituts Freiburg i.Br. (Nr. 77), Ostfildern 2010, S. 127–160.

GLUNK, MANFRED: Die Karolingischen Königsgüter. Ein Beitrag zur Geschichte der Baar im 8. und 9. Jahrhundert, in: Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar 27 (1966), S. 1–33.

HEIDECKER, KARL: Urkunden schreiben im alemannischen Umfeld des Klosters St. Gallen, in: ERHART, PETER/HEIDECKER, KARL/ZELLER, BERNHARD: Die Privaturkunden der Karolingerzeit, Zürich 2009, S. 183–191.

KASTEN, BRIGITTE: Agrarische Innovation durch Prekarien?, in: Kasten, Brigitte (Hrsg.): Tätigkeitsfelder und Erfahrungshorizonte des ländlichen Menschen in der frühmittelalterlichen Grundherrschaft (bis ca. 1000). Festschrift für Dieter Hägermann zum 65. Geburtstag (VSWG-Beihefte 184), München 2006, S. 139–154.

KETTERER, EMIL: Löffingen. Beiträge zur älteren Geschichte, Konstanz 2005.

MAAG, NATALIE: Alemannische Spuren in Lorsch, in: JULIA BECKER/TINO LICHT/STEFAN WEINFURTER (Hrsg.): Karolingische Klöster. Wissenstransfer und kulturelle Innovation, Berlin/Boston 2015, S. 163–173.

McKITTERICK, ROSAMOND: Schriftlichkeit im Spiegel der frühen Urkunden St. Gallens, in: OCHSENBEIN, PETER (Hrsg.): Das Kloster St. Gallen im Mittelalter. Die kulturelle Blüte vom 8. bis zum 12. Jahrhundert, Darmstadt 1999, S. 69–82.

NURBAUM, OTTO: Kloster, Priestermonch und Privatmesse. Ihr Verhältnis von den Anfängen bis zum hohen Mittelalter, Bonn 1961.

Anmerkungen zur Urkunde des Hiltiger vom 16. Januar 819

- OBERHOLZER, PAUL: Vom Eigenkirchenwesen zum Patronatsrecht. Leutkirchen des Klosters St. Gallen im Früh- und Hochmittelalter, herausgegeben vom Staatsarchiv und Stiftsarchiv St. Gallen, St. Gallen 2002.
- PICHLER, SANDRA/ALT, KURT, W.: Die alamannischen Gräber von Löffingen, in: *Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile* 38 (1995), S. 159–171.
- SCHAAB, RUPERT: Mönch in St. Gallen. Zur inneren Geschichte eines frühmittelalterlichen Klosters. Vorträge und Forschungen – Sonderbände, Band 47, Herausgegeben vom Konstanzer Arbeitskreis für mittelalterliche Geschichte, Ostfildern 2003.
- SCHOLKMANN, BARBARA: Christianisierung und Kirchenbau. Überlegungen zu Topografie und Typologie der frühmittelalterlichen Kirchen im alemannischen Raum, in: BERSCHIN, WALTER/GEUENICH, DIETER/STEUER, HEIKO (Hrsg.): *Mission und Christianisierung am Hoch- und Oberrhein (6.–8. Jahrhundert)*. Archäologie und Geschichte. Freiburger Forschungen zum ersten Jahrtausend in Südwestdeutschland (Bd. 10), Stuttgart 2000, S. 111–138.
- STUTZ, ULRICH: Die Eigenkirche als Element des mittelalterlich-germanischen Kirchenrechts, Darmstadt 1955.
- TUMBÜLT, GEORG: Forschungen zur älteren Geschichte der Stadt Löffingen vornehmlich im Mittelalter, in: *Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar und der angrenzenden Landesteile* 16 (1926), S. 3–47.
- Urkundenbuch der Abtei Sanct Gallen: Herausgegeben von der antiquarischen Gesellschaft in Zürich. Bearbeitet von HERMANN WARTMANN, 6 Bde., Bd. I: Jahr 700–840, Zürich 1863. Zitiert: Wartmann 1863.
- ZELLER, BERNHARD: Urkunden und Urkundenschreiber des Klosters St. Gallen bis ca. 840, in: ERHART, PETER/HEIDECKER, KARL/ZELLER, BERNHARD: *Die Privaturkunden der Karolingerzeit*, Zürich 2009, S. 173–182.

Anmerkungen

- 1 „Im Dorf, das Leffinga (Löffingen) heißt,“ WARTMANN 1863, Nr. 240.
- 2 Ausführlicher dazu ERHART 2010, S. 151ff.
- 3 BRAUER 2013, S. 15ff.
- 4 WARTMANN 1863, Nr. 240.
- 5 Übereigner, Schenker.
- 6 Hundertschaftsvorsteher. Hier wohl in der Funktion eines gräflichen Beamten.
- 7 Eigene Übersetzung. Der Begriff „Villa“ kann sowohl „Dorf“ als auch „Hof“ meinen. Dazu: BADER 1981, S. 91 und S. 123. Ausschlaggebend ist das Erscheinungsbild der fraglichen Siedlung, worüber in Bezug auf Löffingen im Jahr 819 zwar keine zuverlässigen Aussagen zu treffen sind. Man darf aber wohl von einem Baubestand mit mehr als nur einem Hof mit angeschlossener Kirche ausgehen. Siehe dazu auch unten den Abschnitt: *St. Martin und Löffingen*. Daher wird „Villa“ hier mit „Dorf“ übersetzt.
- 8 ERHART 2010, S. 153.
- 9 PETER ERHART vermutet Ebarhart und Peranhart als Söhne des Ruadger. ERHART 2010, S. 154. Georg Tumbült sieht in Ebarhart und Peranhart die Verwalter der Kirche, was jedoch weniger wahrscheinlich ist. TUMBÜLT 1926, S. 19.
- 10 ERHART 2010, S. 154.
- 11 WARTMANN 1863, Nr. 376.

„Gegeben im Dorf, das Löffingen heißt“

- 12 KASTEN 2006, S. 143.
 13 STUTZ 1955, S. 32.
 14 Ebd., S. 32.
 15 Ebd., S. 67.
 16 Ebd., S. 67.
 17 Beschreibung des Strafmaßes bei
 Zuwiderhandlung.
 18 ERHART 2010, S. 152. Dazu auch:
 HEIDECKER 2009, S. 190, 191.
 19 BRAUER 2013, S. 31.
 20 ERHART 2010, S. 151.
 21 BRAUER 2013, S. 31.
 22 Ebd., S. 31.
 23 Ebd., S. 31.
 24 Dazu etwa McKITTERICK 1999, S. 77.
 So auch in einem anderen Fall bei
 ERHART 2010, S. 146f.
 25 Auskunft Stiftsarchiv St. Gallen.
 26 ERHART 2010, S. 154.
 27 Auskunft Stiftsarchiv St. Gallen.
 28 OBERHOLZER 2002, S. 228.
 29 Die Verbindung mindestens zweier
 Buchstaben zu einer Einheit.
 30 MAAG 2015, S. 163.
 31 Ebd., S. 164.
 32 Ebd., S. 167f. Dazu auch: ZELLER
 2009, S. 181.
 33 ERHART 2010, S. 154.
 34 SCHAAB 2003, S. 72, Anmerkung 190.
 35 ERHART 2010, S. 154.
 36 HEIDECKER 2009, S. 183.
 37 Ebd., S. 184.
 38 Dazu NURBAUM 1961, S. 56.
 39 Demut.
 40 OBERHOLZER 2002, S. 79.
 41 SCHAAB 2003, S. 72, Anmerkung 190.
 42 Ebd., S. 255.
 43 WARTMANN 1863, Nr. 240.
 44 OBERHOLZER 2002, S. 85.
 45 TUMBÜLT 1926, S. 18.
 46 SCHOLKMANN 2000, S. 122.
 47 TUMBÜLT 1926, S. 21, Anmerkung 1.
 48 KETTERER 2005, S. 207.
 49 PICHLER/ALT 1995, S. 159.
 50 Der Alenberg war bis 1786 einer der
 zentralen Orte für die Liturgie der
 Himmelfahrtsprozession. KETTERER
 2005, S. 248. Außerdem erscheint er
 in den Akten über die Löffinger
 Hexenprozesse als „Tanzplatz“ für
 Teufelsbuhlerei. KETTERER 2005,
 S. 137.
 51 ERHART 2010, S. 155.
 52 WARTMANN 1863, Nr. 376.
 53 Schutzherrschaft eines Heiligen
 über eine Kirche. St. Martin war
 fränkischer Reichsheiliger.
 54 Jahr 886. WARTMANN 1863, Nr. 653.
 55 GLUNK 1966, S. 15.
 56 WARTMANN 1863, Nr. 240.
 57 Siehe dazu auch: McKITTERICK 1999,
 S. 77.
 58 Jahr 819. WARTMANN 1863, Nr. 240/
 Jahr 838. WARTMANN 1863, Nr. 376/
 Jahr 889. WARTMANN 1863, Nr. 673.
 59 Jahr 819. WARTMANN 1863, Nr. 240/
 Jahr 889. WARTMANN 1863, Nr. 673.
 60 Jahr 838. WARTMANN 1863, Nr. 376/
 Jahr 889. WARTMANN 1863, Nr. 673.
 61 Jahr 838. WARTMANN 1863, Nr. 376/
 Jahr 889. WARTMANN 1863, Nr. 673.
 62 ERHART 2010, S. 153, Anm. 129.

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch (1317 – 1336)

VON FRANZ WALDERMANN

1316 stiftete die adlige Elisabeth von Bisingen zum Gedächtnis an ihren verstorbenen Ehemann dem Johanniterorden ein Haus in Lenzkirch. Es diente zwanzig Jahre lang als Unterkunft für Angehörige des Ordens und für Frauen in Not. Der folgende Beitrag beleuchtet die Familienverhältnisse der Stifterin, die materielle Ausstattung des Hauses und seine Funktion für die Bewohner und den Orden. Er eröffnet damit an einem Beispiel aus unserer Region Einblicke in adlige Besitzverhältnisse, Geschlechterrollen und Jenseitsvorstellungen im späten Mittelalter.

Die Stifterin und ihre Familie

Elisabeth von Bisingen stammte aus einer angesehenen Ritterfamilie bei Hechingen.¹ Sie war mit dem Ritter Konrad von Blumberg-Blumegg² mit Sitz auf der Burg Tannegg bei Bonndorf standesgemäß verheiratet. Nach dem urkundlich belegten Begriff der *ehylichen uus-erwelti*³ ist anzunehmen, dass auch das Ritter-Ehepaar einer damals sehr modernen Ehevorstellung anhing, in der zentral waren: Zuneigung und Freiheit in der Wahl seines Ehepartners und ein Umgang auf Augenhöhe; das bedeutete eine Gleichwertigkeit der Geschlechter mit ge-



meinsamem Wirtschaften und schließlich das Erwirtschaftete dem Überlebenden in Gänze zu vererben.⁴ So vermachte Konrad seiner Ehefrau schon am 30. Dezember 1293 Eigengüter und Lehensgüter bei Bonndorf und Ewatingen durch eine – in seiner Zeit außer-

Vor 700 Jahren wurde das Johanniterhaus Lenzkirch zum ersten Mal erwähnt. Sein Siegel hat das Johanniterkreuz mit der Umschrift: + · S · DOMUS · IN · LENZKILCH · und mittig das Bisinger Wappenschild.

Diese Verknüpfung zeigt die führende Rolle der Elisabeth von Bisingen im Johanniterordenshaus in Lenzkirch.⁵²

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

gewöhnliche – schriftliche Verfügung⁵ für den Fall seines Ablebens. Mit diesem zukünftigen Wittum, dem Witwengut, sicherte er seine Elisabeth materiell ab und verhinderte damit, dass ein männlicher Witwen-Vormund Elisabeths Selbstständigkeit, auch in finanziellen Dingen, vereitelte. Im Laufe seines Lebens hatte er, wie die Urkunden zeigen, viele weitere Güter und Rechte in die Hand seiner Ehefrau gelegt.⁶ Allerdings traf er keine schriftliche Verfügung über die *Herrschaft Lenzkirch*,⁷ ein Lehen des Grafen von Fürstenberg und eines von den Herren von Lupfen-Stühlingen,⁸ und über andere Güter in Lenzkirch⁹ und in Amoltern¹⁰ bei Endingen am Kaiserstuhl. Vermutlich ein Versäumnis. Am 16. Januar 1314 starb Konrad von Blumegg – ohne eheliche Erben. Seine Angehörigen setzten ihn in Lenzkirch bei.¹¹

Konrads Neffe Johann von Blumegg übernahm als rechtlicher Erbe das Allod der Familie¹² und die urkundlich nicht verfügbaren Güter. Diese Güter waren für Elisabeth Anlass, sich mit ihrem Neffen in einem entschlossenen Erbstreit¹³ auseinanderzusetzen; letztlich ohne Erfolg. Elisabeth von Bisingen stiftete – wie es im Mittelalter für den gehobenen Witwenstand¹⁴ üblich war – zur Memoria¹⁵ für ihren verstorbenen Ehemann und für das Seelenheil der Verstorbenen ihrer beider Familien dem Johanniterorden nicht nur ein Anniversar, sondern ihren Besitz, auch um Schutz und Sicherheit für sich, ihre Güter und Rechte zu haben.¹⁶ Die Schenkungsurkunde dazu datiert den 28. Februar 1316. Der Umfang von Elisabeths Stiftung,¹⁷ der sich vor allem aus diesem Schenkungsvertrag, aber auch aus zwei Vorschlägen Johanns vom 14. November 1315¹⁸ und vom 14. Februar 1316¹⁹ gut umreißen lässt,²⁰ war für eine Ritter-Witwe immens.²¹ Der Wert der Stiftung lag um ein Vielfaches höher als z. B. die Aussteuer und Einkleidung der Grafensöhne Egen und Friedrich von Fürstenberg bei ihrem Eintritt in den Johanniterorden in Villingen.²² In den gräflichen Augen war Elisabeths Stiftung für ein Anniversar, selbst wenn es kein einfaches, sondern ein perennierendes (d. h. ein über mehrere Jahre täglich zu haltendes) Totengedenken über Jahre sein sollte, unangemessen hoch, geradezu hochtrabend. Dieser Einschätzung seines Dienstherrn, des Grafen Heinrich II. von Fürstenberg, schloss sich Elisabeths Neffe, der Ritter Johann von Blumegg, an.²³ Johann hielt deshalb Abstand zu Elisabeths Stiftung. Vielmehr verteidigte er sein Erbe gegen alle Ansprüche, die von Elisabeths Seite kamen. Jedoch verkaufte er am 10. Mai 1316 aus der Herrschaft Lenzkirch das *Neue Gut* mit Leuten und Gerichten für 270 Mark Silber an seine Tante.²⁴ So kamen schließlich die umstrittenen Lenzkircher Güter durch Kauf doch in ihr Eigentum. Dabei war das *Neue Gut Lenzkirch* Elisabeths Herzstück in ihrer Stiftung²⁵ an die Johanniter; hinzu kamen alle ihre anderen Eigengüter.

Ein Haus für Johanniterinnen, Johanniterpriester und Frauen in Not

Die Stiftung hatte anfänglich ein ganz konkretes Problem: Es gab zwar eine Kirche mit Friedhof in Lenzkirch, aber 1316 keinen verfügbaren Pfarrhof mit genügenden Wohnplätzen und entsprechender Landwirtschaft. Deshalb musste

1317–1336

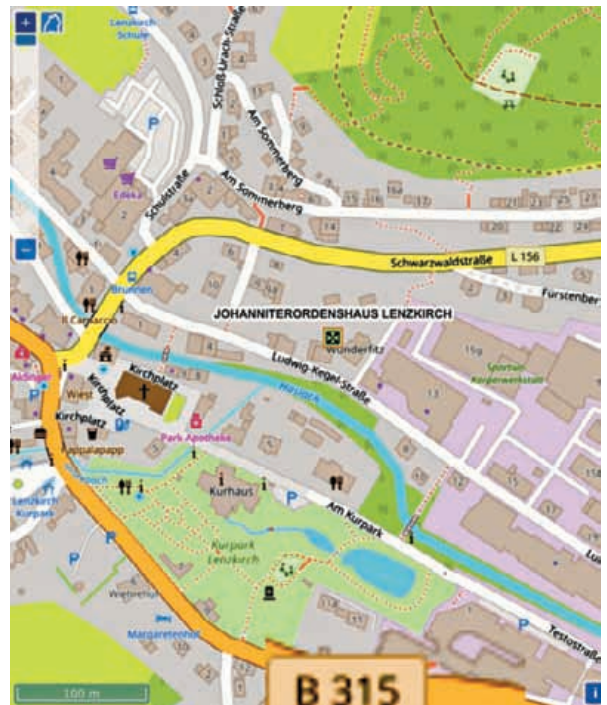
Elisabeth zunächst für die Ordensleute und sich eine Unterkunft in Kirchnähe schaffen. Diese ließ sie wohl unweit der Haslach erbauen.²⁶ Sie umfasste *daz hus vnd gesäste vnd hofrait*, also ein bäuerliches Gut mit Hof.²⁷ Möglicherweise gab es noch ein Pilger- oder Gästehaus, das durch die Befreiung von der Weinaus-schanksteuer 1326 vom Grafen Heinrich von Fürstenberg praktisch gefördert wurde. Diese Urkunde und ihr Ausstellungsdatum legen nahe, dass es zehn Jahre nach der Stiftung offenbar ein repräsentatives Fest im Haus in Lenzkirch gegeben hat. Dass im Johanniterhaus die Verkaufsurkunde für Frau Hiltburg im Turm am 14. September 1329 ausgestellt wurde,²⁸ weist es als zentrale Verwaltungsstelle der gesamten Stiftung aus und zeigt, dass es in dem neuerbauten Gebäude frei zugängliche öffentliche Hausteile gab.

Nach dem Stiftungsbrief Elisabeths sollten in dieser Unterkunft drei bis vier Ordenskapläne, zwei und mehr Johanniterinnen, Frauen in Not und Elisabeth selbst Platz finden. Es wird deshalb dort neben den Wohn- und Schlafräumen wohl eine Küche und einen größeren Speiseraum gegeben haben. Ob eine Klausur bestand, bleibt offen.

1317²⁹ lebten in diesem Haus zwei Ordenspriester, eine Ordensschwester und Elisabeth von Bisingen. Im Zeitraum von 1317 bis 1331 bildeten nachweislich mehrere Frauen und Brüder dort zusammen einen Konvent. Zum Hausgesinde schweigen die Quellen.

Von zwei Johanniterinnen, die dieses Haus bewohnten, sind die Namen bekannt: Schwester Udelhilt von Blumberg, verwitwete Ehefrau des Walger von Bernhausen, und Schwester Clara von Burgberg.³⁰ Von zwei Ordensgeistlichen kennen wir ebenfalls die Namen: Bruder Ulrich von Meßkirch³¹ und Bruder Gero von Lichtenstein.³² Zeitüblich waren die Religiösen mit einer Pfründe versorgt. Davon wurden die Lebenshaltungskosten bestritten. Elisabeth von Bisingen hatte diese Kosten pro Jahr mit etwa 5 Mark Silber für jede Person des Hauses veranschlagt.³³ Vermutlich wurde der kleine Konvent wirt-

Topographische Lage des einstigen Johanniterordenshauses Lenzkirch; danach lag es nördlich der Haslach nah zur heutigen Ludwig-Kegel-Straße, ein Widerspruch zu den Urkunden, die Elisabeth von Bisingens Herrschaft für Lenzkirch-Süd und die Flussmitte der Haslach als dessen nördliche Grenze ausweisen.²⁶



Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

Das orange Haus des Kindergartens Wunderfitz, 1911 vom Frauenverein Lenzkirch als Kinderhort erbaut,¹⁰¹ steht im Gebiet des ehemaligen Johanniterhauses, 1316 von Elisabeth von Bisingen auch als ein Haus für Frauen in Not gestiftet. Damals wie heute sind soziale Einrichtung und Pfarrkirche in Sichtweite.
Foto Brigitte Waldermann, 2018.



Die Luftaufnahme zeigt Lenzkirch um 1960.⁹⁶ Vor der St. Nikolauskirche verläuft die Straße Am Kirchplatz vorbei am prächtigen alten Pfarrhof (vorne rechts). Auf seinem Grundstück stand einst der Stollenhof, den 1315 sein Namensgeber Stolle bewirtschaftete. Hinter der Kirche zieht die Ludwig-Kegel-Straße nach rechts oben, wo sich seit 1911 das Kindergartengebäude mit seinen symmetrischen Doppelgauben befindet. 1316 errichtete in diesem kirchnahen Umfeld Elisabeth von Bisingen das Johanniterhaus Lenzkirch. Versorgt wurde das Ordenshaus vermutlich vom nahgelegenen Stollenhof.⁹⁷

schaftlich durch den Stollenhof, der seit 1315 seinen Namen nach dem Lehensnehmer *Stolle* trug,³⁴ versorgt. Sicherlich gab es auf diesem größeren Hof auch Holz, Speicher und Stallungen für das Johanniterhaus. Der Stollenhof war auch Pfarrhof und 1316 im Besitz von Elisabeths Neffen Johann. Der Hof stand nach mehrfacher Zerstörung und Wiederaufbau bis zu seinem endgültigen Abriss 1965 auf dem Grundstück des heutigen katholischen Pfarrhauses, Am Kirchplatz 5.³⁵

Dem Stiftungszweck nach feierten die Brüder und Schwestern gemeinsam die Gottesdienste, bei denen das Gedächtnis der Verstorbenen der beiden Familien von Bisingen und von Blumegg öffentlich liturgisch begangen wurde. Dazu kamen die privaten Fürbittgebete. Zusammen hielten die Religiösen die Stundengebete nach Ordensbrauch ein. Zusammen nahmen sie die Mahlzeiten ein, bei denen vorgelesen wurde.³⁶ In Lenzkirch dienten wie im überregionalen Orden die Frauen nicht mehr in der Krankenpflege; sie waren ausschließlich Beterinnen.³⁷ Wie sich der zweite Stiftungszweck, Frauen in Not Hilfe und Zuflucht zu sein, gestaltete, bleibt unklar.

Die innere Struktur des Johanniterhauses in Lenzkirch

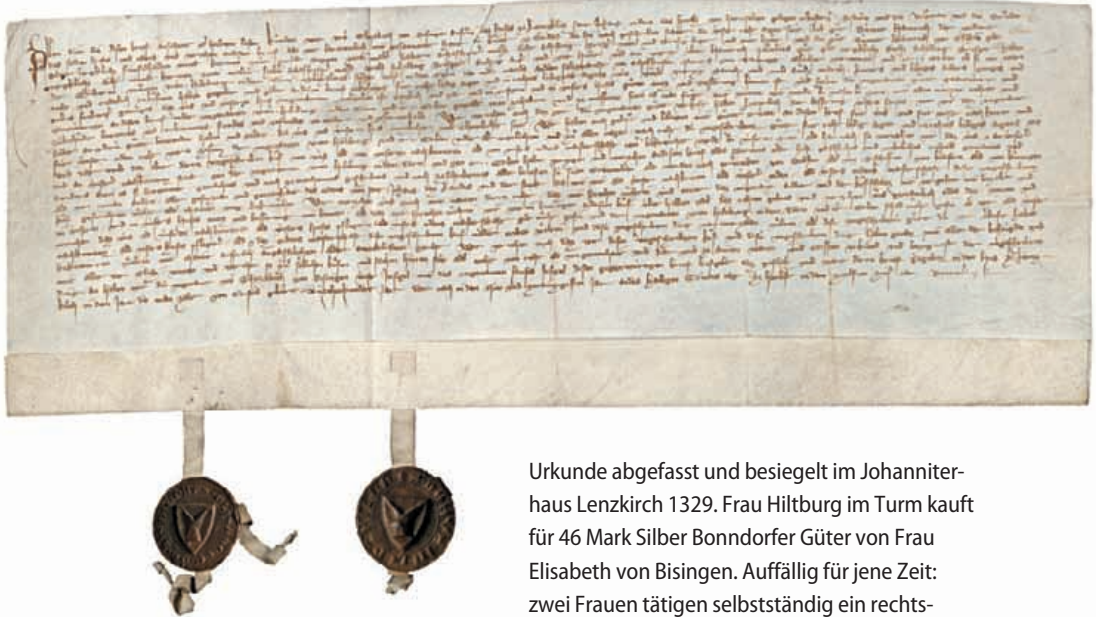
Im Sinne des Ordens war die Stiftung Elisabeths von Bisingen eine unvollkommene Schenkung. So sah sich Elisabeth in den nächsten Jahren veranlasst, alle Rechte an den Gütern, auf die andere Personen Anspruch hatten, zurück zu erwerben. Im Mai 1316 kaufte sie von ihrem Neffen das *Neue Gut Lenzkirch*. 1323 kaufte sie ein Mannlehen am Stollenhof zurück.³⁸ 1324 führte sie den Laienzehnten, der an Heinrich von Bettmaringen verlehnt war, wieder dem Haus zu.³⁹ Die kirchlichen Belange wurden gleich nach der Schenkung 1316 durch Bruder Hug von Werdenberg geordnet: Er schlug der bischöflichen Verwaltung in Konstanz einen Leutpriester für Lenzkirch vor, Bruder Ulrich von Meßkirch, der als Pfarrer investiert wurde.⁴⁰

Die Konsolidierungsmaßnahmen waren nach zehn Jahren abgeschlossen. Graf Heinrich von Fürstenberg privilegierte das Haus am 12. März 1326 und gab ihm Anteil am Fischfang im Titisee und befreite es von Wegegebühren und der Weinausschanksteuer. Ulrich von Almshofen, ein Gefolgsmann des Grafen, verkaufte dem Haus Eigenleute im Lenzkircher Tal kurz darauf.⁴¹ Elisabeth und das Johanniterhaus in Lenzkirch kauften am 10. Oktober 1328 den Selhof mit Kirchensatz in Neuhausen von Ulrich von Burgberg⁴² und am 31. Januar 1329 verzichteten die Herren von Falkenstein auf alle Rechte, die auch sie am Selhof oder Kirchensatz hatten.⁴³ Im September 1329 verkauften Elisabeth von Bisingen und das Haus in Lenzkirch Güter im Bonndorfer Raum an Frau Hiltburg im Turm für 46 Mark Silber. Diesen Verkauf ordenseigener Güter bestätigte am 8. Januar 1330 der Meister über alles deutsche Land, Bruder Rudolf von Masmünster.⁴⁴

Die Urkunden zu den genannten Aktivitäten lassen viel von der inneren Struktur der Stiftung Elisabeths von Bisingen erkennen.

Elisabeth vermachte 1316 die Stiftungsgüter und -rechte dem Orden und übergab diese den Repräsentanten der Ordensprovinz Oberland, den angesehe-

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

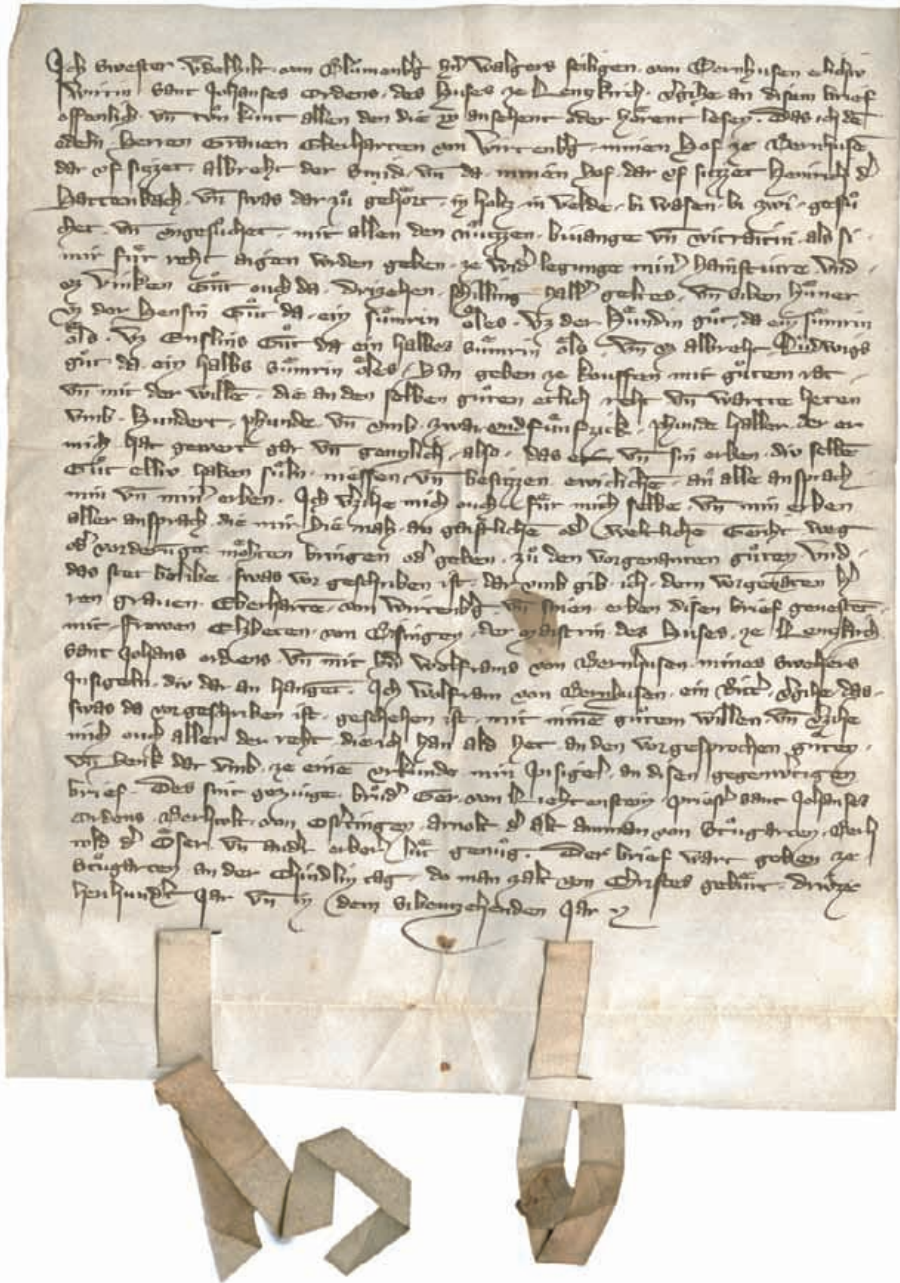


Urkunde abgefasst und besiegelt im Johanniterhaus Lenzkirch 1329. Frau Hiltburg im Turm kauft für 46 Mark Silber Bonndorfer Güter von Frau Elisabeth von Bisingen. Auffällig für jene Zeit: zwei Frauen tätigen selbstständig ein rechtsgültiges hochdotiertes Verkaufsgeschäft ohne männlichen Beistand!¹⁰⁰

nen Komturen von Bubikon bei Zürich, von Freiburg i. Br. und von Dorlisheim im Elsass. Elisabeth übergab 1316 ihre Stiftung nicht dem Haus in Villingen. Das Stift in Lenzkirch war, obgleich es ein kleines Haus des Ordens war, selbstständig und handelte als autonome, selbstverwaltete Einheit. Als solches war es vom Meister bzw. Großprior in Deutschland anerkannt.

Alle Geschäfte wurden maßgeblich von Elisabeth von Bisingen vorbereitet und abgeschlossen. Ihre Geschäftspartner gaben ihr deshalb unterschiedliche Titel: Schwester Udelhilt von Blumberg nannte sie 1317 selbstverständlich die *maistrin des Huses zè Lentzkirch sant Johans ordens*. Bei der Lehensrückgabe der Herren von Ewattingen *in die Hand der Frau Elisabeth und des Stiftes* 1323 wurde sie fraglos als Lehensherrin angesehen. 1326 übergab Ulrich von Almshofen dem Johanniterbruder *Gern von Lichtenstein, den Brüdern und Schwestern des Hauses in Lenzkirch* Leibeigene im Tal von Lenzkirch, ohne Frau Elisabeth von Bisingen ausdrücklich anzuführen. Zum Verkauf der Güter in Bonndorf an Frau Hiltburg im Turm 1329 schrieb im nächsten Jahr der Oberste Meister in Deutschland: dass *vrö Elyzabeth von Bisingen, stifterin des Huses zè Lentzchilch, die vröwan und die Brüder gemainlich des selben Huses unsers ordens habent ze köfenn gegeben...* Für ihn war 1330 Elisabeth Stifterin und erste Führungsperson der Gemeinschaft der Frauen und Brüder im Johanniterhaus Lenzkirch.

1317-1336



Urkunde vom 28. 12. 1317, Stuttgart: Schwester Udelhilt von *Blumenberg*, Johanniterin in Lenzkirch, verkauft Witwengüter an Graf Eberhard von Württemberg. Erster Zeuge ist Gero von Lichtenstein, Priester des Ordens des Hl. Johannes. Besiegelt wird die Urkunde von der *Frowen Elzbeta von Bisingen, der maistrin des Huses ze Lentzkirch sant Johans ordens*.²⁹

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

Somit wurde die Frage der Leitung dieses kleinen Hauses je nach Umständen durch die diversen Geschäftspartner unterschiedlich beantwortet. Unbestritten ist bei der Mehrzahl der Urkunden, dass Elisabeth die Person war, welche die Ökonomie in ihrer Stiftung bestimmte. Auffällig ist jedoch, dass Graf Heinrich von Fürstenberg Elisabeth bei der Privilegierung des Johanniterhauses 1326 als Leiterin übergibt. Er ließ sie unerwähnt. Ihm genügte die Formulierung *Brüder und Schwestern des Johanniterhauses in Lenzkirch*. Die Dienstleute des Grafen, Ulrich von Almshofen und Konrad von Burgberg, nannten die Leiterin des Hauses nach gräflichem Vorbild nie namentlich.

In den Ich-Urkunden machte Elisabeth von Bisingen Aussagen über sich: Im Stiftungsbrief vom 28. Februar 1316 hieß es: *künde ich fro Elyzabeth von Bisingen, Herrn Cünrates sâligen von Blûmenegg, aines ritters, elichû wirtene, daz ich...* Sie nahm demnach als Einzelperson diese Stiftung vor und bediente sich hierfür keines Rechtsvertreters. Das heißt: sie übernahm für ihr Tun persönlich Verantwortung und beanspruchte das im rechtlichen Sprachgebrauch übliche *Ich* ritterbürtig. Selbstverständlich und natürlich griff sie bei diesem Rechtsakt auf ihre gesellschaftliche Gruppe, die Ritter, zu der ihr verstorbener Mann gehörte, zurück. Damit wies sie sich als eigenständig handelnde Person mit dem Anspruch, sich bei diesem Schenkungsakt wie ein Ritter selbst zu vertreten, aus und legitimierte so ihr Tun. Diesem Anspruch widersprach nicht das Landgericht Strubeneich drei Monate später: der Landgraf von Stühlingen bestand nicht auf einen Rechtsbeistand für Elisabeth von Bisingen beim Kauf des *Neuen Gutes Lenzkirch* von Johann von Blumegg.

Bei Nennung der Stiftungsgüter in der Urkunde von 1316 beginnt Elisabeth mit der Aufzählung der ihr gehörenden Güter in Lenzkirch, in Honfirst⁴⁵ und in Wintersweiler,⁴⁶ in Dittishausen und im Raum Bonndorf und Ewattigen.⁴⁷ Diese Eigengüter, Rechte und Gerichte waren ihr Eigentum. Sie war die Herrin, d. h. sie konnte den Abgabezins der Ernte einnehmen, die Güter neu besetzen oder entsetzen, Streitigkeiten schlichten und kleinere Vergehen richterlich ahnden, usw. So trat Elisabeth den Stiftungsempfängern des Ordens 1316 als Gerichtsherrin, als Grundherrin und als Eigentümerin gegenüber. Durch die Güterliste und die Aufzählung ihrer landwirtschaftlichen Lehensnehmer zeigt sich zudem eine beginnende schriftliche Güterverwaltung für Elisabeths Güter.

Elisabeth von Bisingen verlieh mit ihrem Siegel allen Ich-Urkunden Bedeutung, bestätigte mit dem Siegel die Faktizität der Urkundeninhalte und machte durch das Siegel die Briefe zu *wahren Urkunden*. Elisabeths Siegel hing an: dem Schenkungsvertrag von 1316, dem Kaufvertrag der Schwester Udelhilt von Blumberg von 1317, dem Verkaufsbrief an Frau Hiltburg im Turm von 1329, der zweiten Schenkung an die Johanniter in Villingen 1331, dem Kaufvertrag zum Gut Lenzkirch für Heinrich von Blumegg 1334,⁴⁸ dem Eingang der ersten Rate aus dem Verkauf des Gutes Lenzkirch 1335⁴⁹ und der Errichtung des Doppel-Anniversars für sich und ihren Mann im Johanniterkonvent Villingen 1336.⁵⁰

1317–1336



Siegel der • ELISABETE • DE • BISINGEN •
 an der in Lenzkirch 1329 ausgestellten
 Verkaufsurkunde, in der Frau Hiltburg im
 Turm als *ehyliche uus-erwelti* benannt ist.¹⁰⁰
 In der Mitte ein Spitzschild mit aufgeklappter
 Mitra in Seitansicht, das Wappen des
 Rittergeschlechts derer von Bisingen.⁵²

Elisabeth verfügte über ein eigenes Siegel, was in ihrer Zeit selbst für eine höher gestellte Frau nicht gerade üblich war. Es *blieben die Frauensiegel in Villingen*, wo Elisabeth seit 1331 mitwirkte, *eine Ausnahme, wie eine Durchsicht der Villingen Altbestände im Stadtarchiv ergab. Bis 1500 sind es vor allem solche der religiösen Gemeinschaften und ihrer Vorsteherinnen.*⁵¹ An der ersten Schenkungsurkunde fehlt heute das ursprünglich vorhandene Siegel Elisabeths. Gut erhalten ist Elisabeths Siegel am Verkaufsbrief für Frau Hiltburg im Turm im September 1329; ebenso am Anniversarvertrag vom 27. April 1336. An den anderen Ich-Urkunden sind die Siegel meist entfernt, beschädigt oder zerstört. An der Urkunde vom 27. April 1336 sei ihr Rundsiegel deutlich erhalten. Es umschließe einen Spitzschild, auf dem ein *Turnierhelm mit zwei gerade auseinander gestreckten Hörnern zu sehen ist, welche aber wahrscheinlich eine Bischofsmütze darstellen sollen.* Die Umschrift laute: *S. ELISABETE. DE. BISINGEN.*⁵² Mit dem Kleinod einer Mitra und der Umschrift betont Elisabeth ihre Herkunft aus der Familie der Ritter von Bisingen.⁵³ Ihren Geschlechternamen hatte sie nicht zugunsten des Familiennamens ihres Mannes nach der Hochzeit geändert.

Den Verkaufsbrief für Frau Hiltburg im Turm von 1329 siegelte außerdem das *Haus in Lenzkirch*. Dessen Wappenbild entspricht dem Wappenbild in Elisabeths Siegel. Damit wird betont, dass das Johanniterhaus in Lenzkirch das Haus der Elisabeth von Bisingen war.

In der Verkaufsurkunde an Frau Hiltburg und in späteren Urkunden bevorzugte Elisabeth von Bisingen eine Formulierung, welche die Verkäufer umschreibt als die *Vrōwan und die Brüder des Huses ze Lenetzkilch sant Johans ordens*. Die Alternative in der Wortfolge wäre: *die Brüder und Frauen des Hauses in Lenzkirch*. Diese Formel war zeitüblich und wurde im März 1326 vom Grafen von Fürstenberg und dessen Dienstleuten Ulrich von Almshofen (Juli 1326), Konrad von Burgberg (Oktober 1328) und den Herren von Falkenstein (Januar 1329) verwandt. Es machte demnach einen großen Unterschied, wie die Wort-

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

folge aussah. Wer zuerst genannt wurde, hatte den höheren gesellschaftlichen oder ideellen Rang. Von daher ist es nicht zu verwundern, dass Elisabeth bei der Übergabe der Güter in Lenzkirch an das Johanniterhaus in Villingen im Februar 1331 diese den hohen Wert der Frauen betonende Reihenfolge wählte: Sie *übergibt dem Komtur, den Frauen und den Brüdern des Johanniterhauses zu Villingen und deren Nachkommen alles Gut und alle Leute in dem Tal von Lenzkirch und davor.*

Die von Elisabeth bevorzugte Formulierung, *die Vrōwan und die Brüder des... ordens* nimmt in den Kaufverträgen einzig Ulrich von Bonstetten in seiner Urkunde von 1324 auf. Von daher kann man der Meinung sein, dass bei diesem Rückkauf in Zürich Elisabeth persönlich anwesend war. Der Ordensmeister Rudolf von Masmünster ist 1330 unentschieden: Anfänglich übernimmt er aus der Verkaufsurkunde für Frau Hiltburg im Turm Elisabeths Formulierung; zum Ende der Urkunde fällt er jedoch in den gewohnten Sprachduktus zurück und spricht von den *Brüdern und den Frauen in Lenzkirch zusammen.*

Der formelhafte Gebrauch der Worte – *die Vrōwan und die Brüder des Huses* – entsprach mit hoher Wahrscheinlichkeit der Vision Elisabeths: das Haus in Lenzkirch sollte ein Priesterhaus sein und ein Haus für Frauen. Letzteres zeigte bereits die Stiftungsurkunde 1316, die hoffnungsvoll allen Frauen, die in das Haus eintreten wollten, weit die Türen öffnete. Elisabeth war jedoch realistische Wirtschaftlerin: sie wusste, dass die Religiösen durch die Stiftungsgüter ausreichend versorgt sein müssen. Nichtsdestotrotz sollten die wohlhabenden Ordensfrauen im Stift Frauen in Not, deren Rechte verletzt worden waren oder die *getan oder gelebt han, daz in schad ist, ze helfe koment* und Zuflucht sein.⁵⁴ Auch für solche Frauen in Not hatte Elisabeth das Haus in Lenzkirch gebaut.

Konsolidierung im Johanniterorden und Folgen für das Johanniterhaus in Lenzkirch

Das Ordenshaus in Lenzkirch war immer Teil des Gesamtordens. Dessen Finanzlage war seit der Eroberung der Insel Rhodos, der weiteren expansiven Politik und der Bautätigkeit auf Rhodos äußerst kritisch. Dem Großmeister Helion von Villeneuve und dem Gesamtorden gelang es unter großen Anstrengungen, die Schulden der Ordenszentrale zwischen 1325 und 1336 abzutragen.⁵⁵ Ein wichtiger Schritt zur Entschuldung wurde im Generalkapitel des Ordens in Montpellier Ende Oktober/Anfang November 1330 getan. Nach Diskussion im Kapitel verpflichteten sich die einzelnen Zungen mit ihren Häusern bestimmte Summen als Sonderabgaben zur Schuldentilgung – im Sprachgebrauch des Ordens *Annaten* – an die Zentrale bis zum Johannistag 1331 und in den folgenden Jahren abzuführen. Danach wurden die jährlich üblichen Abgaben – ordensintern *Responsionen* – der einzelnen Länder und Provinzen, bzw. Balleien, für die nächsten zehn Jahre festgeschrieben. Neu war, dass diese Verpflichtungen durch die Zentrale administrativ stringent kontrolliert wurden. Diesen Entscheidungen des Generalkapitels stimmten der im Amt bestätigte Großprior Rudolf von

Masmünster und seine Delegation aus Deutschland und Böhmen zu. Damit gaben die Johanniter im Reich, in Schlesien und Polen ihre vormals eher abständige Haltung zu Zahlungen an die Zentrale auf.⁵⁶

In den Recordia *wird ans Herz gelegt und vom Generalkapitel befohlen*: Es soll eine wirtschaftliche Einschätzung der finanziellen Leistungsfähigkeit eines jeden Ordenshauses vorgenommen werden, damit einer jeden Ballei und des Landes insgesamt. Das Provinzkapitel entscheidet, ob ein Haus als ‚wirtschaftlich gesund‘ (salve) oder als ‚wirtschaftlich krank‘ (malade) angesprochen werden kann.⁵⁷

Die Rückkehr Rudolfs von Masmünster aus Montpellier und die Vorgaben des Generalkapitels führten – Eile war geboten, denn die ersten Annaten und die höheren Responsionen sollten zum Johannistag 1331 auf Rhodos sein – zu einer strengen Überprüfung der Finanzleistung eines jeden Hauses. So jedenfalls lassen sich die Anordnungen zur doppelten Buchführung interpretieren. Wie fiel die Überprüfung für das Haus in Lenzkirch aus? War der kleine Konvent ‚wirtschaftlich gesund‘?

Bilanzierung des Hauses in Lenzkirch

Um sich ein plastischeres Bild vom Wirtschaften im Ordenshaus Lenzkirch zu machen, wird im Folgenden eine grobe Bilanz für das Jahr 1329/30 erstellt. Dabei ist gut, zu wissen, dass sich das Geschäftsjahr der Johanniter vom 24. Juni, dem Tag des Heiligen Johannes des Täufers, bis zum 23. Juni des Folgejahres erstreckte.⁵⁸

Die Einnahmen⁵⁹ des Stiftes Lenzkirch umfassten die jährlichen Kirchenzehnten,⁶⁰ die Einnahmen aus den Gütern der Schenkung von 1316⁶¹ und aus den Vogteien.⁶² Aus den Zuwendungen des Grafen Heinrich von Fürstenberg im Jahr 1326 konnte die Fischerei im Titisee anteilig in Ansatz gebracht werden;⁶³ der Wegfall der Wegezölle und des Ungelds war nicht zu taxieren. Hinzu kamen die Einnahmen aus dem großen Selhof in Neuhausen⁶⁴ und aus dem Güterverkauf an Frau Hiltburg im Turm.

Kirchliche Einnahmen in Göschweiler	1049 Pfg
Kirchliche Einnahmen in Lenzkirch	1022 Pfg
Einnahmen aus allen landwirtschaftlichen Gütern	14638 Pfg
Einnahmen aus der Vogtei in Lenzkirch	2690 Pfg
Einnahmen aus den Vogteien in Bonndorf, Honfirst und Wintersweiler	1345 Pfg
Fischereirechte im Titisee aus der Zuwendung des Grafen	2354 Pfg
Einnahmen aus dem Selhof in Neuhausen	6600 Pfg
Güterverkauf in Bonndorf an Fr. Hiltburg im Turm 1329 . . .	30360 Pfg

Summe der Einnahmen 60058 Pfg
entsprechend: 90,99 Mark Silber, rechnerisch 91 Mark Silber

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

Diesen Einnahmen standen Ausgaben gegenüber. Darunter fielen die Lebenshaltungskosten der Personen, die im Johanniterhaus in Lenzkirch wohnten⁶⁵ und die Responson an die Ordenszentrale.⁶⁶

Lebenshaltungskosten für 4 Ordensfrauen und -männer . . .	13200 Pfg
Lebenshaltungskosten der Verwalterin	3300 Pfg
Responson an die Ordenszentrale.	14520 Pfg

Summe der Ausgaben:	31020 Pfg
entsprechend:	47 Mark Silber

Bei der Gegenüberstellung der Einnahmen (91 Mark Silber) und der Ausgaben (25 Mark Silber) hatte das Haus in Lenzkirch im Jahr 1329/30 einen Rohgewinn von etwa 66 Mark Silber erwirtschaftet. Dieser war im Wesentlichen auf den Verkauf der Güter und Rechte an Frau Hiltburg im Turm zurückzuführen. Von diesen 66 Mark Silber ging etwa ein Drittel als Responson an den Zentralkonvent ab, also 22 Mark Silber. So blieben 44 Mark Silber, den das Haus für seine Pläne einsetzen konnte. Es wurde an den Erwerb neuer Güter, *die unserem Haus nützlicher sein können*, gedacht.⁶⁷

Die Überschussrechnung zeigt, dass das kleine Haus Lenzkirch mit seinen Ländereien und Rechten im Hochschwarzwald durchaus in der Lage war, sein überschaubares geistliches Personal zu ernähren und einen kleinen Gewinn zu erwirtschaften.

Fortsetzung der Geschichte des Johanniterhauses in Lenzkirch

Auf dem Hintergrund dieser Jahresbilanz war das Haus Lenzkirch im Sinne der Recordia des Generalkapitels, wirtschaftlich gesund. Der Villingener Konvent war offensichtlich finanzschwach. Ein Zeichen sind die fehlenden Investitionen in der Zeit von 1329 bis 1333. Später, 1334, wird *notúrft* und *besserung ired gotteshus* festgehalten. So wurde – dafür sprechen die folgenden Ereignisse – mutmaßlich um den Jahreswechsel 1330/31 ordensintern entschieden, dass der kleine Konvent in Lenzkirch das klamme Johanniterhaus in Villingen finanziell entlastet. Die organisatorisch beste Lösung der Geldnot im Haus Villingen war wohl eine Union der beiden Häuser.

Die Zustimmung zu einer Union dürfte Elisabeth von Bisingen nicht leicht gefallen sein. Es galt ja für sie, die Stiftungszwecke des Hauses Lenzkirch, ihr Lebenswerk, zu wahren und die besondere innere Struktur der Stiftung mit einer ökonomischen Leiterin zu erhalten. So wurden diese Punkte im Vorfeld der zweiten Schenkung mit dem Komtur und dem Konvent in Villingen vermutlich ausführlich diskutiert und schließlich mit Elisabeths Einverständnis entschieden.

Sicherlich spielte für die Entscheidung Elisabeths die schwesterliche Solidarität gegenüber den Ordensangehörigen in der Nachbarschaft angesichts der Not eine große Rolle. Auch war vorauszusehen, dass bei der personellen Überalterung des Hauses in Lenzkirch – Neueintritte in das Haus Lenzkirch sind nicht

1317–1336

bekannt⁶⁸ – ein biologisches Ende der Stiftung in den nächsten zehn Jahren bevorstand, Schwester Clara von Burgberg ausgenommen.

In Elisabeths zweiter Schenkung empfangen der nicht mit Namen genannte Komtur, die Frauen und die Brüder des Konvents in Villingen alles Gut und alle Leute, die sie *zé Lentzkilch in dem tal oder da vor* hat. Demnach hatte es im Februar 1331, nach weiteren Quellen bereits im Februar 1329, wieder einen Komtur in Villingen gegeben.

Die Frage des Komturs in Villingen zwischen 1326 bis 1331 ist undurchsichtig: 1326 war Bruder Egen von Fürstenberg der Komtur in Villingen. Er beteiligte sich an dem raubritterartigen Vorgehen seiner leiblichen Brüder gegenüber 150 Villinger Bürgern und deren widerrechtliche Festsetzung und Lösegeldforderung in Haslach, weshalb er wohl sein Amt in Villingen aufgeben musste.⁶⁹ Die Komturliste für das Haus nennt keinen Amtsinhaber zwischen 1326 und 1334.⁷⁰ Nach Ordensbrauch übernimmt bei Abwesenheit oder Krankheit des Komturs ein Pfleger das Leitungsamt kommissarisch. Andererseits kann ein Pfleger auch der Vertreter des Meisters in Deutschland sein, wenn ein Ordenshaus zu einem Haus des Meisters wurde wie in dieser Zeit z. B. die Häuser in Dorlisheim und in Schlettstadt.⁷¹ Diese Meister-Häuser hatten die erheblichen Kosten für Repräsentationen, Reisen und Verhandlungen des Großpriors zu finanzieren. Nach dem Wechsel im Meisteramt für Deutschland 1328/29⁷² ist die Wahrscheinlichkeit groß, dass das bisher nur durch Pfleger versorgte Haus in Villingen möglichst bald wieder einen eigenen ortsständigen Komtur erhalten sollte. Ab Februar 1329 schlossen *Pfleger des Hauses in Villingen* als Vertreter des Rottweiler Komturs zwei Urkunden ab bzw. besiegelten diese.⁷³ Beide Pfleger stammten aus dem Johanniterhaus in Rottweil, wo Gero von Lichtenstein ab 1328 der Komtur als Nachfolger Rudolfs von Masmünster war. So erfolgte wahrscheinlich die Neubesetzung des Hauses in Villingen schon im Frühjahr 1329 mit Gero von Lichtenstein als Komtur. Jedoch fehlt dazu und danach bis 1334 für Villingen ein namentlich eindeutiger Urkundenbeleg.

Für Elisabeths Entscheidung zugunsten einer Union der Häuser ist auch eine an Personen orientierte Überlegung denkbar: Elisabeth von Bisingen lebte und arbeitete von 1317 bis 1326, wahrscheinlich aber bis zu dessen Wegzug nach Rottweil 1328 mit dem Johanniterpriester Gero von Lichtenstein im Haus in Lenzkirch zusammen. Von daher ist es nicht abwegig anzunehmen, dass Grundsätzliches und Alltägliches in Kirchendingen, im Orden und im Lenzkircher Stift miteinander und im Konvent besprochen und entschieden wurden. Man kann annehmen, dass selbst bei unterschiedlichen Ansichten die Gemeinsamkeiten – gleiche Standesherkunft, damit ein eher ritterlicher Zugang zu Problemlösungen, gleiche Ordenszugehörigkeit mit klaren Regeln des Zusammenlebens und der inneren Hierarchien – überwogen. Die Last der Verantwortung an Jüngere zu übergeben, war in Ritterfamilien üblich, auch wenn der älter werdende Vater weiterhin das Sagen hatte. Das wird man auf den familiären Konvent in Lenzkirch übertragen dürfen. Dann könnte 1330/31 die jetzt ältere Elisabeth in

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

Gero von Lichtenstein ihren Nachfolger gesehen haben. Keiner hätte Elisabeth eine Union des Hauses Lenzkirch mit dem Haus Villingen besser schmackhaft machen können als der ihr vertraute Gero von Lichtenstein als neuer Komtur in Villingen. Doch das bleibt ohne urkundliche Hinweise Spekulation.

Auf der Grundlage dieser Geschehnisse und Mutmaßungen übergab Elisabeth von Bisingen am 1. Februar 1331 in ihrer zweiten Schenkung vor dem Rat der Stadt Villingen alle ihre Güter und Leute in Lenzkirch an den Johanniterorden, vertreten durch den namentlich nicht genannten Komtur, die Schwestern und Brüder des Ordenshauses in Villingen, vollständig. Folgende Güter wurden aufgeführt: *in Lenzkirch der Kirchensatz und der Laienzehnt, der Stollenhof*, in Göschweiler der Hof mit dem Kirchensatz, bei Bonndorf die Mühle an der Oberhalde, in Neuhausen der Selhof, das Gesäße, mit dem ebenfalls der Kirchensatz verbunden war, in Hüfingen die Hube. Elisabeth und die Stadt Villingen siegelten diese Urkunde.

Die kirchlichen und herrschaftlichen Güter werden in dieser Urkunde von 1331 einzeln hervorgehoben. Weitere Güter sind leider nicht nach Art eines Urbars wie bei der ersten Schenkung 1316 aufgeführt. Bei dieser zweiten Schenkung Elisabeths ging es wiederum um die liturgische Erinnerung und die fürbittenden Gebete für Elisabeth selbst, für ihren Ehegatten und für die Vorfahren der Familien Bisingen und Blumegg. Mit dieser Urkunde teilte sich Elisabeth von Bisingen die Sorge für die Stiftung in Lenzkirch und deren weiteres Schicksal mit dem Konvent in Villingen, dem *Komtur, den Frauen und Brüdern*. Damit hatte Elisabeth eine wirtschaftliche und personelle Union der beiden Häuser Lenzkirch und Villingen vollzogen, wobei das Haus Villingen in Zukunft als Stiftung der Grafen von Fürstenberg, aufgrund des größeren Personalbestandes und des weit größeren Wirtschaftsgebietes die Führung übernahm.

Auffallend ist, dass in Elisabeths zweiter Stiftung 1331 die Hilfe und Zuflucht für Frauen in Not, die sie in ihrer ersten Lenzkircher Stiftung 1316 propagierte, mit keinem Wort mehr erwähnt wird. Mit der zweiten Schenkung geht der emanzipatorische soziale Stiftungszweck für bedürftige Frauen stillschweigend unter. Elisabeths zweite Stiftung übernimmt aus ihrer ersten nur die traditionelle familiäre Memoria zum Seelenheil für ihren Mann und sich.

Wirtschaftlich lohnte sich die Union der Häuser für Villingen allemal. Ordenspolitisch auch. Die eigentümliche Organisationsstruktur des Hauses in Lenzkirch, die ganz auf eine Frau, Elisabeth von Bisingen, als Stifterin und Leiterin eines kleinen, wirtschaftlich gesunden Konvents zugeschnitten war, konnte in ordentliche und übliche Organisationsmuster des Johanniterordens – mit einem männlichen Leiter⁷⁴ – durch die Union der beiden Häuser überführt werden. Damit wurde ein beginenhaft anmutendes Frauenhaus einem gemischten Johanniterkonvent vollständig einverleibt und ganz im Sinne der Kirche und des Ordens strenger beaufsichtigt und damit verklösterlicht.⁷⁵

Für Elisabeth von Bisingen war diese Union ebenfalls sinnvoll: Ihre Position als Wirtschaftlerin des kleinen Hauses war nicht gefährdet, auch wenn der ver-

1317–1336



Elisabeth von Bisings Johanniterhaus blieb den Lenzkirchern nicht erhalten. Eine Darstellung des Schutzpatrons des Johanniterordens ist dennoch im heutigen Lenzkirch zu finden: im Bronzerelief auf dem Taufstein in der katholischen St. Nikolauskirche. Es zeigt die Taufe Jesu durch Johannes den Täufer, von Emil Bayer, 1934. Foto Brigitte Waldermann, 2018.

traute Bruder Gero von Lichtenstein oder ein anderer Johanniter ihr jetzt formell als Komtur des Hauses Villingen vorgesetzt war. Darüber hinaus gewann sie durch die Union eine engere Verbindung mit dem Haus in Villingen, das ihr in den kommenden Jahren weitere persönliche und geistliche Perspektiven in einer größeren Frauengemeinschaft des Ordens eröffnete. Alle Beteiligten hatten so von der Union der beiden Johanniterhäuser einen Nutzen. Der wirtschaftliche Gewinner war jedoch eindeutig das Haus in Villingen.

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

Die allmähliche Auflösung des Johanniterhauses in Lenzkirch in den Jahren 1334–1336

Offensichtlich reichten zwischen 1331 und 1333 die Überschüsse der unierten Häuser aus, die Verbindlichkeiten zu bedienen. 1334 spricht die Urkunde von *notürft* im Johanniterhaus in Villingen.⁷⁶ So verkauften am 29. Oktober 1334 Elisabeth von Bisingen und Bruder Gero von Lichtenstein, der nun endlich namentlich genannte Komtur, zusammen mit dem Konvent in Villingen das Gut in Lenzkirch mit Leuten, Zwingen und Bännen, Gericht und allem Zubehör als *recht ledig und eigen* für 190 Mark Silber an den *ehrsamen Mann Heinrich von Blümenegge*, der *me darumb gebotten hat denne ander lüte*. Davon waren ausgenommen: *daz hus vnd gesäste vnd hofraiti, da ich, diú vorgenemt Elizabet von Bisingen, inne sitze, daz ich da gebuuen han, vnd die kilche vnd der kilchensatze ze Lentzkilch vnd Stollen hof vnd der layenzehenden ze Lentzkilch ... daz haben wir vns selber vnd vnsere gotteshus vsbehalten*. Darüber hinaus sollen die Eigentümer des Hauses in Lenzkirch, also *ich, diú vorgenannt vro Elizabet von Bisingen, vnd die brüder des vorgeschriben hus ze Vilingen, die wil wir da sessehaft sien, ald swer von vnsere wegen da sitzet*, Holz und Feld, Wasser und Wald ohne Einrede nutzen können, wenn sie deren bedürftig sind. Den Verkauf, die davon ausgenommenen kirchlichen Güter und die weiteren Regelungen bestätigte und besiegelte der Käufer Heinrich von Blumegg, Sohn von Elisabeths Neffen Johann von Blumegg, in seiner Empfängerurkunde vom selben Tag.⁷⁷

Auffällig ist, dass in jenem Oktober 1334 Elisabeth als einzige weibliche Bewohnerin des Johanniterhauses Lenzkirch erwähnt wird. Es ist anzunehmen, dass die anderen Johanniterinnen von Lenzkirch in der Zeit zwischen dem 1. Februar 1331 und dem 29. Oktober 1334 nach Villingen umgezogen oder verstorben sind.

Nach dem Notverkauf von 1334 hatte das Johanniterhaus in Lenzkirch weiter Bestand. Anders wären die Formulierungen *ich ... und die brüder des vorgeschriben hus ze Vilingen, die wil wir da [ze Lentzkilch] sessehaft sien, ald swer von vnsere wegen da sitzet*, nicht zu verstehen. Es wohnten demnach mehrere Johanniterbrüder und die Stifterin im Haus in Lenzkirch, zugehörig zum unierten *hus ze Vilingen*. Ein Priesterbruder des Ordens übernahm weiterhin als Pfarrer die Seelsorge in Lenzkirch.⁷⁸ Auch blieben die Eigentumsverhältnisse nach der Union mit Villingen bestehen: Elisabeth war die Eigentümerin der nicht veräußerten Güter der Stiftung in Lenzkirch und Umgebung; jedoch die Häuser in Villingen und in Lenzkirch hatten davon den wirtschaftlichen Nutzen.

Als Grund für den Notverkauf des Gutes Lenzkirch ist genannt: *durb beserung ired gotteshus vnd durh notürft mit gemainlichen rat ired capitels*. Diese Formulierung umschreibt eine finanzielle Schieflage des Villingener Haupthauses, vielleicht aus der aktuellen Zeit oder aus der Zeit, in der ein Komtur namentlich nicht nachweisbar war. Schulden gegenüber der Stadt Villingen bestanden nach dem Versöhnungsbrief Herzog Albrechts II. von Österreich 1326 nicht.⁷⁹ Zu diesem Komplex, *notürft ... besserung ihres gotteshus ...*, hatte es nach der Urkun-

1317–1336

de im Konvent Villingen Beratungen gegeben. Das Ende dieser Beratungen war die Entscheidung zu dem umfangreichen Güterverkauf in Lenzkirch vom 29. Oktober 1334. Elisabeth wird schweren Herzens diesem Verkauf als natürliche und notwendige Unterstützung der Ordensschwestern und Brüder im Haus Villingen zur Beseitigung der Not zugestimmt haben, eine innere Logik ihrer Corps-Zugehörigkeit und ihrer Loyalität zum unierten Haus als Stifterin und Wohltäterin des Ordens.

Wie oben erwähnt, wurde Geld vom Zentralorden zur Tilgung seiner Schulden aus jedem einzelnen Haus abgeschöpft. Konnten die Forderungen aus Rhodos nicht aus dem Jahresüberschuss eines Hauses beglichen werden, z. B. wegen *debitis usurativis gravibus*, kam es zum Notverkauf von Gütern.⁸⁰ Beim Verkauf des Gutes Lenzkirch handelte es sich ausgewiesen um einen Notverkauf. Das unierte Haus Villingen konnte für das Lenzkircher Tal einen guten Preis erhalten. Heinrich von Blumegg, Elisabeths Großneffe, war aufgrund der Familiengeschichte mit der Vogtei Lenzkirch-Süd und als Herr über Lenzkirch-Nord mit Land und Leuten im Lenzkircher Tal vertraut und entsprechend des Kaufgelds von 1316, das sein Vater Johann von Blumegg von seiner Tante bei der Übergabe des *Neuen Gutes Lenzkirch* erhielt – Elisabeth rang vehement um das Neue Gut, dem Glanzstücke in der Karriere ihres verstorbenen Konrads –, auch willens, den Status quo ante um den damaligen Preis wiederherzustellen. Heinrich wollte unbedingt die beiden Vogteien von Lenzkirch-Nord und Lenzkirch-Süd wieder in seiner Hand vereinen. Niemand anderer hätte so viel Geld in den Kauf investiert, meint die Urkunde. Sein höchstes Interesse an diesem Rückkauf teilte er vermutlich mit seinem Herrn, dem Grafen Heinrich von Fürstenberg.

Durch diesen Notverkauf verlor Elisabeths Stiftung in Lenzkirch und damit auch die Union jährliche Einkünfte. Als weitere Folge des Verkaufs des Gutes Lenzkirch stellte Elisabeth Überlegungen an, nicht mehr dauerhaft in Lenzkirch zu wohnen, sondern zwischen Lenzkirch und Villingen hin und her zu pendeln – *daz ich etwenne danne für, so ich danne hin wider kom* – oder gar den Wohnsitz in Lenzkirch ganz aufzugeben – *ich aber da nit me sessehaft bin noch sin wil*.

Es fällt auf und entspricht offenbar dennoch den Ordensgewohnheiten, dass das unierte größere Haus Villingen bei der Klärung seiner Geldverlegenheit nicht auf ordenseigene Villingener Güter zurückgriff, um sich von seiner Not zu befreien, sondern auf die Güter des kleineren Hauses in Lenzkirch. Die Zustimmung eines Ordensoberen zu diesem Verkauf ist nicht bekannt. Mit dem Notverkauf gab die Union einen zusammenhängenden Gerichtsbezirk mit Gütern auf. Der Stiftung Lenzkirch wurde damit das herrschaftliche Herzstück aus Elisabeths Lebenswerk genommen. Auf Käuferseite ging es um Rückkauf und Zusammenlegung von Herrschaft: um Macht und Amt von Heinrich von Blumegg, nach dem Rückkauf nun Herr über ganz Lenzkirch. Insofern positionierten sich das unierte Haus Villingen, der Komtur Gero von Lichtenstein und Elisabeth von Bisingen bei der Veräußerung klar: sie verzichteten auf alle herrschaftlichen An-

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch



Bemerkenswert ist, in Lenzkirch-Süd lag von 1316 bis 1334 die Gerichtshoheit in den Händen einer Frau! Nach Ende der Gerichtshoheit der Elisabeth von Bisingen war 1334 das Gericht Lenzkirch wieder in männlicher Hand. Mit dem Verkauf Lenzkirchs an die Grafen von Fürstenberg 1491 wurde das Gericht Lenzkirch ein Teil des Landgerichts der Baar. Hier das Gerichtssiegel der Herrschaft Lenzkirch an einer Urkunde von 1583, im Schild Kirche mit Turm wie es heute noch im modernen Lenzkircher Stadtwappen zu sehen ist.⁹⁹

sprüche in Lenzkirch-Süd und legten die Gerichtshoheit über diesen Bezirk in die Hände der Ritter von Blumegg und damit letztlich in die Hände ihres weltlichen Herrn und Wohltäters des Landgrafen Heinrich von Fürstenberg zurück; ein diplomatischer Weg.

Am 23. Juni 1335, am Tag vor Johannis, *quittierten Elisabeth von Bisingen, Bruder Ger. von Lichtenstein, Komtur, und der Johanniterkonvent in Villingen* dem Heinrich von Blumegg den Empfang von 95 Mark Silber Villingen Gewichts für den *Kauf des Gutes Lenzkirch*. Ein Jahr später, am 2. Juli 1336, quittierten der Komtur und der Konvent des Johanniterhauses in Villingen dem Edelmann Junker Heinrich von Blumegg, die gesamte Kaufsumme von 190 Mark Silber Villingen Gewichts für das Lenzkircher Gut erhalten zu haben.⁸¹ Das Bargeld aus der 1. Rate wurde bei fehlenden zeitnahen Belegen von den unierten Johannitern nicht verbraucht. So kann man die 95 Mark Silber bilanztechnisch in das Jahr 1336 übertragen. In 1336 gab es an weiteren Bareinnahmen einzig die 2. Rate aus diesem Verkauf. Somit stammten die Bareinnahmen des Johanniterhauses in Villingen allein aus dem Verkauf des Gutes Lenzkirch – das Elisabeth bereits 1331 den Villingen Johannitern in ihrer Schenkung vermachte – und beliefen sich auf insgesamt 190 Mark Silber in den Geschäftsjahren 1335/36 und 1336/37.

Darüber hinaus warben im Frühjahr 1336 der Komtur Gero von Lichtenstein und der Konvent in Villingen unbare Werte in Form von drei Stiftungen für ihr Kloster ein.⁸² Dazu kam noch ein Doppelanniversar der Frau Elisabeth von Bisingen für sich und ihren Ehemann und die Vorfahren beider Familien. Es sollte mit den jährlichen Einkünften aus der Vetterli-Wiese in Villingen finanziert werden, die der Villingen Konvent eine Woche zuvor erstanden hatte – wie sich unten zeigen wird wahrscheinlich aus der 1. Rate vom Verkauf des Gutes Lenzkirch.

Den Bareinnahmen von zunächst 95 Mark Silber standen folgende Ausgaben der Johanniter in Villingen gegenüber: am 12. März 1336 wurde ein Gut in

1317–1336

Pföhren für 24 Mark Silber, nach der Preisliste ein mittelgroßes bis großes Gut, gekauft;⁸³ am 20. April wurde die oben genannte Vetterli-Wiese in Villingen für 73 Mark Silber erworben;⁸⁴ am 16. Mai 1336 wurde ein ewiger Jahreszins aus einem Garten in Villingen mit einem Kaufwert von 4 1/2 Mark Silber erstanden.⁸⁵ Damit beliefen sich die baren Ausgaben des Ordenshauses in Villingen auf insgesamt 101,5 Mark Silber.

Zieht man nun von den insgesamt eingenommenen 190 Mark Silber aus dem Verkauf des Gutes Lenzkirch die Investitionen von rund 100 Mark Silber ab, blieben dem Johanniterhaus in Villingen 90 Mark Silber zur eigenen Verfügung und zum Ausgleich der Schulden des Großordens und der eigenen Not. Da in den folgenden Jahren keine weiteren Investitionen des Hauses in Villingen bekannt sind,⁸⁶ wird mit dem größten Teil der 90 Mark Silber die Notlage ausgeglichen worden sein, was die prekäre finanzielle Lage des Hauses Villingen in jenen Jahren verdeutlicht. Warum die Wirtschaftsführung im Haus Villingen in der Zeit vor 1334, sicherlich sogar schon vor 1329, schwach war, ist unbekannt. Bekannt ist, welche rettende Rolle Elisabeths schuldenfreies Johanniterhaus in Lenzkirch für den Villingener Konvent spielte. Innerhalb von drei Jahren war eine wirtschaftliche Konsolidierung des Hauses in Villingen erreicht und die seit 1334 bekannte, aber wohl schon länger andauernde *notúrft* beseitigt.

Bei den Erwerbungen des Johanniterhauses in Villingen fallen zwei Posten besonders auf, da sie zeitlich sehr nahe beieinanderliegen und aufeinander bezogen sind: der Kauf der Vetterli-Wiese in Villingen und das Doppel-Anniversar, das Elisabeth von Bisingen zusätzlich zur kirchlichen Memoria von 1331 anlässlich der Vereinigung der beiden Häuser Lenzkirch und Villingen errichtete. Das Anniversar vom 27. April 1336 verlangt besondere Beachtung, da die Errichtungsurkunde das letzte Selbstzeugnis der Frau Elisabeth von Bisingen ist.

Nach den Urkunden verkauften am 20. April die Eheleute Heinrich und Adelheid Rüdiger die Vetterli-Wiese in Villingen an den Komtur und Konvent der Johanniter in Villingen für 200 Pfund Breisgauer Pfennig. Das sind 48.000 Pfg oder knapp 73 Mark Silber. Dieser Preis lässt aufhorchen! Der übliche Listenpreis für eine Wiese lag damals im Durchschnitt bei 1.506 Pfennig, das Maximum bei 5.280 Pfennig, so dass dieser Preis das Maximum noch 9-fach überstieg. Eine Woche später errichtete Frau Elisabeth von Bisingen ein Doppelanniversar bei den Johannitern in Villingen, das mit den Einkünften aus dieser Wiese gesichert wurde. Das Anniversar sollte ‚ewig‘, d. h. 50 Jahre, begangen werden. Die Vetterli-Wiese muss eine äußerst ertragreiche Wiese gewesen sein, um das Doppelanniversar auf ‚ewig‘ zu sichern. Dennoch bleibt der Kaufpreis ein Rätsel. Denn eigentlich wurde die Wiese mit ca. 65 Mark Silber enorm überzahlt.⁸⁷ Waren die Verkäufer geheime Gläubiger des Johanniterhauses Villingen und sollte dessen wahre Finanzlage verschleiert bleiben? Träfe das zu, würde verständlich, warum die Wiese zu einem so stolzen Preis erworben wurde.

Wir lesen in der Urkunde der Anniversar-Einrichtung vom 27. April 1336: *Ich, Elisabeth von Bisingen, habe dem Komtur und den Frauen und Brüdern des*

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

Johanniterhauses in Villingen vier Pfund Pfennig Villingen Währung als ewiges Geld gegeben, die jährlich aus der Wiese, die dem Heinrich Ruedger gehörte, gezogen werden sollen. Dabei sollen die 4 Pfund Pfennig auf die beiden Jahrtage für Konrad von Blumegg und für Elisabeth von Bisingen unterschiedslos gleichmäßig aufgeteilt werden, 2 Pfund für jedes Gedächtnis. Es folgen dann genaue Anweisungen, wie mit dem jährlichen Geld im Einzelnen verfahren werden soll.

Interessant ist dabei der Satz: *Ich, Elisabeth von Bisingen, habe...gegeben... vier Pfund ewiges Geld... Vier Pfund Pfennig über 50 Jahre sind 200 Pfund Pfennig. Es ist unwahrscheinlich, dass Elisabeth als Verwalterin des kleinen Hauses in Lenzkirch so viel frei verfügbares Bargeld gehabt hatte, um damit den Johannitern das Anniversar direkt zu bezahlen. 200 Pfund Pfennig war auch der Preis der Vetterli-Wiese! Diese wurde von den Johannitern bar bezahlt. Sonach ist offenkundig, dass die Kosten für das Doppel-Anniversar – und damit für die Vetterli-Wiese – aus der 1. Rate des bar vorhandenen Verkaufsgelds vom Gut Lenzkirch beglichen wurden. Dieses Verkaufsgeld gehörte Elisabeth und dem Haus in Villingen gemeinsam. Folglich hatte sie ein gewichtiges Wort mitzureden, welche Investitionen bzw. *Besserung der Not* mit diesem Geld vorgenommen wurden.*

Weiter heißt es im Text: Dies geschah *mit Gunst und Willen des Komturs und des Brüderkonvents*. Demnach hatte es Planungen und Beratungen zum Kauf der überzahlten Vetterli-Wiese und zur Errichtung des kostspieligen Doppel-Anniversars gegeben. Elisabeth von Bisingen hatte ihr Anniversar großzügig ausgestattet und verstand es, dem Konvent den beiderseitigen Nutzen vorzustellen. Für die Johanniter in Villingen wären mit dem Verkaufsgeld sicher zu finanzieren: die Neuinvestitionen, das Doppel-Anniversar und die Ausgaben zur *Besserung der Not*. Dem stimmten der Komtur und der Konvent zu, *mit Gunst und Willen*.



Nach 1334 blieb das Johanniterhaus Lenzkirch unerwähnt, jedoch lag das Kirchenpatronat Lenzkirch mit Einfluss auf die Priesterwahl bis zur Säkularisation beim Johanniterorden Villingen. Ein weiterer Hinweis auf die Johanniter in der Ära nach Elisabeth könnte die Figur Johannes des Täufers sein. Er war und ist Patron des Johanniterordens und ein oft dargestellter Heiliger wie diese spätmittelalterliche Holzplastik aus der Lenzkircher *Sammlung Spiegelhalder* zeigt. (Oskar Spiegelhalder, 1864 – 1925 in Lenzkirch).⁹⁷

1317–1336

Neben der an den Zahlen fixierten Darstellung sind inhaltlich sechs Dinge bemerkenswert, welche die Stiftungsurkunde für das Doppel-Anniversar indirekt aussagen:

Erstens, legte Elisabeth als den Tag ihres Jahrgedächtnisses den Mittwoch vor dem Tag des Heiligen Apostels Barnabas (11. Juni) fest.⁸⁸ Das Anniversar feierte man in der Regel am Todestag. Da Elisabeth am 27. April 1336 ihren Todestag nicht kannte, erkor sie sich als Tagesheiligen für ihr Anniversar den anstelle des Apostels Judas Iskariot zugewählten 13. Apostel aus Barnabas, ein Außenstehender, war zur Apostelschar hinzugewählt worden, wie es die Stifter und Wohltäter zum Johanniterorden waren. Diese gehörten zum Orden, ohne dass sie ein Ordensgelübde abgelegt haben. Möglicherweise war Barnabas deshalb im Orden der kirchliche Patron der Stifter und Wohltäter.⁸⁹

Zweitens, wird durch die Formulierung *mit gunste vnd guotem willen dez Comendurs vnd ... der bruoder gemainlich ...* klar, dass Frau Elisabeth von Bisingen bei ihrem letzten Kauf weiterhin kein formelles Ordensmitglied war. Wäre sie in ihren letzten Tagen in den Orden eingetreten – was es immer wieder gab –, würde es in der Urkunde heißen: *Ich, Schwester Elisabeth von Bisingen*, und es würde eine Redewendung wie *mit Gunst und Willen des Komturs, meines Herrn*, o.ä. vorkommen.

Drittens, ist anzumerken: Wenn Elisabeth nun ein zweites, jährliches Anniversar errichtete, trieb sie als letzte Überlebende ihrer Familie die Gedanken über den Tod hinaus und die Sorge um das Seelenheil ihrer Angehörigen und ihrer selbst um. Es waren keine Kinder da, die ihr einen Jahrtag hätten einrichten können. Folglich musste sie ein Anniversar für ihren Mann, für die Vorfahren der beiden Familien und für sich selbst gegen Ende ihres Lebens errichten.

Viertens, sind die Gelder, welche für das Anniversar jährlich verbraucht werden können, gleichmäßig auf die Gedächtnistage für Elisabeth und für ihren Mann aufzuteilen. Auch begünstigen die Gelder der beiden Jahrestage *jeden Bruoder und jede frowe* im Villingener Konvent unterschiedslos. Jede Ordensperson, die an den Gedenkgottesdiensten am Abend und am Morgen teilnimmt, erhält dieselbe Geldzuwendung und Pitzanz (d. i. Aufbesserung der Mahlzeiten). Darin bestätigt sich nochmals die auf der ersten Seite eingeführte These von der Gleichwertigkeit der Geschlechter im und nach dem Leben des Ritterpaares Konrad von Blumegg und Elisabeth von Bisingen, aber auch darüber hinaus für andere Personengruppen.

Fünftens, weitet Elisabeth, trotz ihrer Vorstellung von der Gleichwertigkeit der Geschlechter, ihre Überzeugung hier nicht aus. Sie akzeptiert die gesellschaftliche Regel des Mittelalters, die auch im Orden selbstverständlich gehandhabt wurde, dass über Geschäfte des Ordens der Komtur und die Konventbrüder – *die beschaidlüte* – berieten und entschieden, wobei die Konventfrauen ausgeschlossen blieben. Letzteres ließ Elisabeth unangefochten, doch wo sie die Regel aufbrechen konnte, z. B. bei der Verteilung der Anwesenheits-Gelder und der Pitzanz anlässlich der Jahrtage, nutzte sie die Möglichkeit, ihrer Grundhaltung zur

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

Gleichwertigkeit der Geschlechter Geltung zu verschaffen und damit zu zeigen, dass es auch ein anderes Ordnungsprinzip geben kann, das beide Geschlechter unterschiedslos berücksichtigt und gleichwertig behandelt. (Hätte Elisabeth den von ihr favorisierten Gleichheitsgrundsatz als Prinzip offensiv in der Öffentlichkeit vertreten, wären ihre Ansichten und Äußerungen und damit sie persönlich in Häresieverdacht gefallen.⁹⁰)

Sechstens, wird aus dem Gesagten klar, aus welchem Grund Elisabeth von Bisingen nicht Konventfrau wurde: als Konventfrau war sie der Ordenskonvention zwingend unterstellt und damit von allen Beratungen und Entscheidungen ausgeschlossen. Als Stifterin war sie frei vom Ordenszwang, hatte keine Gehorsamspflicht und als weltliche Frau mehr Rechte: sie konnte sich bei Beratungen Gehör verschaffen und maßgeblich Entscheidungen, die ihre Stiftung betrafen, konsensual mitbestimmen. Daraus folgt, Elisabeth von Bisingen gehörte ebenbürtig zum Gremium der Entscheidungsträger, der so treffend genannten *beschaidlüte*.

Elisabeth von Bisingen wurde bei der schriftlichen Bestätigung der zweiten Zahlungsrate im Johanniterhaus in Villingen am 2. Juli 1336 nicht mehr als Mit-Empfängerin des Kaufgeldes erwähnt. Daraus lässt sich schließen, dass Elisabeth zwischen dem 27. April 1336, dem Tag der Errichtung des Doppel-Anniversars, und dem 2. Juli 1336 verstarb. Sie war etwa 70 Jahre alt.⁹¹ Nach Ordensbrauch müsste sie als Stifterin und Wohltäterin auf dem ordenseigenen Friedhof begraben werden,⁹² wobei ohne schriftliche Hinweise der Begräbnisort der Frau Elisabeth von Bisingen offen bleibt, ob in Villingen auf dem Ordensfriedhof oder wie es in der ersten Schenkungsurkunde heißt *bi der vorgeschribenen kilchen ze Lenzkilch, da min vorenanter wirt saeliger rüwet*.⁹³

In den späteren Urkunden des Konvents Villingen und in den regionalen Urkundenbüchern wird das Johanniterhaus in Lenzkirch nach 1334 nicht mehr erwähnt.⁹⁴ 470 Jahre später bei der Säkularisation des Johanniterhauses Villingen im Jahre 1805/06⁹⁵ gehörten dem Orden 22 Güter in Lenzkirch und Saig. Das sind deutlich mehr Güter als die 1334 urkundlich genannten kirchlichen Güter des Ordens – ein Besitz, der nach manchem Auf und Ab seinen Anfang nahm mit der Stifterin Elisabeth von Bisingen.

Zusammenfassung

Elisabeth von Bisingen ließ ein Johanniterhaus für die Ordensleute ihrer Memorial-Stiftung von 1316 in Lenzkirch unweit der Kirche erbauen. Es war ab 1317 bewohnt vom Pfarrer in Lenzkirch, einem Johanniterkaplan, von einem weiteren Ordenspriester, Bruder Gero von Lichtenstein, von der Johanniterin Schwester Udelhilt von Blumberg und von der Stifterin selbst. In späterer Zeit wird zudem Schwester Clara von Burgberg als Konventfrau im Johanniterhaus Lenzkirch verzeichnet. Das Haus war zudem Zufluchtsort für Frauen in Not.

Die Leitung des kleinen Ordenshauses lag nach Ordensangaben bei der Stif-

1317–1336

terin, nach Angabe eines Dienstmannes des Grafen Heinrich II. von Fürstenberg beim Ordensgeistlichen Gero von Lichtenstein. Anders sahen es der Graf selbst und Konrad von Burgberg. Für sie war der gemischte Konvent, die Gemeinschaft der Brüder und Frauen in Lenzkirch, Empfänger der Privilegien und des großen Gutes in Neuhausen. Dessen ungeachtet sah sich Elisabeth von Bisingen nicht als passive Stifterin, sondern leitete als aktive Ökonomin die Stiftungsgüter und mit dem Erwerb des *Neuen Guts* in Lenzkirch-Süd das *Gericht über Leute und Gut*, eine bislang männliche Domäne. Elisabeths Johanniterhaus Lenzkirch war ein kleines, unabhängiges, finanziell gesundes Haus. Dass eine Frau einen kleinen Konvent ohne Komtur leitete, stellte eine Sonderheit in der Provinz Oberland dar und zeigt Elisabeths Vorstellung von der Gleichwertigkeit der Geschlechter. Diese besondere Organisationsstruktur der Stiftung in Lenzkirch wurde mit der Union der Johanniterhäuser Lenzkirch und Villingen im Februar 1331 hinfällig, ebenso der emanzipatorische Stiftungszweck für Frauen in Not; ab diesem Zeitpunkt unterstand die Stifterin dem Komtur von Villingen. Gleichwohl führte sie die Wirtschaft ihrer Stiftung in Lenzkirch weiter bis zu ihrem Tode.

In Lenzkirch kam es nach der Union von 1331 zu keinen weiteren Investitionen mehr, d. h., die Überschüsse des Hauses Lenzkirch flossen in die Union. Größere Investitionen des Haupthauses Villingen können bis 1336 urkundlich nicht nachgewiesen werden. Letzteres deutet auf dessen angespannte finanzielle Lage hin. Erst 1334 sprach die Union intern-öffentlich von ihrer schlechten Lage (*notúrft*) und wollte Abhilfe (*besserung*) schaffen. Diese sollte allein das wirtschaftlich gesunde Haus in Lenzkirch – zu eigenen Lasten – erbringen: durch den Verkauf des Herzstücks seines Stiftungsvermögens, das Gut Lenzkirch mit allen Rechten und Gerichten. Mit dem Geld aus diesem Verkauf wurde im Jahr



Blick vom Strohhberg auf *Lenzkilch in dem tal*, wie es bei Elisabeth von Bisingen in ihrer zweiten Schenkung 1331 an die Johanniter heißt, mit seiner Kirche St. Nikolaus, neuerbaut bis auf den alten Turm 1934. Ihr Kirchenpatron wird 1487 erstmals erwähnt. Brände zerstörten mehrfach das sakrale Gebäude. Die kleinere Urkirche mit umliegendem Friedhof stand an derselben Stelle, ihr Patron ist unbekannt. Erwähnt wird 1132 der Ort mit Kirche als *Lendischildicha*.⁹⁸
Foto Brigitte Waldermann, 2018.

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

1336 zugunsten des Haupthauses in Villingen neu investiert und mit dem Rest, etwas weniger als 90 Mark Silber, vermutlich der Notstand der Kommende bestritten. Damit entsteht der Eindruck, dass sich das Johanniterhaus Villingen aus der Stiftung Lenzkirch zu eigenen Gunsten und aus regional-politischen Gründen hatte sanieren lassen. Dies geschah mit Elisabeths Einwilligung; offenbar schuldete sie das der Fraternität und der Solidarität im Orden. Im Gegenzug bewilligten ihr die Johanniter in Villingen ein aufwändiges Doppel-Anniversar für das Seelenheil ihrer Familien, ihres Ehemanns und ihrer selbst.

Mit dem Tode Elisabeth von Bisingens vermutlich im Sommer 1336 wurde die *Schenkung unter Lebenden* eingelöst: das unierte Haus Villingen übernahm die Restgüter und das Kirchengut mit der Dorfkirche aus der Stiftung in Lenzkirch endgültig und nahm sein Eigentum ganz in Besitz. Damit verblieb ein Teil der Stiftungsgüter, die Frau Elisabeth von Bisingen 20 Jahre wirtschaftlich geleitet hatte, in der Hand des Ordens. Das Johanniterhaus in Lenzkirch, das geistliche Zentrum der Stiftung Elisabeths von Bisingen und der zentrale Verwaltungssitz der Stiftungsgüter, wurde als Wohnhaus und als kleiner Konvent nach 1334 nicht mehr erwähnt.

Glossar historischer Fachbegriffe

- Allod** volles Eigentum an Gewässern, Wald, Grundstücken oder Anwesen, über das der Eigentümer frei verfügen konnte; auch das Familienerbe. Damit unterscheidet sich A. vom Lehen oder grundherrlichen Land.
- Anniversar** jährlicher Gedenktag, der am Todestag des Menschen, dessen gedacht werden soll, mit einem Gottesdienst gefeiert wird. Anniversare waren kostenpflichtig. Damit diese Gedächtnistage in einer Pfarrei oder einem Kloster nicht vergessen werden, trägt ein Priester, Seelmeister genannt, diese Tage in ein Kalenderbuch ein, das ebenfalls Anniversar heißt.
- Beginen** Frauen einer klösterlich und ehelos lebenden Gemeinschaft, ohne Gelübde und ohne Klausur. Sie können jederzeit ausgehen und Besuch empfangen. Beginenhäuser sind anfänglich wirtschaftlich, kulturell und religiös unabhängig. Vor allem prägt die Meisterin die Schwerpunkte eines Hauses wie z. B. Unterrichten, Musizieren, Klöppeln kostbarer Spitzen, Armenspeisung.
- Häresie** eine Aussage, die im Widerspruch zu kirchlichen Grundsätzen steht, oftmals in Verbindung mit befremdlichem Verhalten, das sich bis zur Auflehnung gegen die Obrigkeit steigern kann. H. hieß im Mittelalter auch Ketzerei, die als verdammenswert gebrandmarkt und hart bestraft wurde.

- Komtur** Amtsbezeichnung für den Leiter und Verwalter einer Ritter-Ordensniederlassung. Im Johanniterorden ist er der weltliche und geistliche Vorgesetzte aller Ordensmitglieder seines Hauses, der Kommende, selbst wenn er persönlich kein Geistlicher ist. Er wird vom Provinzkapitel bestimmt und vom Prior einer Provinz bzw. dem Meister eines Landes in sein Amt eingesetzt und ist damit deren Statthalter in seinem Haus. Er ist dem Prior und Meister gegenüber für sein Tun und Lassen verantwortlich. Er wird anders als in den alten Orden, z. B. bei den Benediktinern, nicht von der Gemeinschaft der Hausmitglieder gewählt.
- Memoria** Totenerinnerung oder Totengedenken. Schon seit dem 5. Jahrhundert war es die Rolle der Ehefrau, das Gedächtnis des verstorbenen Gatten zu bewahren. Ab dem Mittelalter ging diese Rolle der Ehefrau über ihren Tod hinaus: noch zu Lebzeiten traf sie Vorsorge für die zukünftigen Gedächtnisse an ihren verstorbenen Ehemann und wie im Fall der Elisabeth von Bisingen auch für sich selber, indem sie z. B. Teile ihrer Güter der Kirche vermachte. Nach dem Ableben der Ehefrau übernahm die Kirche die Pflicht zur Memoria.
- Pfründe** Einkommen aus einem weltlichen oder kirchlichen Amt, um den Unterhalt des Amtsinhabers im Mittelalter zu sichern. Z. B. erhielt ein Pfarrer von jedem Gläubigen in seiner Pfarrei einen gewissen Anteil von dessen jährlichen Erträgen.
- Privileg** ein Sonderrecht, eine Ausnahme vom Üblichen. Es wird einer Person oder einer Gruppe zugeteilt.
- Regest** in der Geschichtswissenschaft Zusammenfassung der rechtsrelevanten Inhalte von Urkunden des Mittelalters und der frühen Neuzeit. Regestenbücher sind nach dem Datum geordnet und erlauben so einen Überblick zu Entwicklungen der Rechtsverhalte, zu Natur und Wetter, zu Kunst und Politik, zu Reiselerouten und zu handelnden Personen.
- Religiosen** Männer oder Frauen, die in Gemeinschaft ihr Leben Gott weihen; wie sie es in ihrem Gelübde versprechen, eifern sie ein Leben lang Jesus nach und leben ehelos in persönlicher Armut mit Gebet, Gottesdiensten und körperlicher und geistiger Arbeit. Der Gehorsam gegenüber ihrer Obrigkeit gilt als hohe Tugend.
- Status quo ante** der vorige Zustand, der frühere Zustand.
- Urbar** Güterverzeichnis, auch Verzeichnis von Rechten, die zu einem Gut gehören; z. B. welche Felder und Wiesen zu einem Hof gehören oder welche Abgaben entrichtet werden müssen oder wie viele Fische gefangen werden dürfen.

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

Autor

DR. MED. FRANZ WALDERMANN,
in St. Blasien aufgewachsen. Studium der katholischen Theologie in Freiburg und Münster, Schwerpunkte Bibelwissenschaften, Kirchengeschichte, Katechetik; kirchliches Examen. Studium der Humanmedizin in Freiburg. Hautarzt und Phlebologe in Gemeinschaftspraxis in Freiburg. Im Ruhestand wieder historische Studien, vor allem zur mittelalterlichen Geschichte.

franz@waldermann.de

Anmerkungen

- 1 BUMILLER, CASIMIR (1987): Die Herren von Bisingen. Ein Beitrag zur zollerischen Geschichte im 13. und 14. Jahrhundert, in: 1200 Jahre Bisingen 786–1986. Das Jubiläumsjahr, Rückblick in Wort und Bild, hrsg. von der Gemeinde Bisingen, Bisingen, S. 24–34
- 2 öffentlich aktiv von 1284 bis 1314. Er gehörte zum Dienstadel der Grafen von Fürstenberg; Beziehungen bestanden zum Bischof von Konstanz, Heinrich von Klingenberg; er war Vogt des Klosters St. Blasien; der Glanzpunkt seiner Karriere war der nicht belegte Erwerb der Herrschaft Lenzkirch. Nach den Urkundenbüchern (UB) war er ein mutiger Krieger, ein kluger expansiver Ökonom und ein erfahrener Berater in Rechtsfragen.
- 3 Generallandesarchiv Karlsruhe: GLA 11, n 1728 vom 14. September 1329; Verkaufsurkunde mit Siegel der Elisabeth von Bisingen
- 4 WILTS, ANDREAS (1994): Beginen im Bodenseeraum, Sigmaringen. S. 211–215 beschreiben die spätmittelalterliche Wandlung gesellschaftlicher Praxis für Frauen im Erwerbsleben, zu Kauf und Verkauf und zum Erbe in der Familie.
- 5 NEUGART, TRUDPERT (1791, 1795): Codex Diplomaticus Alemanniae et Burgundiae Trans Iuranae intra Fines Dioecesis Constantiensis ceu Fundamentum Historiae eiusdem Dioecesis. Band 1 und 2, St. Blasien: CD 2, S. 341 f, n 1052 (zum 28. Dezember 1294). Wegen des Datums 30. Dezember 1293: RIEZLER, SIEGMUND (1877–1891): Fürstenbergisches Urkundenbuch Band 1 bis 7, Tübingen: FUB 1, S. 320, n 631 und BRAUN, JOHANN WILHELM (2003): Urkundenbuch des Klosters Sankt Blasien im Schwarzwald von den Anfängen bis zum Jahr 1299. Teil I Edition. Teil II Einführungen, Verzeichnisse, Register, Stuttgart: UB StBl 1, S. 890 f, n 677
- 6 GLA 20, n 1332 vom 28. Februar 1316 = FUB 5, S. 327–330, n 354
- 7 BÜTTNER, HEINRICH (1940): Die Anfänge der Herrschaft Lenzkirch. Ein Beitrag zur Erschließung des Gebietes um Schluchsee und Titisee, in: Schriften der Baar 21, S. 99–125
- 8 FUB 5, S. 181, n 212 von 1277 und FUB 5, S. 235–237, n 274 von 1296
- 9 FUB 5, S. 288, n 326
- 10 HEFELE, FRIEDRICH (1957): Freiburger Urkundenbuch. Bd. 3, Freiburg i. Br.: UB FR 3, S. 209 f, n 277
- 11 Todestag: 16. Januar 1314, in: Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheins: ZGO 12, 1861, S. 89 f, Anm. 2; ebenso: CD 2, S. 432, n 1126. Zum Begräbnis, erste Schenkungsurkunde: FUB 5, S. 329, Zeile 7, n 354
- 12 Hauptort der Herrschaft Blumegg war Ewattigen (FUB 5, S. 156, n 194, Anm. 4). Johann urkundet 1315 auf Tannegg (WEECH, FRIEDRICH VON (Hrsg.) (1895): Codex diplomaticus Salemitanus, Bde. 1–3, Karlsruhe,

1317–1336

- 1881 bis 1895: UB Salem 3, S. 195, n 1166). Besitz in Lenzkirch: FUB 2, S. 54–56, n 83
- 13 UB FR 3, S. 253, n 347
- 14 STROTMANN, ANGELIKA und SCHÖLLGEN, GEORG (2001): Stichwort: Witwe, in: Lexikon für Theologie und Kirche, hrsg. von WALTER KASPER, KONRAD BAUMGARTNER u.a., Freiburg, Basel, Rom, Wien, 3. Auflage, Sp. 1262 f. Als Witwe gehörte eine Frau im Mittelalter schon fast zum Klerus, weil sie vor allem für das Seelenheil ihrer verstorbenen Familienangehörigen beten sollte. Daneben kamen ihr karitative Aufgaben zu.
- 15 HUGENER, RAINER (2014): Buchführung für die Ewigkeit. Totengedenken, Verschriftlichung und Traditionsbildung im Spätmittelalter, Zürich, S. 59–113
- 16 KLAPISCH-ZUBER, CHRISTIANE (2004): Die Frau und die Familie, in: JACQUES LE GOFF (Hrsg.): Der Mensch des Mittelalters, Essen, S. 312–339, hier besonders S. 314 f: Als alleinstehende Frau ohne familiären Schutz konnte eine Witwe leicht eine Beute von sie umgebenden standeszugehörigen Nachbarn und Verwandten werden.
- 17 Zur Einschätzung der Preisangaben in den Urkunden habe ich eine Preisliste für Käufe und Verkäufe unterschiedlicher Objekte (Hof, Wiese, Gut, Mühle, u. dergl.) und Rechte (Kirchensatz, Vogtei bzw. Zwing und Bann, Fischereirechte usw.) erstellt. Dabei habe ich die Preisangaben der regionalen UB von 1275 bis 1340 zugrunde gelegt. Ich übernahm die Umrechnungen der regionalen Münzwährungen von GEORG TUMBÜLT (1914), Die Einkünfte der jetzt nach Baden gehörigen Pfarreien und Pfründen des ehemaligen Bistums Konstanz um das Jahr 1275, in: ZGO 68, S. 53–104. Danach wird 1 Mark Silber mit 660 Zahl-Pfennig (Pfg) gerechnet; 1 Pfund Pfg sind 240 Pfg; 1 Schilling sind 12 Pfg. Bezug ist der Breisgauer Pfennig.
- 18 GLA 20, n 1330; Regest: FUB 2, S. 54, n 82
- 19 GLA 20, n 1331 = FUB 2, S. 54–56, n 83
- 20 Beispiele für statistisch gemittelte Preise der Liste: ein kleiner Hof erbrachte durchschnittlich 8.920 Pfg (n= 14); ein mittelgroßer Hof kostete 22.343 Pfg (n=9). Für kleine Huben lag das Mittel bei 3.795 Pfg, bei den größeren Huben war der mittlere Wert 20.913 Pfg. Ein kleines Gut kostete im Schnitt (n=10) 3.689 Pfg, ein mittelgroßes Gut (n= 15) 9.026 Pfg und ein großes Gut (n=4) 19.350 Pfg.
- 21 Das Stiftungsvolumen aller Güter und Rechte Elisabeths lag bei 643 Mark Silber.
- 22 ZGO 11, 1860, S. 442–445; FUB 2, S. 33–37, n 44, n 45 und n 46
- 23 CD 2, S. 388 f, n 1090, Datum 14. November 1315
- 24 GLA 20, n 1341 [mit Textverlusten]; Regest: FUB 5, S. 330, n 354, Anm. 1
- 25 KRÄMER, THOMAS (2015): Dämonen, Prälaten und gottlose Menschen. Konflikte und ihre Beilegung im Umfeld der geistlichen Ritterorden, Berlin, 2015, S. 262: Die Schenkung an die Johanniter war rechtlich gesehen eine *Schenkung unter Lebenden*. Sie ermöglichte Elisabeth weiterhin die Verwaltung der verschenkten Güter, wobei der Nutzen aus diesen Gütern auf sie und den Orden aufgeteilt wurde. Erst nach ihrem Tod gingen die verschenkten Güter vollständig an den Orden über.
- 26 <https://lagis.landesarchiv-bw.de/>

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

[ol/maps/kloester.php?id=366](https://www.openstreetmap.org/ol/maps/kloester.php?id=366)

abgerufen am 21.10.2016

(© OpenStreetMap-Mitwirkende, bearb. von Landesarchiv BW Stuttgart, bzw. <https://www.openstreetmap.org/copyright>). Danach lag das Johanniterhaus nördlich der Haslach. Widersprüchlich dazu zeigen die Schenkungsurkunde (vgl. Anm. 6) und die Verkaufsurkunde (vgl. Anm. 24), dass Elisabeth die Herrschaft über Lenzkirch-Süd und ihr Neffe Johann die Herrschaft über Lenzkirch-Nord hatten; Grenze war die Haslach. Es liegt nahe, dass Elisabeth ihr Johanniterhaus in der eigenen Herrschaft Süd errichtet und nicht in der Herrschaft ihres Neffen. Inwieweit dieser Widerspruch durch eine spätere Flusslaufänderung, durch Exklave-Güter Elisabeths im Herrschaftsgebiet ihres Neffen oder durch andere Faktoren verursacht wird, ist unbekannt. Lenzkirchs Chronist JOSEPH ROMBACH (1843) verknüpft die mögliche Lage des Johanniterhauses mit einem Frauenkloster, das einer Sage zufolge in Lenzkirch existierte und sich vom Chor der Kirche bis zum Pfarrgarten des Stollenhofs erstreckt habe. (Geschichte und Beschreibung von Lenzkirch und seiner Umgebung, Freiburg, S. 147)

- 27 GLA 20, n 1343 vom 29. Oktober 1334; Regest: FUB 5, S. 331, n 354, Anm. 5. Zum Privileg: FUB 2, S. 93 f, n 141 vom 12. März 1326
- 28 GLA 11, n 1728
- 29 Württembergische Regesten von 1301 bis 1500, hrsg. vom Württembergischen Hauptstaatsarchiv Stuttgart, Bde. 1–3. Stuttgart, 1916–1940: WR 12473, Digitalisat: https://www2.landesarhiv-bw.de/ofs21/bild_zoom/zoom.php?bestand=3703&id=165082&gewaehlteSeite=01_0000038748

[_0001_1-38748-1.jpg&screenbreite=1536&screenhoehe=864](#).

Abgerufen 03.02.2017; mit freundlicher Genehmigung des Hauptstaatsarchivs, Stuttgart, A 602, Nr. 12473

- 30 GLA 20, n 1571 vom 10. Oktober 1328. Clara von Burgberg hatte eine individuelle Ordenskarriere: Im Mai 1308 war sie in die Neuhauser Sammlung in Villingen eingetreten. (FUB 2, S. 31, n 41) Vor 1328 war sie schon Konventfrau im Johanniterhaus Lenzkirch. Ab 11. Oktober 1372 begannen *uf Sant Peters tag ad cathedram* (22. Februar) *Swester Claren von Burberg, convent frowen sant Johans ordens in Villingen, jarzit und getrüwe gedenknust.* (ZGO 8, 1857, S. 128)
- 31 1290 Zeuge in Überlingen (FUB 5, S. 132, n 174 Anm. 6). Vor 1301 Prior im Johanniterhaus in Überlingen (CARTELLIERI, ALEXANDER und RIEDER, KARL (1905): Regesten zur Geschichte der Bischöfe von Constanz, 2. Band, 1293 bis 1383, Innsbruck: REC 2, S. 58, n 3425). 1301 und 1304 Prior im Johanniterhaus in Rheinfelden (WELTI, FRIEDRICH EMIL (1933) Urkunden der Johanniterkommende Rheinfelden und die Rheinfelder Urkunden des Deutschordenshauses Altshausen, Aargauer Urkunden 4. Teil, Aarau: UB AG 4, S. 30, n 76; UB AG 4, S. 33, n 85). 1316 Leutpriester in Lenzkirch (FUB 5, S. 332, n 355). 1318 Zeuge in Rheinfelden (UB AG 5, S. 21, n 37)
- 32 Schreibweisen: Gero, Gere, Gern, Ger. 28. Dezember 1317, 1. priesterlicher Zeuge beim Verkauf der Witwengüter der Schwester Udelhilt von Blumberg. (s. Anm. 29) 1326 im Johanniterhaus in Lenzkirch in führender Stellung. (GLA 20, n 1348) August 1328 Komtur in Rottweil als Nachfolger von Rudolf von Masmünster. (HECHT, WINFRIED (1971): Die Johanniter-

1317–1336

- kommende Rottweil, Rottweil, S. 79 f)
Sehr wahrscheinlich ab Februar 1329 ebenfalls Komtur in Villingen, dort nachweisbar 1334 (GLA 20, n 1343), 23. Juni 1335 (FUB 5, S. 331 f, n 354, Anm. 5) und 09. Februar und 12. März 1336 (ZGO 8, 1857, S. 118 f; FUB 5, S. 396 f. n 435)
- 33 FUB 5, S. 329, Zeile 15–18, n 354
- 34 UB FR 3, S. 280, n 377
- 35 HADERER, MANFRED-G. (2009): *Zeitläufe. Lenzkirch im Wandel*, Horb a. N., S. 35 f
- 36 DEMURGER, ALAIN (2003): *Die Ritter des Herrn. Geschichte der geistlichen Ritterorden*, München, S. 198–201
- 37 NICHOLSON, HELEN (2009): *Femme*, in: PRIER ET COMBATTRE, (2009): *Dictionnaire européen des ordres militaires au Moyen Âge*, Paris, S. 352–355 und Dies. SOEUR, in: ebenda S. 883
- 38 GLA 20, n 1328 vom 12. August 1323; Regest: FUB 5, S. 330, n 354, Anm. 2
- 39 GLA 20, n 1350 vom 04. April 1324; Regest: *Urkundenbuch der Stadt und Landschaft Zürich Bd. 10*, Zürich, 1916: UB ZH 10, S. 249, n 3873, Anm. 1
- 40 GLA 20, n 1334 vom 11. März 1316 = FUB 5, S. 332, n 355
- 41 GLA 20, n 1348 vom 04. Juli 1326; Regest: FUB 2, S. 95, n 144
- 42 GLA 20, n 1571 = CD 2, S. 412 f, n 1110
- 43 GLA 20, n 1572 = CD 2, S. 413 f, n 1111
- 44 GLA 11, n 1729
- 45 GÖBEL, WALTER (1951): *Chronik und Familiengeschichte von Neustadt (Schwarzwald)*, Neustadt, S. 54 ff
- 46 KRIEGER, ALBERT (1904): *Topographisches Wörterbuch des Großherzogtums Baden*, Heidelberg, Bd. 2, Sp 1477 hält Winterswile für eine abgegangene Siedlung in der Nähe von Lenzkirch-Neustadt.
- 47 Die Güter stammen aus der Verfügung vom 30. Dezember 1293. Vgl. Anm. 5
- 48 GLA 20, n 1343 vom 29. Oktober 1334; Regest: FUB 5, S. 331, n 354, Anm. 5
- 49 FUB 5, S. 331 f, n 354, Anm. 7
- 50 GLA 20, n 2235 vom 27. April 1336 = CD 2, S. 432 f, n 1126
- 51 BOEWE-KOOB, EDITH und SCHULZE, UTE (2005): „Allen, die diesen Brief lesen und hören lesen, tue ich kund...“ *Urkunden Villingen Frauen aus dem 13. und 14. Jahrhundert*, Villingen-Schwenningen, (= Veröffentlichungen des Stadtarchivs und der Städtischen Museen Bd. 31) S. 8 f.
- 52 ZGO 8, 1857, S. 120 f, bes. Anm. 4. Das runde, braune Wachssiegel Elisabeths an GLA 11, n 1728 hat einen Durchmesser von 3,4 cm. Die Umschrift – *Siegel der Elisabeth von Bisingen* – ist eindeutig und beginnt mit einem einfachen griechischen Kreuz. Neben Elisabeths Siegel hängt zudem das Siegel des Johanniterhauses in Lenzkirch am Verkaufsbrief für Frau Hiltburg im Turm. Dessen Kreuz in der Umschrift verbreitert sich an den vier Enden wie bei einem Johanneskreuz. Quelle beider Siegel mit freundlicher Genehmigung des GLA Karlsruhe 11, n 1728
- 53 ALBERTI, OTTO VON (1889): *Württembergisches Adels- und Wappenbuch*, Stuttgart, Bd. 1, S. 64
- 54 FUB 5, S. 329, n 354, Zeilen 27–29: *Die Ordensfrauen hatten neben ihrem Dienst als Beterinnen die Aufgabe Frauen, die in ihren Rechten betrogen wurden und denen ihre Rechte vorenthalten wurden, so dass sich dadurch*

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

- ihre Lage verschlimmert hat, und den Frauen, die etwas getan haben oder so gelebt haben, dass ihnen daraus Schaden entstanden ist, Hilfe und Beistand zu sein.*
- 55 LUTTRELL, ANTHONY (1980): The Hospitallers of Rhodes: Prospectives, Problems, Possibilities, in: Die geistlichen Ritterorden Europas, hrsg. vom KONSTANZER ARBEITSKREIS für mittelalterliche Geschichte, Sigmaringen, (= Vorträge und Forschungen Bd. 26, 1980), S. 243–266, bes. S. 250–253
- 56 TIPTON, CHARLES L. (1968): The 1330 Chapter General of the Knights Hospitallers at Montpellier, in: Traditio 24, S. 293–308. Pflugk-Hartung, Julius von (1900) Der Johanniter- und der Deutsche Orden im Kampfe Ludwigs des Bayern mit der Kurie, Leipzig, S. 4–63
- 57 TIPTON (1968) S. 306, Recordia
- 58 DEMURGER (2003) S. 131–145. Der Johannistag, am 24. Juni, war das Hochfest des Ordens, an dem sich häufig die Komture zum Provinzkapitel trafen. Dort wurden z. B. die Responsionen und Annaten eingesammelt.
- 59 ZGO 1, 1850, S. 26–36: Im Mittelalter waren die jährlichen Einkünfte aus landwirtschaftlichen Gütern und Rechten sehr stabil und lagen bei 5 % des Kauf- bzw. Verkaufspreises.
- 60 Der Kaufwert des Kirchensatzes und Laienzehnten von Lenzkirch lag nach der Liste bei 10.224 Pfg. Damit ist der jährliche Ertrag (10 %) von 1.022 Pfg zu errechnen. Für Göscheweiler lauten die Zahlen: 10.494 Pfg und entsprechend 1.049 Pfg.
- 61 Der Kaufwert aller verlienen landwirtschaftlichen Güter betrug nach der Liste 292.779 Pfg. Dann sind für ein Jahr 14.638 Pfg zu verbuchen.
- 62 Die Vogtei in Lenzkirch wird nach der Liste mit 53.795 Pfg Wert umschrieben. Damit kommen jährlich 2.690 Pfg in Anschlag. Die Vogteieinnahmen aus den übrigen Gütern im Raum Bonndorf, aus Honfirst und in Wintersweiler dürften etwa die Hälfte der Lenzkircher Vogtei-Einnahmen ausmachen, also 1.345 Pfg.
- 63 Fischrechte im Titisee wurden für die Liste mit dem 5-fachen des Fischrechtes in einem Fluss festgelegt: also 5 x 9.416 Pfg = 47.080 Pfg; davon 5 % als jährliche Rendite machen 2.354 Pfg aus.
- 64 10 % von 100 Mark Silber sind 6.600 Pfg.
- 65 Im Stiftungsbrief setzt Elisabeth unterschiedslos für jede Person 5 Mark Silber jährlich an. (s. Anm. 33)
- 66 DEMURGER (2003) S. 139–141; SARNOWSKI, JÜRGEN (2011): Die Johanniter, ein geistlicher Ritterorden in Mittelalter und Neuzeit, München, S. 61: Responsionen lagen in der Regel bei ca. einem Viertel bis einem Drittel des Jahresüberschusses. Sie konnten aber bei erhöhtem Bedarf der Zentrale angehoben werden.
- 67 GLA 11, n 1728
- 68 CARRAZ, DAMIEN (2009): confraternité, in: PRIER ET COMBATTRE, S. 252–256. WILTZ (1994) S. 149 und S. 162 sieht das Ausbleiben von Einritten und damit das Ausbleiben von Mitgiften als existenzbedrohende wirtschaftliche Situation an.
- 69 BUMILLER, CASIMIR (1998): Villingen im Spätmittelalter, in: STADT VILLINGEN-SCHWENNINGEN (Hrsg.) Villingen und Schweningen, Geschichte und Kultur, Villingen-Schwenningen, S. 119–154, hier: S. 131–134; RÖDER, CHRISTIAN (1909): Zum Übergang der Stadt

1317–1336

- Villingen vom Hause Fürstenberg an Habsburg im Jahre 1326, in: Schriften der Baar 12, S. 65–80
- 70 HECHT, WINFRIED (1990): Die Johanniterkommende in Villingen, in: Der Johanniterorden in Baden-Württemberg 82, S. 18–22; bes. S. 20
- 71 BUCHHEIT NICOLAS (2014): Les commanderies hospitalières: Réseaux et territoires en Basse-Alsace XIII^e et au XIV^e siècles, Monts, (Collection CTHS Histoire 55), S. 167 f
- 72 RÖDEL, WALTER GERD (2006): Die deutschen (Groß-)Prioren, in: Helvetia Sacra 4–7.1, Die Johanniter, die Templer, der Deutsche Orden, die Lazariter und Lazariterinnen, die Pauliner und die Serviten in der Schweiz, hrsg. vom KURATORIUM DER HELVETIA SACRA. Basel, 2006: HS 4–7.1, S. 55–57
- 73 GLA 20, n 424 vom 14. Februar 1329; Regest: FUB 5, S. 380, n 405. WOLLASCH, HANS-JOSEF (1970): Inventar über die Bestände des Stadtarchivs Villingen, Villingen, Bd. 1, S. 18, n 80 vom 28. Februar 1330.
- 74 DEMURGER (2003) S. 134–136
- 75 WILTZ (1994) S. 136–168
- 76 GLA 20, n 1343. Stichwort: *notúrf* in: LEXER, MATTHIAS (1969): Mittelhochdeutsches Taschenwörterbuch, Stuttgart, 33. Auflage, S. 152 f: Bedürfnis, Lebensunterhalt, hier: Geldbedarf, Geldnot.
- 77 GLA 20, n 1346; Regest: FUB 5, S. 331 f, n 354, Anm. 6
- 78 RÖDEL, WALTER GERD (1993/1990): Ehemalige Ordensniederlassungen in Baden-Württemberg. Eine Nachlese, in: Der Johanniterorden in Baden-Württemberg 88, 1993/1990, S. 10–15, hier: S. 14
- 79 FUB 2, S. 99, n 148
- 80 Notverkauf im Haus Überlingen 1330 z. B. wegen *hochverzinsten Schulden*: FUB 5, S. 383 f, n 411; und 1336: GLA 5, n 3317; Notverkauf im Haus Rottweil 1333, 1334 und 1336: GÜNTER, HEINRICH (1896): Urkundenbuch der Stadt Rottweil, Bd. 1., Stuttgart: UB RW 1, S. 69, n 150; daselbst S. 72, n 158; daselbst S. 73, n 164; nach TREFFEISEN, JÜRGEN (1991): Die Breisgaukleinstädte Neuenburg, Kenzingen und Edingen in ihren Beziehungen zu Klöstern, Orden und kirchlichen Institutionen während des Mittelalters, Freiburg, München, S. 139, veräußerte das Membrum Kenzingen ab 1328 mehrfach Güter zugunsten des Haupthauses in Freiburg im Breisgau.
- 81 FUB 5, S. 332, n 354, Anm. 8
- 82 GLA 20, n 2259; Regest: FUB 2, S. 131, n 198; FUB 5, S. 396 f, n 435; GLA 20, n 2255; Regest: ZGO 8, 1857, S. 119 f.
- 83 GLA 20, n 1800. Johanniter-Vorbesitz in Pfohren: FUB 2, S. 33–37, n 44, n 45 und n 46
- 84 GLA 20, n 2155; Regest: ZGO 8, 1857, S. 119 f
- 85 GLA 20, n 2236; Regest: ZGO 8, 1857, S. 120
- 86 GLA 20 Laufregister und GLA 67/1403 Kopialbuch der Johanniter in Villingen
- 87 Der Kaufpreis für die Vetterli-Wiese war 48.000 Pfg. Zieht man davon den urkundlich belegten Höchstpreis für eine Wiese, 5.280 Pfg, ab, erhält man 42.720 Pfg, entsprechend 64,72 Mark Silber.
- 88 GEWALT, DIETFRIED (1998): Barnabas. In: Biographisch-Bibliographisches Kirchenlexikon. Bd 14, Herzberg, 1998, Spalte 744–746
- 89 NICHOLSON, HELEN (2005):

Das Johanniterhaus der Frau Elisabeth von Bisingen in Lenzkirch

- Saints venerated in the Military Orders, in: *Ordines Militares, Colloquia Tournonensia historica*, Bd. 13: Selbstbild und Selbstverständnis der geistlichen Ritterorden, hrsg. von ROMAN CZAJA und JÜRGEN SARNOWSKI, Torun 2005, S. 9–113. Barnabas wird nicht eigens erwähnt.
- 90 WEHRLI-JOHNS, MARTINA und OPITZ, CLAUDIA: *Fromme Frauen oder Ketzerinnen? Leben und Verfolgung der Beginen im Mittelalter*, Freiburg, Basel, Wien, 1998
- 91 Nach der Verfügung (vgl. Anm. 5) rechnete Konrad von Blumegg 1293 immer noch mit ehelichen *Erben*. Nachkommen sind nicht überliefert. D.h. die Ehe war anscheinend in mehreren Ehejahren kinderlos oder die Kinder sind früh verstorben. Elisabeths Hochzeit wird wie üblich mit etwa 16 Jahren gewesen sein. Damit könnte sie 1293 ein Alter zwischen 20 und 35 Jahren haben, 1336 etwa 63 bis 78 Jahre.
- 92 NICHOLSON (2009): *femme*, in: PRIER ET COMBATTRE (2009): S. 352–355; CARRAZ, DAMIEN (2009): *donation*, in: ebenda S. 305–307
- 93 FUB 5, S. 329, Zeile 7, n 354
- 94 REC 2, S. 418, n 6397; FUB 7, S. 270, n 154, Anm. 2; RÖDEL, WALTER GERD (1972): *Das Großpriorat Deutschland des Johanniter-Ordens im Übergang vom Mittelalter zur Reformation anhand der Generalvisitationsberichte von 1494/95 und 1540/41*, Köln, S. 119–123; Mitteilungen aus dem Fürstlich Fürstenbergischen Archiv, Bd. 1. Tübingen, 1894: MFFA 1, S. 20, n 43; MFFA 1, S. 410, n 559, Anm. 1; MFFA 2, S. 864, n 1154 und Anm. 2.
- 95 GLA 229, n 59 976 S. 1v–22v
- 96 Foto mit freundlicher Genehmigung des Schöning-Verlags, Lübeck, Luftaufnahme, gen. SH 27312, Lzk Luft 6282-1
- 97 KRAUS, FRANZ XAVER (1904): *Die Kunstdenkmäler des Großherzogtums Baden*, Bd. 6, Kreis Freiburg, Tübingen und Leipzig, S. 391 f
- 98 PECHLOFF, URSULA (2011): *Lenzkirch, Pfarrkirche St. Nikolaus*, Passau, S. 2–6 (Peda-Kirchenführer Nr. 818/2011)
- 99 FUB 4, S. 123 f, n 129, Anm. 4 mit Abb.
- 100 mit freundlicher Genehmigung des GLA Karlsruhe: GLA 11, n 1728
- 101 nach Unterlagen Frauenverein e. V. Lenzkirch, Kindergarten Förderverein, 2018

Dank

Bei allen Damen und Herren im GLA Karlsruhe, Hauptstaatsarchiv Stuttgart, im Fürstlich Fürstenbergischen Archiv Donaueschingen und im Stadtarchiv Rottweil bedanke ich mich für ihre freundliche Hilfe und Unterstützung. Mein Dank gilt auch dem GLA Karlsruhe für die Siegelbilder, Urkundenreproduktion und für die Publikationserlaubnis. Vor allen danke ich von Herzen meiner Frau Brigitte Waldermann für ihr freimütiges und kritisches Hinterfragen, ihre vielfältigen Anregungen und reichhaltigen Hinweise, ihre Unterstützung, wenn es mich immer wieder zu den Urkunden und Büchern in die Archive zog, und ihre blitzschnelle weitsichtige und tiefgründige logische Mitarbeit bei der Auswertung und Zusammenstellung der Fakten und Daten – last but not least danke ich für ihr unermüdliches umfassendes Lektorat.

Das Eishaus der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei im Donaueschinger Schlosspark.

Eine industriehistorische und energetische Betrachtung

von HUBERT MAUZ

Neulich bin ich wieder einmal bedächtig um eines meiner Lieblingsgebäude meiner Heimatstadt Donaueschingen geschlichen. Mit ihm verbinden sich wunderbare und kuriose Erinnerungen an Erlebnisse meine Jugendzeit, die nur in Donaueschingen so erlebt werden konnten, denn dieses komplexe Ensemble ist ein unverwechselbares Unikat in fast ganz Deutschland und sogar in Mitteleuropa.

Ich bin um die umliegende Eiswiese, die Zulaufkanäle zu diesem Eisweiher und zu den dazugehörigen Wehrbauwerken und Stellfallen gebummelt. In den Wintermonaten leiten diese offenen Kanäle Bregwasser vom Bregwehr bei Allmendshofen über einen seitlichen Abzweiggraben bei der Graselli-Tabakmühle diesem Eisweiher zu. Ganz in Gedanken und Erinnerungen an Jugendzeiten versunken, aber auch an längst vergessene, sehr natürliche Energietechniken, wurde ich unerwartet aus meinem Sinnieren geweckt und sehr freundlich angesprochen. Von der Prinz-Fritzi-Allee her. Früher, vor der Umwidmung zum Gedenken an den unsäglichen Soldatentod des Prinzen Fritzi im Ersten Weltkrieg, hieß diese schnurgerade Straße treffend Mühlenstrasse. Sie führte nämlich von



Das Eishaus von Süden mit Treppenhausembau und Tor. Foto: Hubert Mauz.

Das Eishaus der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei in Donaueschingen

der Josefstraße zur sogenannten „Graselli-Tabakmühle“, der ersten und einzigen fabrikartig genutzten Mühle in Donaueschingen.

Ein betagter Mann muss mir lange zugesehen haben: „Ick hab se beobachtet und ihnen zujukieckt. Sag’n se mal junger Mann wat is’n det für eehn Jebäude. Keene Fenster, nur en hojes Scheunentor und mächtje Mauern mit sone Feiler anne Wände. So wat ha ick noch nie jesehn“. Ich habe abrupt mein bestes mir verfügbares Schriftdeutsch aus der Versenkung gekramt – immerhin hatte ich gerade in tiefster Mundart geträumt – und ihm erklärt, was das für ein Gebäude sei und um was für eine geniale Einrichtung es sich hier handele. Was ich ihm erzählt habe, muss so unglaublich, aber doch so glaubwürdig gewesen sein, dass er respektvoll: „Dat is ja ‘n Ding, unjaublich, scheenen Tach ooch noch, und nischt für unjut, waa“. Das, was ich dem greisen Berliner in kurzen, trockenen Sätzen erläutert habe, aber doch ziemlich blumig und mit lokalem Stolz, wird im Folgenden etwas ausführlicher und für den geneigten Leser möglichst anregend erzählt.

Jeder von uns schätzt ein kühles und gut gezapftes Pils mit einer sahnigen, schaumigen Blume. Wenn beim legendären Zinke Franz im *Bürgerstüble* – im Volksmund hieß es auch „Katholischer Bahnhof“ – in der Villingerstraße zu Donaueschingen gegenüber dem Rathaus am Anfang der Woche die ratternden, nagelnden und stinkenden Henschel-, die Magirus- oder auch die MAN-Bierlastwagen der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei die klappernden Holzbierkisten, die Bierfässer und die „Silberperle“-Sprudelkisten abgeladen hatten, dann trugen die Brauereifahrer auch vier bis fünf Eisstangen in den Kühlkeller des



Das Eishaus von Osten, im Vordergrund „Eisschibbel“. Foto: Hubert Mauz.

Eine industriehistorische und energetische Betrachtung

Bürgerstüble. In der Umgangssprache hießen diese Eisstangen „Eis-Schibbel“. Sie waren ungefähr so groß wie die schweren Granitrandsteine der Straßenbauer. Eine Stange wog etwa 25 kg.

Diese Eisstangen mussten die Getränke der Wirte bis zur nächsten Lieferung kühl halten. Im Sommer bei großer Hitze bekamen die Wirte etwas mehr zugeteilt, um den Abtauverlust auszugleichen. Von den LKW-Pritschen tropfte immer Tauwasser herunter und hinterließ eine feuchte Spur hinter den Bierlastwagen. Es war aber kein Tropfbier, wie man meinen konnte, sondern eben das Schmelzwasser der Eisstangen. Die naheliegenden Donaueschinger Gaststuben bekamen das Eis auf den Pritschen angeliefert, weil der Weg nicht allzu lange war und das Eis vertretbar wenig abschmolz. Die weiter entfernten Kunden auf der Baar, wie die in Blumberg, Löffingen oder Geisingen bekamen das Kühlgut im „Thermoanhänger“. Das Dieselloss bekam auf dieser Tour einen holzbeplankten Einachsanhänger angekuppelt, weiß lackiert und mit den Fürstenberg-Brauerei-Insignien versehen. Zwischen den Blechinnenwänden, den Böden und der Decke war die Isolationszone, gedämmt mit bestem, feingemahlenem Naturtorf. Mit billigem Sägemehl hatte man viel bittere Niederlagen einstecken und viel teures Lehrgeld bezahlen müssen, wie wir noch sehen werden.

Wenn nun die Bierfahrer ihre Pritsche mit den bestellten Getränken an der Brauereirampe in der Haldenstraße geladen hatten, fuhren sie zuerst zum „Eishaus“ am Ende der Prinz-Fritzi-Allee. Sie klopfen an die Personentür des Eishauses und gaben ihre Bestellung beim Eismeister ab. Der holte das erforderliche Eisstangen-Kontingent aus den Regalen und Lagerbuchten und legte es in die Wärme- bzw. Kälteschleuse, je nach Betrachtungsweise. Das Auslieferungstor war nämlich zweigeteilt, eben als wirkungsvolle, gut isolierende Kältesperre. Zweischalig ausgebildet mit Torffüllung. Wenn nun der brummige Kastellan, der Eismeister, dieser Eiseremit, die äußere Tür aufmachte, musste es schnell gehen, um keine Wärme ins Gebäude einfließen zu lassen: Der Eiskastellan verschwand in seiner Eremitage und kam erst wieder ans Licht des Tages, wenn der nächste an die Tür pochte. Dort drinnen in der mächtigen Eiskathedrale waren bis zu 2.500 Kubikmeter, je nach Härte des Winters, kompaktes, kristallklares Wasser eis gestapelt und gelagert. Es war bitterkalt im Eishaus, eben weit unter Null und zwar das ganze Jahr hindurch.

Der erste „Gletscher“ nach der letzten Eiszeit vor ca. 12.000 Jahren in Baden war also nicht im Hochschwarzwald, sondern auf der 600 m hoch gelegenen Baar. Einem der Kältepole in Deutschland.

Nachdem nun die Bierchauffeure das glasklare und luftporenarme Eis aus dem Eispalast an der Eiswiese, im Sommer war es eine ungeflutete Wiesenfläche, übernommen hatten, tuckerten sie zur Auslieferung in die Wirts- und Gasthäuser und die Hotels in Donaueschingen.

Kühlschränke, Kühlhäuser und Kühlaggregate gab es damals für Privathaushalte und Gastronomie noch nicht. Die Fa. Linde, der große Kältespezialist, trat erst später auf den Klimatisierungs- und Kühlhausplan. Deshalb wurde im

Das Eishaus der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei in Donaueschingen

Bierdepot, im Volksmund „Bierkeller“ an der Buchhalde in Richtung Aufen, ein Teil des Braugutes zum Kühlen und Reifen eingelagert. In dem bis zu 12 m tiefen Keller, abgeteuft im kühlen Muschelkalk und Kalklehm Boden, war es zwar das ganze Jahr über gleichmäßig kühl mit ca. 12° C. Aber von einem kühlen Pils beim Verbraucher konnte man deshalb nicht reden, weil gerade im Sommer der unklimate Transport auf den LKW ein Problem war. Das Bier kam dann zum Leidwesen der Pilskenner handwarm an. In der Mundart gibt es dafür einen drastischen, aber treffenden Begriff, der sich auf die Temperatur unserer Körperflüssigkeiten bezieht.

Der Bierkeller war mit einem archaischen Holzkastenaufzug ausgestattet zum Heben und Senken der Fässer und Kisten. Durch die Zwischenauslagerung entstanden natürlich auch erhebliche Transport- und Umschlagkosten. Deshalb war eine Natureisgewinnung und eine thermisch optimale Lagerung einer natürlich gewonnenen Eisernte nicht nur naheliegend und wirtschaftlich, sondern aus Konkurrenzgründen auch dringend erforderlich. Zumal es traditionell und auch landesweit Stand der Technik war, mit Eisgalgen und Eisweihern Eis zum Kühlen zu gewinnen. Und dem Stand der Technik und dem Zeitgeist hinterherzulaufen, war nicht das Bestreben des aufgeschlossenen Fürstenhauses.

Im Jahr 1898 überlegte man also sehr ernsthaft, ob man das Bierdepot an der Buchhalde zu einem Eiskeller umfunktionieren könnte. Diese Überlegung scheiterte zum einen schnell an der damals noch nicht vorhandenen Entwässerung des tiefen Kellers, zum anderen an den Transportkosten. Ein Eishaus oder auch ein Eiskeller, und das war der sehr tiefe Bierkeller an der Buchhalde, benötigt wegen des fast unvermeidlichen Abschmelzens des Eisvorrats eine wirkungsvolle, möglichst selbsttätige Entwässerung. Zum Abpumpen des Schmelzwassers fehlten die notwendige mechanische und auch noch die elektrische Energie für Pumpen. Außerdem war damals die Tiefe von ca. 15 m Förderhöhe kein Kinderspiel und technisch aufwändig. Naheliegend war das Graben eines Entwässerungsstollens in nordwestlicher Richtung zur Brigach hin. Damit hätte man den Keller im natürlichen, selbstregulierenden Gefälle elegant und wirkungsvoll entwässern können. Dagegen sprachen die dabei entstehende Zugluft und die fast zwangsläufig damit verbundene Wärmezufuhr durch diesen Stollen, aber vor allem auch die hohen Kosten und der komplette Umbau. Also die Umnutzung des Bierdepots an der Buchhalde in einen Eiskeller. Dies führte dann zu ganz anderen Überlegungen.

Den Ausschlag gaben aber letztlich der aufwändige und auch teure Transport und das Einlagern des Natureises zur Buchhalde in diesen Bierkeller. Gedacht war nämlich, einen Eisweiher in Hammereisenbach beim Areal des ehemaligen Fürstlich Fürstenbergischen Hammerwerks anzulegen. Dort, an diesem Kältepol im Bregtal, wo die Kaltluft vom Felsental und dem Bregtal abströmt, wollte man Eis in den Wintermonaten gewinnen, zuschneiden und nach Donaueschingen transportieren. Im Winter bei guter Schneelage sogar mit großen Pferdeschlitten.

Eine industriehistorische und energetische Betrachtung

Dieses Roh- oder Natureis wollte man eben im besagten Bierdepot im Bierkeller einlagern. Und es gab noch ein Transportproblem. Von den Brauereimitarbeitern hätte das Eis dann sehr mühselig aus dem tiefen Keller gehoben werden und zur Brauerei oder den Verbrauchern, den Wirtshäusern, gefahren werden müssen. Ein weiteres Manko hatte dieser Standort. Im „Hammer“ hat es deutlich mehr Schnee, was sowohl das Zufrieren eines Weiheres behindert, als auch die Wassereisqualität beeinträchtigt. Also ließ man diese unwirtschaftliche und unausgeregnete Lösung fallen und wagte sich an ein Eishaus in Donaueschingen.

Diese Möglichkeit, das Bier mit Natureis zu kühlen, gab es vielfach schon lange im ganzen Land. Und es gab auch Handbücher und, man höre und staune, auch schon Eishausarchitekten.

Die nächste Überlegung aus der fürstlichen Denkwerkstatt nach dem abgelegten Hammereisenbacher Projekt war ähnlich gelagert. Man wollte in Immendingen, am Sitz der Fürstlich Fürstenbergischen Maschinenfabrik, ebenfalls einen Eisweiher anlegen. Gespeist von Donauwasser. Dann wollte man das dort gewonnene Natureis mit der neuen Schwarzwaldbahn nach Donaueschingen spedieren. Immendingen ist im Winter ähnlich kalt wie der Kältepol im Donauried in Donaueschingen und deutlich schneeärmer als das Mittlere Bregtal.



Das um 1900 vorgesehene Eisweihergelände in Hammereisenbach. Foto: Hubert Mauz.

Das Eishaus der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei in Donaueschingen

Das erste Eishaus beim Bahnhof

Am Bahnhof in Donaueschingen baute man dann 1903 tatsächlich, der Brauerei in der Haldenstraße sehr nahe gelegen, ein Eishaus in Holzbauweise. Die Maschinenfabrik Otto Wehrle aus Emmendingen, offensichtlich eine Firma mit Eishaus-Erfahrung, machte einen Kostenvoranschlag für ein Eishaus einschließlich eines „Eis-Elevators“. Das Gebäude, einem großen Bahnhofslagerschuppen sehr ähnlich, wurde in zweischaliger Holzbauweise errichtet. Für die Zwischenräume lieferte der Sägewerker Rupert Bader aus Wolterdingen Sägemehl, und der Zimmermeister Hirt aus Wolterdingen führte die Verfüllung dieser Zwischenräume zur Isolierung mit diesem Sägemehl aus. Bei der Lieferung des Sägemehls kam übrigens ein weiterer Anbieter aus Hammereisenbach, die Fa. Kromer, wiederum aus Transportkostengründen nicht zum Zug. Wie man sehen kann, waren damals die Frachtkosten ein sehr wichtiger Faktor.

Der Innenanstrich zur Imprägnierung des Holzes gegen das die Fäulnis fördernde Schmelz- und Tauwasser hieß im Original-Ton „Hagfarbe“, war also Gartenzaunfarbe, das heißt Teerfarbe oder Carbolineum nach heutigem Sprachgebrauch. Außen wurde der Schuppen hell gestrichen. Man verstand also schon einiges von Strahlungsabsorption und wusste, dass helle Flächen die in diesem Falle ungünstige Sonnenstrahlung zurückwarfen. Der fatale Tipp „Hagfarbe“ war zwar eine aus einem Eiskeller-Fachbuch entnommene, aber doch dilettanti-



Das erste, hölzerne Eishaus beim Bahnhof in Donaueschingen von 1903–1911.

Foto: Fürstenberg Brauerei Donaueschingen

Eine industriehistorische und energetische Betrachtung

sche, unsägliche „Empfehlung“. Die erwies sich nämlich als schlimme Fehlentscheidung, denn der Teergeruch drang in das Lagereis ein, verfärbte und „parfümierte“ es zum erheblichen Nachteil und kam bei den Verbrauchern und Nutzern des Eises überhaupt nicht gut an. Wo jedoch das Natureis für diesen ersten Eisschopf gewonnen wurde, ob doch in Immendingen oder an der Brigach, konnte bisher nicht herausgefunden werden. Aus dem zum Bahnhof-Eishaus räumlich nahe liegenden Parkweihern dürfte es nicht gekommen sein. Denn diese Weiher werden hauptsächlich aus den starken Karstaufstoßquellen gespeist, die bekanntlich die Grundwassertemperatur von gut +8° C haben, was eine weitestgehende Eisfreiheit bedeutet: Ein Golfstrom also „à la Donaueschingen“. Es gibt dennoch eine naheliegende Möglichkeit: Der versteckte „Runde Weiher“, der Paulinenweiher nördlich des DJK-Platzes, speist sich aus einem Zulaufrohrkanal vom Bregwehr her. Also ist das kein warmes Karstwasser, weshalb dieser Parkweiher als einziger doch zufriert.

Im Jahre 1911, also nach nur acht Jahren Nutzung, war dieses Eisgebäude schon so desolat und reparaturbedürftig, dass man das Gebäude aufgab. Wahrscheinlich waren das Sägemehl und das Gebälk so vernässt und das Carbolinum immer noch zu erschnüffeln, dass sowohl die Isolation fast wirkungslos war und die Standfestigkeit gefährdet war.

Eine überraschende Erkenntnis ergab sich bei weiteren Nachforschungen. In Friedenweiler gab es bekanntlich auch ein Fürstlich Fürstenbergisches Brauhaus, wo „Klosterbier“ gebraut wurde. Im Friedenweiler Kloster wurde schon immer Bier gebraut und dieses Kloster kam durch die Säkularisation in den Besitz der Fürstenberger. Dort gab es einen Eisweiher und vor allem einen sehr guten, wirkungsvollen Eisstollen im Granit/Gneisgebirge. Grundsätzlich ist ein Bergstollen die technisch beste Lösung für einen Eiskeller wegen der Begehrbarkeit, der Lagerung, der Isolation, der selbsttätigen Entwässerung sowie der Wartung und der Unterhaltung. Den Stollenmund sieht man übrigens heute noch. Ein idealer Eisraum also mit allen bautechnischen und bauphysikalischen Vorteilen. Es könnte gut sein, dass 1911 der sehr natureiserfahrene Braumeister Pietsch von Friedenweiler im Personalwechsel gegen den Donaueschinger F. F. Braumeister Noll ausgetauscht wurde. Er sollte eben nicht nur gutes Pils brauen, sondern die akute Kühlnot in Donaueschingen lindern und beheben. So die vermutliche, gut nachvollziehbare Überlegung der Brauereieigner bezüglich dieser Personalrochade.

Das zweite Eishaus im Sennhof

Weil nun das Eisgebäude beim Bahnhof am Verfall, Verfaulen und Verrotten war, nutzte man notgedrungen 1909 im Fürstlich Fürstenbergischen Sennhof befristet ein Ökonomiegebäude um und richtete es als Übergangslösung für ein Eisdepot ein. Die Bierwirtschaft mit guter Pilskühlung war also wichtiger auf der Ertragsprioritätenliste der F. F. Verwaltung als die Milchwirtschaft im Fürstlichen Sennhof. Das war also Natur-Eislager Nr. 2. Welches Gebäude oder welche

Das Eishaus der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei in Donaueschingen

Scheune umgewidmet wurde zur Eislagerung, konnte bisher noch nicht herausgefunden werden. Wie man gleich deutlicher sieht, war das Bierkühlen von großer Bedeutung und vermarktungsstrategisch sehr wichtig.

Das dritte Eishaus im Park

Schon 1907 begann man am jetzigen Standort des Eishauses an der Mühlenstraße, später Prinz-Fritzi-Allee, einen Eisweiher anzulegen. Dazu verwendete man für die projektierte Eishausgründung und für die Deichranddämme rund um den Eisweiher das überschüssige Aushub- und Abbruchmaterial von einer Brauereierweiterung in der Haldenstraße. Die Fundierungsschüttung stammte also aus der Haldenstraße. Doch den Auftrag hatte, man beachte, der Maurermeister Christian Weber aus dem oft widerspenstigen, ehemals vorderösterreichischen Bräunlingen erhalten. Auffallend bei den Aufträgen der fürstlichen Gesamtverwaltung war, dass sie sehr frei und ohne Bevorzugung von lokalen Unternehmen streng nach wirtschaftlicher Haushaltsführung vergeben wurden.

Dieses nun dritte Eishaus wurde in gemauerter, zweischaliger Ziegelbauweise, kombiniert mit Holzverschalung ausgeführt. Eines hatte man gelernt: Sägemehl war nicht die Isolierungslösung, und man hatte im Prä-„Geiz ist Geil“-Zeitalter auch gelernt, dass billig Bauen meist teurer ist und man dann oft zweimal baut. Diesmal orderte man Torf bei der Fa. Max Gliemann aus dem fernen Mannheim. Wer die Pfohrener „Boschenstecher“-Geschichte kennt, wundert sich, dass kein Torf vom benachbarten, sehr nahe gelegenen Pfohren verwendet wurde. Aber wahrscheinlich konnten und wollten die Pfohrener Torfnutzer



Der FC-Blau-Weiß-Fußballplatz beim zweiten Eishaus um 1920. Foto: Sammlung Günther Lohr.

Eine industriehistorische und energetische Betrachtung

keinen Heiz-Torf abgeben, um im Winter nicht frieren zu müssen. Sie benötigten den Torf nämlich zu Wärme- und Kochzwecken und nicht zum krassen Gegenteil, zum Kältebunkern. Oder, was noch naheliegender ist, man war nicht in der Lage, diese kompakten getrockneten „Boschen“ (Mundartbezeichnung für gestochene Torfbriketts) zu mahlen, um sie fein und hohlraumarm in die Zwischenräume des neuen Eishauses einfüllen zu können.

Die Fa. Ohrenstein & Koppel, (O&K, Feld- und Kleinbahnbau/Niederlassung Straßburg im damaligen deutschen Reichsgebiet), erhielt den Auftrag zum Bau und Lieferung eines „Eis-Elevators“. Solch ein Elevator beschäftigte uns Donaueschinger Buben über 50 Jahre später wortwörtlich immer noch und verhalf uns zu einem kleinen, abenteuerlichen Nebeneinkommen. Aber darüber später mehr. Der Elevator war ein Schrägaufzug aus einer Eisenträgerkonstruktion, die schräg mit ca. 45° an der Nordseite des Ziegel/Holz Eishauses angelehnt war. Dieser Schrägaufzug stand in der Eiswiese auf Betonfundamenten, die man heute noch sehen kann. Er ging bis unter das Satteldach in einer Wiederkehr in das Gebäude. Dort ist er in einem großen Tor im Dachgeschoss verschwunden. Die Eisenträgerrampe hatte zwei riesige, kreischende umlaufende Ketten, an denen viele Stahldorne angeordnet waren. Sie glich einem förderbandähnlichen, mittelalterlichen Folterbrett oder einem überdimensionalen Spikeband oder einem Supersteigeisen für Riesen. Mit dieser im wahrsten Sinne dornenreichen Schrägbahn wurden die Eisplatten nach oben gefördert. Dort wurden sie in hölzernen Verteilerrinnen, wie in einem Rangierbahnhof, zum Abrutschen über Luken und Känner in die riesige Lagerhalle geleitet und rangiert.

Bereits 1906 zum Projektbeginn wollte man noblerweise einen „Aufrichtschmaus“, ein Art Baustelleneinrichtungsfest abhalten. Allerdings muss es an diesem 10. Dezember 1906 am Bauplatz des Eishauses Nr. 3 im Haberfeld so kalt gewesen sein, dass keine Reden gehalten, kein Zimmermannspruch aufgesagt und kein Umtrunk abgehalten werden konnte. Die Bauarbeiter erhielten statt der vorgesehenen Naturalien in Form von Bier und Schüblingen mit Weck einen Obolus, einen vorgezogenen Bonus in harter Mark: Der Zimmerpolier erhielt 3 Mark, der Zimmergeselle 2 Mark, der Tagelöhner 50 Pfennig, der Lehrling sogar 1 Mark. Für ihre offenbar weniger angesehene Arbeit erhielten erstaunlicherweise der Maurerpolier nur 2 Mark und der Maurerhandlanger 50 Pfennig. So steht es auf vergilbtem Büttenpapier tintenblau auf pastell in einem von höchster Stelle durchlauchtigst abgezeichneten und genehmigten Spesenzettel. Aufschlussreich ist bei derartigen Funden immer der Bezug zur pragmatischen „Brotwährung“, zum damaligen Preis für ein Kilo Brot. Denn nach dem entdeckten Spesenzettel folgt ein Vertrag mit einem Förster. 450 Mark war sein Gehalt pro Jahr, was rückgerechnet bei ca. 2.200 Jahresstunden einen Stundenlohn von 20 Pfennig ausmachte. Ein Kilo Brot kostete damals 20–30 Pfennig. Also musste der Förster für einen Laib Brot ca. eine Stunde zu Diensten sein.

Der Eisweiher und das dritte Eishaus mit seiner gesamten Infrastruktur muss im Jahre 1911 voll nutzungsfähig gewesen sein. Denn es gibt ein wunder-



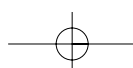
Das Eishaus der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei in Donaueschingen



Eislauf um 1908, im Hintergrund das Badhaus. Foto: Sammlung Christel Lang.



Zulaufkanal zur Eiswiese mit Stellwehr an der Graselli-Mühle. Foto: Hubert Mauz



Eine industriehistorische und energetische Betrachtung

bares Silberbromidbild von graziös schlittschuhlaufenden Damen und Kindern, die sich auf dem riesigen Eisweiher vergnügen.

Schon 1917 muss der Zustand der Zulaufgräben und Stellfallen zum dritten Eishaus so desolat gewesen sein, dass man neue Angebote zum Bau dieser Zulaufinfrastruktur bei Schlossern und Zimmermeistern anfordern musste. Die Halbwertszeit der bisher gebauten Eisgebäude war erstaunlicherweise ziemlich kurz. Eis zu lagern war eben doch nicht so trivial und so einfach, wie man meinen könnte.

Das vierte Eishaus an der Prinz-Fritzi-Allee

Bereits 1920, also nach ungefähr nur zehn Jahren, machte die Fa. Brenzinger aus Freiburg ein Angebot für den Bau eines neuen „Eishauses in Eisenbetonbauweise mit einem Eiselevator“. Diese Firma muss einen so guten Ruf in dieser neuen Betonbautechnik gehabt haben, dass man sie beauftragte, dieses nun vierte Eishaus zu bauen. Die Firma Brenzinger war übrigens auch die Bauunternehmung, die 1909, also ein Jahr nach dem Stadtbrand von Donaueschingen, die Wolterdinger Bregbrücke im Jugendstil baute. Diese Brücke war die erste Eisenbetonbrücke in Baden, und sie gilt nicht nur als denkmalgeschützte Jugendstilbrücke als meisterliches Unikat, sondern auch als bauindustrieller Meilenstein in der badischen Ingenieursbaugeschichte. Als solche ist sie auch im Jahrbuch zum 100-jährigen Jubiläum des Badischen Bauverbandes als Titelbild, sozusagen als steinernes „Covergirl“, und als Titel-Leitartikel verewigt. Kaum zu glauben, dass immer wieder Stimmen laut werden, die dieses Bauwerk, dieses Unikat von hoher bauhistorischer Bedeutung, zur Disposition stellen wollen und dem Schwerlastverkehr opfern wollen. Die Firma Brenzinger aus Freiburg erhielt also den Auftrag, das Neue, dieses nun vierte Eishaus zu bauen. Und diesmal gleich mit zwei Elevatoren, wie es aus dem Auftragschreiben der Firma Otto Beck aus Biberach im Elztal ersichtlich ist. Gebaut und installiert wurde aber dennoch im Endausbau nur ein Elevator.

Die Abbrucharbeiten des abgängigen, von Frostschäden und Rissen stark zerfressenen Vorgängers, des dritten Eishauses aus Ziegelmauerwerk, waren im Auftrag der Fa. Brenzinger enthalten. Die Fundamente waren jedoch „verwertbar“. Dennoch kann es nach genauer Betrachtung des gefundenen Fotos des dritten, des hölzernen Eishauses, nicht auf den Fundamenten dieses dritten Eishauses gestanden haben. Das muss nämlich südlich der Prinz-Fritzi Allee auf dem Gelände des jetzigen Hundeplatzes gewesen sein. Über das schon wieder abgängige dritte Eishaus waren bisher noch keine Pläne und Aufzeichnungen auffindbar. Und noch einmal ein kurzer Blick auf den Wert der Dinge, auf den Lohn. Den Lohn für den Vorarbeiter bot die Fa. Brenzinger 1920 mit 55 Pfennig pro Stunde an, für den Facharbeiter mit 54 Pfennig und für den Helfer mit 45 Pfennig. Aufschlussreich ist hier wiederum, wie zehn Jahre vorher, dass der Maurer etwa eine halbe Stunde arbeiten musste für einen Laib Brot, der besagte Förster aber sogar eine Stunde. Robert Neil MacGregor, der ehemalige Direktor des

Das Eishaus der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei in Donaueschingen



Eishausansicht von Nord-Ost von der zugefrorenen Eiswiese aus. Rechts die Wiederkehr, in der der schräg angelehnte Elevator endete. Foto: Hubert Mauz

British Museums und des Berliner Humboldtforums sagt, dass man solchen Dingen den inneren Wert „ablauschen“ müsse.

Weil 1919 also das Dach und die Wände des dritten Eishauses so desolat waren, dass die Sanierung 70.000 Mark verschlungen hätte, kam es zum vierten Versuch. Das Geld wollte man nun nicht wieder in eine kurzlebige Sanierung stecken, sondern gleich neu und endlich und hoffentlich solide bauen. Dass diese Entscheidung richtig war und die gewählte Stahlbetonbauweise ebenfalls, zeigt sich heute noch. Das vierte Eishaus ist immer noch in einem, gemessen an den fast hundert Jahren Lebensdauer, erstaunlich gut zu bezeichnenden Bauzustand. Für diesen Neubau hat man wieder, diesmal offensichtlich erfahrenere Eishaus-Ingenieurbüros, beauftragt: Die Fa. Zangerl aus München, die Fa. Langeloth aus Mannheim und die Fa. Arnold aus Nürnberg, im Zeitalter ohne Fax, E-Mails und ohne Autobahnen erneut eine geradezu „globale“ Konstellation und Entscheidung.

Aus den Fehlern mit dem Sägemehl und aus dem Torf als Isolationsmaterial für die feuchtigkeitsempfindlichen Wände hat man gelernt. Die Wände wurden aus sage und schreibe 1,75 m (!) starken Mauern hergestellt. Das fachwerkartige Tragwerk wurde aus dem besagten „Eisenbeton“, heute „Stahlbeton“, vom renommierten Bauunternehmen Brenzinger aus dem Breisgau hergestellt. Die Ausmauerung wurde mit dem damals hochmodernen Natur-Bimsbetonstein vorgenommen und mit einem qualitativ hochwertigen und ungewöhnlich dauerhaften Zementputz versehen. Noch heute, nach fast 100 Jahren, sind erstaunlicherweise kaum Putzschäden zu sehen. Die Zwischendecken

Eine industriehistorische und energetische Betrachtung

wurden mit Stahlträgern auf starken Stahlstützen ruhend ausgeführt. Mit Ziegelhohlkammersteinen wurden die Decken ausgefacht und mit starken Holzböhlen belegt. Trotz des ständigen hohen Feuchtigkeitsgehalts im Eishaus sind auch die Stahlkonstruktionen sehr gut erhalten. Den Wärmedurchgang, die Wärmeleitzahl durch die Wände und nach unten in den Boden hatte man mit den mächtigen Wänden und dem natürlichen Bimsbeton im Griff. Die Wärmedurchgangszahl besagt, in welchem Bereich der Wand sich die Kälte, in dem Fall von innen, und die Wärme von außen in der Wand treffen. Wichtig ist dabei, dass die Wärme nicht bis ins Innere kommt oder die Kälte nicht ins Freie. Der Schutzwall des Eisschatzes war durch diese mächtigen Bimsbetonwände uneinnehmbar. Aber nach oben ins Dachgeschoss musste man auch noch wirkungsvoll isolieren. Und da bediente man sich wieder des Torfes. Denn nach oben kam die Schmelzwassernässe nicht. Dort wurde der Holzboden mit ca. 70 cm lockerem, hervorragend isolierendem Torf belegt. Diese Torfstreu gibt es heute noch in Teilflächen zu sehen. Die überwiegende Fläche wurde jedoch leider von „Grabräubern“, von Klein- und Hobbygärtnern eimerweise im Laufe der letzten 40 Jahre nach der Stilllegung des Eishauses im Jahre 1970, erbeutet.

Um einen „Eisgletscher“, einen Eisschatz nun das ganze Jahr möglichst schwundarm zu erhalten, brauchte man dicke Wände, den Torf auf dem Dachboden, eine doppelte Tür als Wärme- bzw. Kälteschleuse und einen hellen, ockerfarbenen Außenanstrich, besonders an der großen Südwandfläche. Davor hat man, energetisch sinnvoll und wohlüberlegt, noch große Pappeln zur Verschattung der Südfront und zum Schutz vor Sonneneinstrahlung angepflanzt.

Eisernte

Wie aber wurde die Eisernte in diese große Eisscheune, in diese Eiskathedrale, eingebracht, eingefahren, verteilt und woher kam das Eis? Zusammen mit dem Bau des dritten Eishauses wurde bereits um 1906 die Eiswiese angelegt. Ein rautenförmiges Areal wurde mit einem Erdranddamm aus Lehm umgeben. Die Krone der Dämme wurde von den damaligen Deichgrafen exakt auf einem Niveau ausnivelliert. Vom neugebauten Zulaufkanal von der Breg zum Fürstlich Fürstenbergischen Maschinenhaus wurde ein Abzweiggraben bei der Grasselli-Tabakmühle abgeleitet und zur Eiswiese, zum Eisweiher geführt. Eine Stellfalle am Abzweig und eine am Einlauf zur Wiese waren die Ab- und Zusperrmöglichkeiten zur Eiswiese. An den nördlichen Ecken wurden Überlauf-Mönche angeordnet, die einen gleichbleibenden Wasserspiegel garantierten. „Mönche“ sind senkrechte Dom-Schächte, über die das überströmende Wasser abläuft. Dadurch kann der Wasserspiegel, das Niveau des Weihers, genau gehalten werden. Dadurch ist die Eisbildung besser, weil keine Wasserspiegelschwankungen und Wasserturbulenzen entstehen, sich also „stehendes Wasser“ bildet und kaum Strömungen und Turbulenzen entstehen. Wasserbewegungen sind die Erzfeinde der Natureisbildung. Woher der Begriff „Mönch“ für diese Überläufe kommt, manchmal auch Brunnenstöcke genannt, auch das kann man diesem Objekt mit

Das Eishaus der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei in Donaueschingen



Schönes, aber ungeliebtes Blaseneis durch aufsteigendes Sumpfgas/Methangas gebildet.

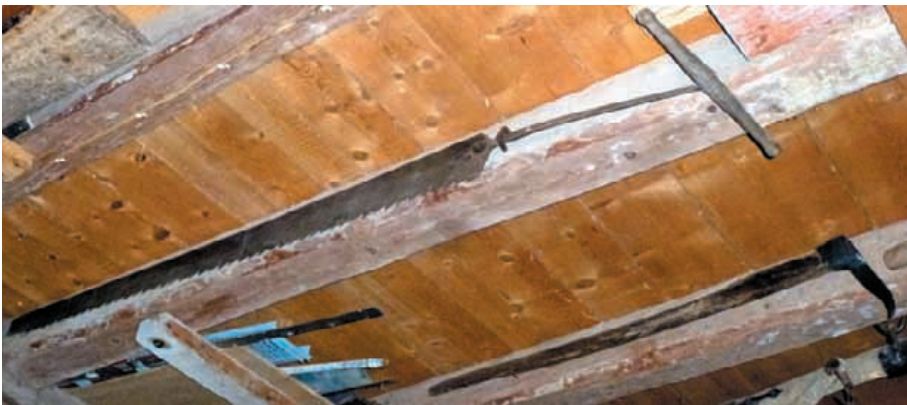
Foto: Hubert Mauz

etwas Phantasie “ablauschen“. Sie schlucken unentwegt das überreich strömende Wasser, was begnadeten Mönchen mit anderen Flüssigkeiten auch schlucksicher gelungen sein soll.

Anfang November, wenn auf der Baar schon die ersten mehr oder weniger heftigen Fröste kommen können, aktivierte der Eismeister den Zulauf und flutete die gemähte Wiese und tarierte den Wasserspiegel an den Mönchen auf ein stabiles Niveau aus. Das Mähen im Herbst war wichtig, damit

kein Gras oder Schilf das Eis durchdrang und verunreinigte, denn durch verfaulten Bewuchs können die ungeliebten Sumpfgasblasen entstehen.

Sobald nun eine 10–15 cm Eisstärke erreicht waren, konnte die Eisernernte beginnen. Der Zeitzeuge Fritz Öhler berichtete, dass die maximale Eisstärke einmal stattliche 46 cm betrug. Nun wurden Brauereiarbeiter, Forstarbeiter, aber auch Bauern aus Donaueschingen, die im Winter zu bezahlten Tagelohndiensten für die Eisernernte zur Verfügung standen, aufgeboden. Sie sägten zunächst vom Eiselevator beginnend eine breite, floßbare Rinne, eine Floßgasse, in die große Eisfläche. Dazu verwendete man eine Art überdimensionalen, grobzahnigen Eisfuchsschwanz. Der Müllermeister und Brauereimitarbeiter Oskar Rohr aus Ewattigen besitzt noch eine derartige Rarität. Zunächst rätselten wir, weshalb die sehr grobe Zahnung in Stoß- und nicht, wie üblich, in Zugrichtung angeord-



Eissäge und Eiswender. Sammlung Müllermeister Oskar Rohr, Ewattigen. Foto: Hubert Mauz

Eine industriehistorische und energetische Betrachtung

net ist. Ganz schön pfiffig der Trick: Das Wasser spritzt so beim Zug nicht gegen den Eissäger und nässt ihn, sondern beim Sägestoß wird das Wasser ins Wasser zurückgedrückt.

Die grob herausgeschnittenen Eisplatten wurden vor dem Elevator noch einmal von den Eisknechten kleiner gesägt und auf das dornenreiche Förderband bugsiert. Gemächlich, aber mit Ohren marterndem, metallischem Gekreische ging es in die oberste Etage. Dort wurden die Platten auf besagte Randsteingröße von ca. 100 x 30 x 15 cm zugerichtet und auf den Holzrinnen zur Verteilung und zum Abgleiten in die Eisregale und Lagerbuchten rangiert.

Vom geöffneten Hauptkanal, dem Canale Grande, sägten die Arbeiter neue Seitenkanäle, Stichkanäle zum Quertransport in die Eisfläche. Dann kamen wir, die unerschrockenen, leichten und winterharten Buben zum Einsatz. Mit einem Floßstab durften wir Gondolieri-Ragazzi nun die Eisflöße mit ca. 3 x 4 m Größe über das verzweigte, eisfreie Wasserstraßennetz à la Venedig zum Elevator staaken und flößen. Für diese abenteuerliche, nasse, kalte und eisglatte Dienstleistung erhielten wir vom Eismeister je nach Fähigkeit, Geschick und Dauer der Dienstleistung entweder eiskalten „Silberperle“-Sprudel als Naturalgabe oder auch mal ein „Fufzgerle“ oder gar ein „Märkle“. So wurde im Laufe des Winters das Eishaus immer voller mit ca. 15 °C kaltem Eis: Ein enormes, natürliches Kältepotential. In den eiskalten Kälteperioden während der Eisernte waren alle Öffnungen zum Eishaus geöffnet, um den Riesenkühlschrank zu lüften, aber vor allem, um die Naturkälte ins Gebäude, in die Wände, in die Baumasse zu locken



Eisernte helfer und Eisknechte vor dem Eiselevator an der Nordseite. Foto: Hans Blocher.

Das Eishaus der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei in Donaueschingen

und Kälte somit zu bunkern. Nur während dieser Zeit konnte man einen Einblick in den gewaltigen Eispalast erhaschen.

Überschlägig gerechnet waren ca. 2.500 Kubikmeter wasserklares, eiskaltes Natureis gelagert. Das war auch die Menge, die bei einer einmaligen Eisernernte und 15 cm Eisstärke von der Gesamtfläche zu gewinnen war. Bei mehreren Ernten und stärkerem Eis, was klimatisch durchaus denkbar war, wäre leicht die doppelte Menge zusammen gekommen. Aber offensichtlich war der Bedarf seitens der Brauerei bei eben diesen 2.500 Kubikmetern pro Jahr angesiedelt, was auch dem nutzbaren Volumen des Eishauses entsprach.

Wirtschaftliche Betrachtung:

Nach energetischer Berechnung und mit Berücksichtigung der aktuellen Energiepreise würde man zur Herstellung dieser Eismenge, dieses Eisbergs von 2.500 Kubikmetern, ca. 40.000–60.000 Euro an Energiekosten benötigen. Dabei ist die Amortisation einer notwendigen Eismaschine und eines Kühlhauses, wie man es heute nennen würde, noch nicht berücksichtigt. Außerdem fehlen noch die Kosten für den Energieaufwand, also die Klimatisierungskosten, um diese ca. 2.500 Kubikmeter Eis fast ein Jahr verlustfrei zu lagern. Nach plausibler Schätzung hätte diese Eismasse einen Wirtschaftswert oder einen ökonomisch-ökologischen Wert von mindestens 100.000 Euro. Eine erstaunliche Zahl und eine unerwartete Erkenntnis. Da kommt schnell der Gedanke auf, dass eine Natureisernte auch heute wieder wirtschaftlich und energetisch sinnvoll sein könnte. Damals waren die Produktionskosten gering. Die Gesamtanlage musste natürlich auch amortisiert und unterhalten werden. An Lohnkosten fielen nur die Aufwendungen für den Eismeister an, der aber auch andere Aufgaben hatte, und die Kosten bei der kurzen Eisernernte, also Lohn für die Brauereiarbeiter, Dienstlohn für die Landwirte und, in der Kostenanalyse ja nicht zu unterschätzen, die paar Kisten „Silberperle“ für die minderjährigen Eisgondoliere. Ach, pardon, ich habe ganz vergessen, dass Kinderarbeit heute streng verboten ist.

Eis- und Kühltechniken

In Oberschwaben kann man einen historischen Aushang sehen, der die Bauern zum Eistransport-Frondienst auffordert. Die Oberschwaben mussten meist das Eis von den weitverstreuten Weihern aufwändig zu einem Eisschopf noch mit Pferden und Ochsenfuhrwerken transportieren, was am genial angelegten Fürstlich Fürstenbergischen Eishaus-Ensemble mit seinem Elevator nicht notwendig war.

In Deutschland gibt es nur noch ganz wenige erhaltene Eishäuser, die für gastronomische Zwecke und Events stilvoll und anschaulich genutzt werden. Die meisten Gaststätten wurden von den Brauereien oft mit Eis von sogenannten Eisgalgen beliefert. Über ein verzweigtes Galgengestell wurde zu Frostzeiten Wasser gesprüht, um Eiszapfen, Eisstalagtiten wachsen zu lassen. Die Methode war wegen der großen Eisoberfläche zwar wirkungsvoll, aber auch lohnintensiv.

Eine industriehistorische und energetische Betrachtung



Eisgalgen. Foto auf einem Aushang im Stadtmuseum Saulgau. Foto: Hubert Mauz

Der ganz große Nachteil war aber die Struktur des Eises. Die Eiszapfen mussten mühsam von den Eisgalgen abgeschlagen und eingesammelt werden. Dabei entstand ein splittriges Scherbeneis, also Crush-Eis, ein Eis mit großer Oberflächenstruktur und viel Hohlraum. Vom Begriff Scherbeneis soll auch das Scherbet der luxuriösen 20er Jahre, das modische Sorbet, abgeleitet sein. Gut geeignet ist dieses Splittereis für den Champagner-Eiskübel, aber nicht für die langfristige Kühlung von Bierfässern und Bierflaschen. Es benötigte sehr viel mehr Platz und taute auch wegen der großen Oberfläche

wesentlich schneller, als das sehr kompakte und meist auch deutlich kältere Wassereis aus Eisweihern. Denn je tiefer die Temperatur bei der Ernte war, desto mehr Kältepotential steckte im Eis. Deshalb war der Kältepol am Donaueschinger Eisweiher mit dem legendären Kälterekord von -39°C im Jahr 1963 so günstig und ergiebig. Zeitzeugen berichten auch, dass die Gewinnung des Eises von den Eisgalgen sehr gefährlich war. In der Brauerei Donaueschingen dürfte es keine Eisgalgen-Gewinnung gegeben haben. Allerdings war diese Technik in der Bilgerbrauerei in Gottmadingen, die von der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei in den 80er Jahren erworben wurde, laut Zeitzeugen noch Usus bis zur Stilllegung dieser Tochterfirma der Fürstenberg-Brauerei.

Aber auch Gasthäuser haben eigene Eisgalgen zur Gewinnung von Kühlis für ihre Wein-, Bier- und Speisekeller genutzt. Der weithin bekannte Gasthof „Hammer“ in Hammereisenbach, dort wo das ehemalige Fürstlich Fürstenbergische Hammer- und Schmelzwerk war, hat diese Technik genutzt. Das selbstproduzierte und gewonnene Eiszapfeneis wurde im Eisschopf eingelagert, der dem Gasthaus gegenüberliegt. Der Vorrat reichte nach Aussage der Besitzerfamilie Frank bis weit über den Sommer hinaus.

Ein ähnliches Kleinod der Eiskühltechnik gibt es auch noch in Breitnau. Dort hieß es ebenfalls „Eisschopf“ und diente den Milchbauern zum Kühlen von Milch, Rahm und Butter. Natürlich wurden auch Fleisch, Wein, Bier, Obst und Gemüse und andere verderbliche Waren auf diese Weise vor dem raschen Verderben geschützt. Dieser Eisschopf wurde genossenschaftlich betrieben, und das Eis wurde auch aus einem Weiher herausgesägt und in den gut isolierten Eisschopf eingebracht.

Das Eishaus der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei in Donaueschingen

Industriehistorisches Unikat Eishaus Donaueschingen

Es gab aber nicht nur die F. F. Brauerei als Nutznießerin des Eishausschatzes. Auch die Metzger, Bauern, Lebensmittelhändler und Wirte haben Eis bezogen zum Kühlen ihrer verderblichen Waren. Das Eis wurde vom Metzger gemahlen und in die Wurstfertigung gegeben. Hygienisch nach EU-Standard wäre das nicht ganz unbedenklich, weil ja das Wasser der Breg entnommen wurde und im Eisweiher lange verweilte, also Oberflächenwasser war. Wegen des Reinheitsgrads des Eises achtete man sehr darauf, dass die Eiswiese im Herbst gemäht wurde und kein sichtbarer Bewuchs und wenig Schwebstoffe im Wasser und somit im Eis eingeschlossen waren.

Die Abholung des Eises von Privatleuten und Geschäftskunden, übrigens auch von Krankenhäusern zu Heil- und Konservierungszwecken, am Eishaus war ein spezielles, gefürchtetes, von Zeitzeugen gerne kolportiertes Ritual. Der Eismeister, der knorrige, kalte Herrscher über den Eisschatz, betrat das Gebäude über einen kleinen Nebeneingang mit einer Doppeltür als Kälteschleuse. Dann schaffte er die gewünschte Menge in die große Kälteschleuse. Nachdem er die innere Tür wieder verschlossen hatte, wurde die äußere ganz kurz geöffnet, um fast keinen Wärmeeintrag, das heißt, keinen Energieverlust zu erleiden. Und wehe, wenn der Abholer nicht blitzartig seine Ware aufnahm und das Tor wieder verschlossen werden konnte. Dann, so wird berichtet, war ein wortgewaltiger, brüllender Schwall übelster Flüche am Parkrand zu vernehmen.



Das Ende des Eiselevators
vor den Verteilrampen.

Foto: Hubert Mauz

Eine industriehistorische und energetische Betrachtung



Die Eisplatten wurden auf Holzrinnen zur Verteilung und zum Abgleiten in die Eisregale und Lagerbuchten rangiert. Foto: Hubert Mauz

Das Eishaus der Fürstlich Fürstenbergischen Brauerei in Donaueschingen

Die Fürstlich Fürstenbergische Brauerei war eine der letzten Brauereien, die noch bis Anfang der 70er Jahre diese natürliche Nutzung von Kälteenergie aus Natureis praktizierte. Damit ist eine bedeutende und industriehistorisch beachtenswerte Kältenutzung zu Ende gegangen. So sind heute das Eishaus, der Eisweiher und die Zulaufkanäle in Donaueschingen am östlichen Parkende eindrückliche Zeugen vergangener Zeiten mit hohem Unikatstatus und von großer industriehistorischer Bedeutung.

Heute steht das Donaueschinger Eishaus ziemlich unbeachtet und leider oft fast übersehen am Parkrand. Wenn es nicht so ein kompaktes Riesengebäude wäre, wäre es sicher schon der Abrissbirne zum Opfer gefallen. In den 90er Jahren hatte Armin Köhler, der Leiter der Donaueschinger Musiktage des SWR, die großartige Idee, diese Eiskathedrale wegen ihrer außergewöhnlichen Akustik und ihrer einzigartigen Atmosphäre für Konzerte bei den Musiktagen zu nutzen. Leider verklang dieser angeschlagene Ton, ohne auf einen akustisch anhaltenden Resonanzboden zu treffen.

Wer die Geschichte des Gebäudes kennt, der staunt und hat Respekt vor den Bauleuten und den Klimameistern aus den 20er Jahren. Die haben im vierten Versuch so solide und nachhaltig gebaut und gewirkt, dass die Anlage noch heute Bestand hat. Bedauerlich ist, dass der Elevator vor ca. 25 Jahren demontiert und der Schrottverwertung anheim gefallen ist. Er war das Wahrzeichen und das ganz große Kuriosum an diesem Eishaus. Glücklicherweise sind die letzten sieben Meter des Elevators, der im Dachgeschoß endet, noch komplett vorhanden.

Autor

HUBERT MAUZ

Dipl. Bauingenieur, Berufsschwerpunkt Rohrleitungsbau, Schanzenbau, Sanierung, Energietechnik, Innovationen. Lehrbeauftragter an der Hochschule für Technik, Wirtschaft und Gestaltung (früher FH) in Konstanz. Lokale Mundartgeschichten, Volkskundliche Theaterstücke, Lokale Bauhistorie, Industriehistorie, Landschaftsgeographie und Hydrologie.

Tannheimerstr. 1
78166 Donaueschingen
Mail: mauz78166@t-online.de

Quellen

Fürstlich Fürstenbergisches Archiv
Donaueschingen, Brauerei Donaueschingen, Bausache F I/1

Fürstlich Fürstenbergisches Archiv
Donaueschingen, Bauverwaltung,
Donaueschingen XXXII/1 u. XXXIX/1

Eigene Erlebnisse des Autors und
allgemeine Recherchen über Zeitzeugen

Menzel-Schubert, „Der Bau der Eiskeller“
mit Quellen von Hellwig

Der Bau der Eiskeller, antiquarische
Broschüre im Buchfundus Mauz, leider
ohne Verfasserangabe, Jahr und Verlag.

Eiskeller, Eiswerke u. Kühlhäuser,
STEPHAN A. LÜTGERT, Husum 2000

Energetische Beratung und Berechnungen:
Johann Reiss, Dipl. Physiker und Energie-
Forscher; Fraunhoferinstitut Stuttgart

Schreiner, Ordenspriester, Teilnehmer am Konzil: Heinrich Bliestle aus Vöhrenbach (1896–1987)

von JOHANNES WERNER

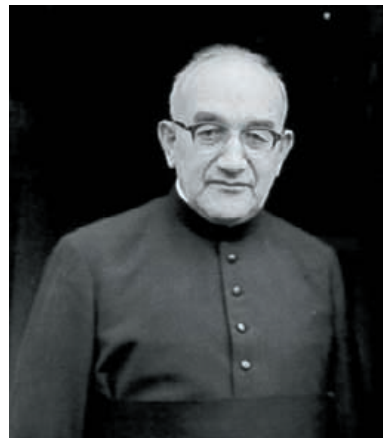
*Gott hat mich ganz andere Wege geführt,
als ich sie mir gedacht hatte, und etwas aus mir gemacht,
was ich mir nie auch nur in der Phantasie vorgestellt habe.*

Augustin Kardinal Bea
(geb. 1881 in Riedböhringen als Sohn eines Zimmermanns)
in einem Brief an Otto Karrer

Bis weit ins 20. Jahrhundert hinein war es vor allem die katholische Kirche, die in den unteren Schichten nach Begabungen suchte, sie förderte und dann in ihre Dienste stellte. Sie bot so denen eine Chance, die sonst vielleicht keine gehabt hätten: Sie konnten Priester, auch Ordenspriester, Ordensbruder, Ordensschwester werden. So kamen sie oft weit herum, oft hoch hinauf, und manche blieben ihrer Herkunft stets verbunden. Heinrich Bliestle ist dafür ein Beispiel, an das zu erinnern sich lohnt.

Der lange Weg zum Priestertum

Heinrich Bliestle wurde am 25. Juli 1896 als Sohn des Schreiners Andreas Bliestle (1869–1948) und seiner Ehefrau Anna geb. Dold (1872–1949) in Langenbach bei Vöhrenbach geboren. Nichts deutete darauf hin, dass aus ihm etwas Besonderes werden sollte. Allerdings äußerte er schon mit 14 Jahren den Wunsch, Missionar zu werden. „Wir haben daheim immer all die Missionshefte in der Gemeinde verteilt. Diese gaben mir die Anregung zum Missionsberuf. Aber der Vater konnte das Studium nicht erlauben: du musst zuerst helfen, Geld zu verdienen. Nachher kannst du gehen.“¹ Immerhin waren sieben jüngere Geschwister da, und drei sollten noch folgen.² Man fragt sich, wie sie alle in dem kleinen ‚Zimmerhäusle‘³ unterkommen konnten; aber wahrscheinlich machten die Älteren den Jüngeren rechtzeitig Platz.



Heinrich Bliestle

Schreiner, Ordenspriester, Teilnehmer am Konzil



Das "Zimmerhäusle" in Langenbach bei Vöhrenbach – Geburtshaus von Heinrich Bliestle

Also begann Bliestle nach dem Besuch der „Hirtenschule“ 1911 bei der Firma Karl Kleiser & Söhne eine Lehre als Möbelschreiner, die er 1914 abschloss. Da brach der Erste Weltkrieg aus. Der Vater wurde eingezogen und musste 1915/1916 Kriegsdienst leisten, während der älteste Sohn die Familie ernährte; dann kam dieser selber an die Reihe. Man schickte ihn im Oktober 1916 zur Ausbildung in die Militärschule nach Müllheim, Anfang Dezember 1916 nach St. Quentin in der Normandie, Anfang April 1917 nach Reims in der Champagne, wo seine Kompanie gleich am 7., dem Karsamstag, bis auf 15 Mann aufgerieben wurde. Bei einem zweiten Einsatz, am 16. Oktober, wurde er verwundet und nach Freiburg in ein Lazarett verbracht, dort dann in einer Möbelwerkstatt verwendet. Im Februar 1919 kehrte er nach Vöhrenbach und in seine alte Firma zurück.

Seine Sehnsucht war jedoch noch immer nicht gestillt, und so machte ihn sein Heimatpfarrer Alfred Dold auf die Kongregation der Missionare von der Heiligen Familie (Congregatio Missionariorum a S. Familia, M.S.F.) aufmerksam, die 1895 von dem Priester J. B. Berthier in Holland gegründet worden war und in der „vor allem ältere und auch unbemittelte Kandidaten im normalen Bildungsgang Priester werden konnten, wenn sie dazu die persönlichen Qualitäten besaßen“.⁴ Bliestle bewarb sich und wurde im Dezember 1922 in der ersten deutschen Niederlassung, in Oberhundem im Sauerland, angenommen, die gerade unter schwierigsten Umständen entstand und in der es an allem fehlte. Man hungerte, man fror; geheizt war nur der Studiensaal, in dem der 27-jährige Handwerker unter 12-jährigen Buben vor einem geliehenen Lateinbuch saß.

Heinrich Bliestle aus Vöhrenbach (1896–1987)

Heinrich Bliestle am Tage der
Primiz in Vöhrenbach

Nach drei Wochen wollte er aufgeben, hielt aber dann doch aus und kehrte auch nach einem kurzen Heimaturlaub im Sommer 1923 wieder zurück. „Ich musste fast alle Ferien bleiben und neue Tische, Bänke etc. machen“, aber „fühlte mich glücklich, der armen Missionsgesellschaft in ihren Anfängen in Deutschland zu helfen“.⁵

Von der Missionsschule in Oberhundertem versetzte man ihn 1926 an die in Lebenhan in Unterfranken, 1927 nach Mühlbach bei Bad Neustadt an der Saale, wo er am 7. September sein Noviziat begann und am 8. September des darauffolgenden Jahres seine zeitliche Profess ablegte. Von 1928 bis 1933 absolvierte er das obligatorische Studium der Philosophie und Theologie in Ravengiersburg im Hunsrück, einem ehemaligen Augustinerkloster, das seine Kongregation inzwischen erworben hatte; am 8. September 1931 legte er dort auch seine ewige Profess ab. Am 1. April 1933 wurde er im Hohen Dom zu Trier zum Diakon, am 15. Juli ebenda zum Priester geweiht. Seine Primiz feierte er am 29. Juli in Vöhrenbach. Dann folgte ein pastorales Jahr, wiederum in Ravengiersburg.



Lehrer, Präfekt, Rektor, Provinzial

Im Juni 1934 wurde der junge Priester nach Nuolen in der Schweiz versetzt, wo eine neue Missionsschule entstehen sollte. Hier wirkte er als Präfekt und als Lehrer für Religion und Griechisch, was ihm bei seiner mangelhaften Vorbildung nicht leicht fiel. Auch andere Schwierigkeiten traten auf, finanzielle, organisatorische und disziplinarische, auch solche mit den Rektoren, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen waren und offenbar alljährlich seine Strafversetzung beantragten. Am 24. Juni 1939 wurde er selber zum Rektor ernannt. Man versuchte, die Studenten gegen ihn aufzuhetzen: „Euer Rektor ist ein Deutscher, das geht nicht, [er] verrät unsere Stellungen an Hitler.“⁶ Aber bald trat Ruhe ein. Ein von Rom eingesetzter Visitor ernannte Bliestle 1942 für eine zweite Amtszeit zum Rektor, errichtete 1947 eine eigene Schweizer Provinz und ernannte Bliestle zum ersten Provinzial. Wiederum gelang es ihm, wenn auch gegen manche Widerstände, das Vertrauen seiner Schweizer Mitbrüder zu gewinnen. Außerdem erreichte er eine

Schreiner, Ordenspriester, Teilnehmer am Konzil

bedeutende Erweiterung des Hauses in Nuolen und die Erschließung eines Missionsgebiets (in Madagaskar) für die Schweizer Provinz, wodurch den Mitgliedern eine lang ersehnte Möglichkeit eröffnet wurde. Ihn selber mag es geschmerzt haben, dass seine eigene, ursprüngliche Sehnsucht unerfüllt geblieben war. An Pfingsten 1950 konnten die ersten drei Missionare ausgesandt werden. Als 1953 seine Amtszeit abgelaufen war, kehrte Bliestle als Ökonom, Lehrer und geistlicher Begleiter der Schüler an die Schule zurück. Daneben wurde er zwischen 1946 und 1959 als Notar bei der Vorbereitung von vier Seligsprechungen eingesetzt.

Generaloberer

Bliestle nahm als Delegierter der Schweizer Provinz am 5. Generalkapitel seiner Kongregation teil, das vom 22. Juni bis zum 2. Juli 1959 in Rom stattfand, und wurde, auch zu seiner eigenen Überraschung, zum Generaloberen gewählt. „Ich habe in meinem ganzen Leben nichts gesucht, aber auch nichts abgewiesen, was an mich herankam. Ich nehme an.“⁷ Inzwischen zählten die Missionare von der Heiligen Familie etwa 1200 Mitglieder in 15 Provinzen, und Bliestle versuchte, sich vor Ort ein Bild von ihrer Tätigkeit zu machen. Seine Reisen führten ihn weit über Europa hinaus, so etwa nach Nord- und Südamerika (Argentinien, Brasilien, Chile), nach Ägypten, Äthiopien, Indonesien, Indien und Madagaskar. Dort auch hat er „die schönste Eucharistiefeier meines Lebens halten dürfen, in einer Buschkapelle bei Beroroha.“⁸



Kapitularen des MSF Generalkapitels vor dem neuen Generalatshaus. Heinrich Bliestle, vierter von rechts sitzend. Bei diesem Kapitel wurde Bliestle als Generaloberer im Juni 1959 gewählt.

Heinrich Bliestle aus Vöhrenbach (1896–1987)

Es war eine schwierige, oft auch turbulente Zeit, in der Kongregation und in der Kirche überhaupt. Reformen waren längst überfällig und wurden mit großer Mühe nachgeholt; es häuften sich die Sitzungen, Tagungen, Konferenzen und Konsultationen. „Schwere Gegensätze“ brachen auf und „drohten zu einer Katastrophe zu werden,“⁹ die sich aber abwenden ließ. Von der durch Papst Paul VI. im Jahre 1962 gewährten Gelegenheit, in den Laienstand zurückzutreten, machten auch etliche Mitglieder der Kongregation Gebrauch. Bliestle musste die Verhandlungen führen, tat dies aber ohne Groll; vielmehr hat er die Verbindung mit den ehemaligen Mitbrüdern nicht abgebrochen und sie immer wieder besucht.

Auf dem Konzil

Als Generaloberer nahm Bliestle an sämtlichen Sitzungen des II. Vatikanischen Konzils teil, das von 1962 bis 1965 tagte. Er war ein aufmerksamer, stiller Beobachter, der sich stets im Hintergrund hielt und zwar nie selbst das Wort ergriff, aber seine Stimme in die Waagschale warf. Nicht den konservativen Kurienkardinälen galt seine Sympathie, sondern den asiatischen und afrikanischen Bischöfen, die „mit eindringlichen Worten bessere Anpassung“ an die von ihnen vertretenen Völker verlangten und „konkrete Vorschläge macht[en], nicht ohne die Unnachgiebigkeit der römischen Instanzen als Ursache des geringen Erfolges der Kirche zu bezeichnen.“¹⁰



Privataudienz mit Papst Paul VI. Rechts vom Papst (stehend) P. Heinrich Bliestle. Kniend vor dem Papst: Abt von Beuron OSB. Aufnahme vom 7.11.1963.

Schreiner, Ordenspriester, Teilnehmer am Konzil



1965 in Rom: MSF Missionsbischöfe mit P. Heinrich Bliestle vor dem Generalat.

V. l. n. r.: Demarteau (Benjarmasin), Pachoasak (Hildesheim), Wember (Tromsö), Romeijn (Samarinda), Sendker (Generalvikar von Hildesheim), P. Bliestle, Zimmermann (Morombe), Janssen (Hildesheim), Przyklenk (Januaria). Sämtliche Bilder: Provinzarchiv Nuolen.

Doch wer hätte gedacht, dass der Möbelschreiner aus Vöhrenbach je so weit aufsteigen könnte? Er selbst am wenigsten. „So ein Konzilstag kommt mir wie ein Fest vor. [...] Manchmal frage ich mich, ist's Traum oder Wirklichkeit, wenn ich auch im Chorrock und [mit] der Mappe mit all dem Konzilsmaterial mit den Bischöfen und Kardinälen in die Peterskirche einziehe.“¹¹ Es war das größte Erlebnis seines Lebens, eines, das über alle Begriffe ging.

Die letzten Jahre

Bliestles 12jährige Amtszeit endete am 12. Oktober 1971. Danach kehrte er auf Anraten seines Nachfolgers in die Schweiz zurück, nach Werthenstein, wo er sich als Bibliothekar betätigte.

Zugleich sprang er als Aushilfspriester ein, wo immer man ihn benötigte: zwischen 1974 und 1985 insgesamt 125-mal in 34 Schweizer Pfarreien, die er trotz seines hohen Alters per Bus und Bahn aufsuchte. Was er dabei mit Pfarrern, Mesnern, Haushälterinnen usw. erlebte, womit der Gast rechnen und worauf er achten musste, hat er in minutiösen Notizen festgehalten, in denen eine im Umbruch begriffene Kirche sichtbar wird. Er musste in der Tat „flexibel sein“¹².

Gerne suchte Bliestle seine bäuerlichen Bekannten in Vöhrenbach auf und durfte dank eines besonderen Privilegs in ihren Wohnstuben mit ihnen die hl. Messe feiern. Die Gemeinde Langenbach ernannte ihn schon am 13. April 1961

Heinrich Bliestle aus Vöhrenbach (1896–1987)

zu ihrem Ehrenbürger. Auch sein goldenes Priesterjubiläum konnte er am 16. und 17. Juli 1983 in Vöhrenbach begehen; weil es in der Heimat stattfand, sei es, wie er meinte, das schönste Fest seines Lebens gewesen.

Heinrich Bliestle war ein schlichter, bescheidener, bodenständiger Mensch, der seine Grenzen kannte und nie vergaß, woher er kam. Er starb altershalber am 20. Februar 1987 und wurde in Werthenstein beigesetzt. Er hat seine Mitbrüder, wie einer von ihnen schrieb, zwar „nicht zu Stürmen der Begeisterung hingerrissen, aber, handwerklich einfach, so wie er es verstand, den Stil von Nazareth nachlebend uns allen geholfen, unser Leben als Missionare von der Heiligen Familie als Dienst zu verstehen.“¹³ Seine eigenen Aufzeichnungen endeten mit den Worten: „Es war manchmal schwer, aber zurückblickend muss ich sagen, es kam alles recht, wie es kam. Und wahr ist das Wort des Pfarrers von Ars: ‚O wenn mancher wüsste, was Gott aus ihm machen wollte, wenn er doch immer dem Rufe Gottes folgen würde.‘“¹⁴

In seinen Spuren

Das Beispiel, das Heinrich Bliestle gab, blieb (wie damals üblich) nicht ohne Folgen. Im September 1929 trat sein jüngerer Bruder Franz, nachdem auch er es bei derselben Firma und im selben Handwerk bis zum Gesellen gebracht hatte, ebenfalls bei den Missionaren von der Heiligen Familie ein. Er besuchte, jeweils drei Jahre lang, die Schulen in Biesdorf bei Bitburg und Lebenhan bei Neustadt und legte nach dem Noviziat in Werthenstein am 8. September 1936 die erste Profess ab – mit 72 weiteren Novizen! Dann folgte das Studium der Philosophie im Mutterhaus im holländischen Grave und, von 1938 bis 1941, das der Theologie im brasilianischen Recife; dort wurde er am 1. Mai zum Priester geweiht. Von 1943 bis 1945 arbeitete er als Missionar in Crato im Osten des Landes, von 1945 bis 1949 als Pfarrer in Rio de Janeiro, von 1949 bis 1955 als erster Oberer der neugegründeten brasilianischen Nordprovinz. Erst 1952, bei seinem ersten Heimaturlaub, konnte er in Vöhrenbach seine Primiz nachfeiern. Von 1955 bis 1971 war er Lehrer für Mathematik, Physik und Chemie an der Ordensschule in Crato und kehrte dann nach Deutschland zurück, um in Krankenhäusern in Bochum und in Düren als Hausgeistlicher zu wirken. Am 30. Oktober 1992 ist er in Lebenhan, wo er zu Exerzitien weilte, nach einem Sturz gestorben.

Die Primiz von Heinrich Bliestle hatte auch zur Folge, dass Richard Tritschler noch im selben Jahr der Kongregation beitrug. Er war am 14. Dezember 1916 in Lenzkirch geboren worden und mit seinen Eltern, die 1930/31 das Gasthaus zum Hirschen in Langenbach gepachtet hatten, nach Vöhrenbach gekommen; zeitweise arbeitete er in der Landwirtschaft auf dem Philippenhof. Auch er besuchte die Schulen in Biesdorf und Lebenhan, dann das Seminar in Ravensburg und wurde am 12. Juli 1953 in Trier zum Priester geweiht. Seine Primiz musste er in Vöhrenbach auf dem Schulhof feiern, da die neue Kirche noch nicht benutzbar war. Von 1956 an wirkte er ebenfalls in Brasilien, u. a. als Pfarrer, als Lehrer, als Provinzial und als Generalvikar der Diözese Januaria. Danach,

Schreiner, Ordenspriester, Teilnehmer am Konzil

1988, kehrte er noch einmal in seine alte, inzwischen verwaiste Pfarrei Manga zurück, wo er am 5. September 1990 an den Folgen einer Herzoperation starb. Im Juli 1978 hatte er in Vöhrenbach sein silbernes Priesterjubiläum begehen können.¹⁵

Autor

Johannes Werner
Steinstraße 21, 76477 Elchesheim
johannes.werner@wilhelm-hausenstein.de

Anmerkungen

- 1 Zit. n. J. SCHERER: Zum geistigen Vermächtnis unseres P. Heinrich Bliestle. In: Der Sendbote der Heiligen Familie H.3/4., Zug 1987, S. 11.
- 2 Joseph Wilhelm (1898–1992), Andreas (1900–1919), Anna Maria (1900–1934), Maria Cäcilia (1904–1981), Rosa Walburga (1907–1983), Hermann Josef (1908–1978), Franz Karl (1910–1992), Fridolin (1912, vermisst in Russland), Maria Elisabeth (1913–1990) und Alois (1919–1944). Bei der Geburt des letzten Kindes war die Mutter also 47 Jahre alt.
- 3 Im Vorderen Langenbach im Dörfle, Langenbacher Straße 44; seither (1964 und 1967) um- und ausgebaut. – Vgl. B. KLEISER: Langenbach. Chronik eines Schwarzwalddorfes. Horb a. N. 1995, S. 415–419.
- 4 TH. MOLS: Missionare von der Heiligen Familie in Deutschland. In: HASENBERG, P. J. /WIENAND, A. (Hrsg.): Das Wirken der Orden und Klöster in Deutschland. Bd.1, S. 327–330. Köln 1957, S. 328. – Um diese sogenannten ‚Spätberufe‘ hatte sich die Kirche bisher kaum gekümmert, sie wohl auch kaum gebraucht. Bei St. Sulpice in Paris gab es ein ‚Œuvre des vocations tardives‘, und 1876 hatte Don Bosco das gleichgerichtete ‚Werk der Söhne Mariens‘ gegründet, dessen Institut St. Bonifatius in Penango-Monferrato (Prov. Ales-
- sandria/Italien) insbesondere auch deutschen Kandidaten offenstand.
- 5 Zit. n. X. MÜLLER: Das Leben von P. Heinrich Bliestle MSF. Nach seinen eigenen Aufzeichnungen ausgearbeitet. Provinzarchiv Nuolen, 2016, S. 2.
- 6 Zit. n. ebd., S. 3.
- 7 Zit. n. ebd., S. 6.
- 8 Zit. n. ebd., S. 8.
- 9 Zit. n. ebd., S. 7.
- 10 H. BLIESTLE: Meine persönlichen Eindrücke [vom II. Vatikanischen Konzil]. Provinzarchiv Nuolen 1962, S. 3.
- 11 Ebd., S. 1.
- 12 H. BLIESTLE: Persönliche Notizen eines Aushilfspaters von Werthenstein. Provinzarchiv Nuolen, 1974–1985, S. 1.
- 13 J. SCHERER: Vermächtnis, S. 12.
- 14 Zit. n. X. MÜLLER: Leben, S. 8. Vgl. auch K. KRIEG: Weltoffen und heimatverbunden. Zum Tod der bedeutenden Vöhrenbacher Ordensmänner P. Heinrich Bliestle und P. Leo Hug. In: Almanach 88. Heimatjahrbuch des Schwarzwald-Baar-Kreises, 12. Folge, Villingen-Schwenningen 1988, S.92–95.
- 15 Dieser Beitrag ist die vielfach erweiterte Fassung eines Artikels, den der Verf. für den VII. Band der ‚Baden-Württembergischen Biographien‘ geschrieben hat. Für hilfreiche Hinweise dankt er P. Bogdan Mikutra MSF (Segretario Generale, Rom) sowie vor allem P. Julius Zihlmann MSF und P. Xaver Müller MSF (Nuolen); außerdem Beate Muckle (Haupt- und Standesamt Vöhrenbach). – Die Akten aus dem Provinzarchiv in Nuolen werden in absehbarer Zeit vom Staatsarchiv Luzern übernommen.

Die Eile-Siedlung der Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen

Das wichtigste Projekt eines der bedeutendsten Unternehmen
der Stadt in den 1920er Jahren

von FOLKHARD CREMER

Im Jahre 1931 berichtete der „Donau-Bote“ über die Jahresversammlung der „Gemeinnützigen Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen e. GmbH“ (heute kurz BBG genannt), die Baugenossenschaft gehöre mit ihren seit ihrer Gründung 1919 im nordwestlichen Neubaugebiet der Stadt geschaffenen 37 Häusern mit insgesamt 142 Wohnungen zu den bedeutendsten Unternehmen der Stadt der vergangenen zwölf Jahre. Doch 1931 kam der Bauboom in Folge der Weltwirtschaftskrise von 1929 vollkommen zum Erliegen. VOLKHARD HUTH hat in seiner Stadtchronik zwar die Bedeutung der Bezirksbaugenossenschaft für die Sozial- und Wirtschaftsgeschichte durchaus angerissen,¹ eine ausführliche Würdigung ihres baulichen Wirkens fehlt jedoch bisher. Diese Lücke zu schließen, soll dieser Artikel helfen.

Wohnungsnot nach dem Ersten Weltkrieg

Während des Ersten Weltkriegs war der Wohnungsbau im gesamten Deutschen Reich stark vernachlässigt worden. Schätzungen zufolge fehlten im Jahre 1919 ca. eine Million Wohneinheiten. Zudem ging man von einem zusätzlichen Bedarf von ca. 90.000 Wohneinheiten für neu verheiratete Paare in den Jahren 1919/1920 aus. Die staatliche und kommunale Sozialpolitik reagierte darauf mit der Verabschiedung verschiedener Gesetze zur Wohnungsbauförderung wie der Verordnung über die öffentliche Wohnraumbewirtschaftung (im September 1918), der Verordnung zur „Behebung der dringlichsten Wohnungsnot“ (im Januar 1919) und dem Reichsheimstättengesetz (im Mai 1920). Damit wurden in den ersten Nachkriegsjahren die gesetzlichen Voraussetzungen für den Bau von Kleinwohnungen geschaffen. Zwischen 1919 und 1933 entstanden in ganz Deutschland rund 2,83 Millionen neue Wohnungen.

In Donaueschingen war die Bevölkerung nach den Ergebnissen der Volkszählungen von 1910 und 1925 um 1.000 Einwohner gestiegen. Dies entsprach einem Bevölkerungszuwachs von 23,5 %. Dafür gab es mindestens drei Gründe: Erstens, hatte der Deutsche Reichstag im März 1913 eine Heeresvermehrung um 137.000 auf 793.000 Soldaten beschlossen. Als einer der hierfür benötigten neuen Kasernenstandorte wurde Donaueschingen ausgewählt.² Für die Garnison der während des Ersten Weltkriegs fertiggestellten Kaserne war eine entsprechende Infrastruktur zu schaffen. Zweitens, war es bei verschiedenen vor Ort angesie-

Die Eile-Siedlung



Die Eile-Siedlung in einem Luftbild um 1930. Stadtarchiv Donaueschingen.

delten Behörden zu einem erheblichen Anstieg der Stellen gekommen. Drittens, mussten in dieser Zeit 40 Familien aus dem Elsass aufgenommen werden.³ Ein weiterer Grund könnte gewesen sein, dass im Zuge des Ausbaus der im späten 19. Jahrhundert in Donaueschingen entstandenen Industriebetriebe weitere Arbeitskräfte in die Stadt zogen und entsprechenden Wohnungsbedarf anmeldeten.

Der Wohnungsbau der Bezirksbaugenossenschaft und die katholische Marienkirche

VOLKHARD HUTH charakterisierte die Bauentwicklung in Donaueschingen während der Zeit der Weimarer Republik knapp mit folgenden Sätzen:

Im ganzen Amtsbezirk Donaueschingen läßt sich für die zwanziger Jahre ein regelrechter Bauboom feststellen (zwischen 1919 und 1929 wurden mehr als 1000 neue Wohnungen geschaffen), wobei der in der Amtsstadt 1919 gegründeten Bezirksgenossenschaft eine wichtige Rolle zufiel. Die markanteste Neuerung im Donaueschinger Stadtbild war jedoch ein Sakralbau, die 1927/28 erbaute Marienkirche. Der Bauplatz im ‚Eile‘ war 1924 Stadtpfarrer Dr. Heinrich Feurstein anlässlich von dessen Silbernem Priesterjubiläum geschenkt worden. Mit der Marienkirche entstand der früheste moderne Kirchenbau auf der Baar.

Es darf allerdings in Frage gestellt werden, ob es gerechtfertigt ist, die Bedeutung der von der Baugenossenschaft errichteten Eile-Siedlung der des Kirchenneubaus so deutlich nachzuordnen. Denn die Siedlung war eine nicht minder markante Neuerung im Donaueschinger Stadtbild. Ja, ohne diese Siedlung in der Eile hätte es keinen Bedarf für einen Kirchenneubau an dieser Stelle gegeben. Zum

Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen

Zeitpunkt der Grundstücksschenkung im Sommer 1924 waren immerhin schon 15 Siedlungshäuser errichtet. Zudem war die Kirche von der Kommune, die letztlich den Bauplatz schenkte, von vornherein als Teil dieser Neubausiedlung geplant. Eile-Siedlung und Marienkirche bildeten gewissermaßen von Anbeginn in der Planung eine Einheit. Entsprechend hat das Landesamt für Denkmalpflege die von der Baugenossenschaft errichteten Wohnhäuser und die Kirche im Jahre 2016 in die Liste der Kulturdenkmale aufgenommen, worauf am Ende dieses Beitrages noch einzugehen ist.

Bemerkenswert ist, dass selbst im Hyperinflationsjahr 1923 – also in dem der Schenkung des Grundstücks vorausgehenden Jahr – zwei Vierfamilienhäuser und ein Fünffamilienhaus fertiggestellt werden konnten. Die Einführung der Rentenmark im November 1923 führte dann dazu, dass sich die Währung wieder zu stabilisieren begann, aber erst mit dem Dawes-Plan, der am 1. September 1924 in Kraft trat (und der die Reparationszahlungen an die Siegermächte im Rahmen der wirtschaftlichen Leistungsfähigkeit der Weimarer Republik regeln sollte) stabilisierte sich die Wirtschaftskraft Deutschlands. Im Sommer 1924 kämpfte man in Donaueschingen noch mit den Nachwirkungen der Hyperinflation. Dies wird aus einer Aufstellung der Bautätigkeit der Genossenschaft mit Daten zu Rohbau und Innenausbau der einzelnen Wohnhäuser deutlich. Diese wurde im Zusammenhang mit der geplanten Erarbeitung einer städtischen Chronik vom 1. Vorstand der Baugenossenschaft, Joseph Ganster, am 22. Juli 1940 an den Bürgermeister von Donaueschingen gesendet. Nicht von ungefähr ist innerhalb dieser Liste beim Dreifamilienhaus Hermann-Fischer-Allee 40 zwischen der Vergabe der Rohbauarbeiten am 3. Mai 1924 und der Vergabe der Innenarbeiten am 29. Juli 1924 folgende Bemerkung eingeschoben:

Durch die eingetretene Geldentwertung, die in raschem Tempo immer größer wurde, war jede Möglichkeit zur Vergabung der Bauarbeiten im Submissionswege ausgeschlossen. Sämtl. Arbeiten konnten daher nur im Tagelohn, bei Gestellung der hauptsächlichsten Materialien durch die Baugenossenschaft, ausgeführt werden. Die Unternehmer reichten wöchentlich ihre Aufstellungen für die Arbeitsleistungen, unter Berücksichtigung der Überteuering ein, worauf die Genossenschaft entsprechende Zahlungen leistete. Die Beschaffung des Baugeldes war damals außerordentlich erschwert, dazu kam noch der Mißstand, daß zu Anfang einer Woche nicht übersehen werden konnte, welche Summe Papiermark am Ende derselben infolge der Inflation erforderlich sein werde. Die Stadt Donaueschingen hat die Genossenschaft in diesen Schwierigkeiten finanziell weitgehendst unterstützt. Auch die fürstl. Kammer und der Wohnungsverband hatten für die Geldnöten der Genossenschaft Verständnis und überwiesen rechtzeitig ihre zugesagten Zuschüsse. Zu erwähnen ist noch, daß die Baukosten das 1,5 – 1,7 fache gegenüber der Vorkriegszeit betragen. So kostete z.B. die Erbauung einer 3 Zimmerwohnung mit 70 qm Wohnfläche 12500 RM.⁴

Die Eile-Siedlung

Nach der Grundstücksschenkung im Sommer 1924 wartete das Erzbischöfliche Ordinariat in Freiburg, bis sich eine wirtschaftliche Konsolidierung abzeichnete. Dann stellte es in einem Bescheid über die Pfarrsituation in Donaueschingen vom 16. November 1926 „nochmals“⁵ fest, dass die Johanneskirche für die inzwischen auf 5200 Seelen angestiegene Gemeinde „räumlich völlig ungenügend“ sei.⁶ Es forderte daher einen Bericht über die Vorarbeiten für eine zweite katholische Kirche im westlichen Stadtteil Eile ein. Im Frühjahr 1927 entschlossen sich der katholische Oberstiftungsrat in Karlsruhe (heute Finanzkammer), das Erz-



Plan der Häuser der Eile-Siedlung, die 2008 der BBG gehörten. LAD im RPS, Freiburg.

bischöfliche Ordinariat in Freiburg und die Stadtpfarrei in Donaueschingen einvernehmlich, den Bau einer Pfarrkirche zu forcieren.

Bezüglich des Grundstücks, das 1924 als Bauplatz vorgesehen war, gibt es widersprüchliche Angaben in der schriftlichen Überlieferung: 1941 berichtete Feurstein im „Pfarrführer durch die katholische Pfarrgemeinde Donaueschingen“, der geschenkte Bauplatz habe sich „an der Einmündung der Wilhelmstraße in die Hermann-Fischer-Allee“, also auf der Flurstücks-Nr. 576, befunden. Dieses wurde im Zuge der Ausweisung als Baugebiet Ende der 1920er Jahre offenbar in kleinere Parzellen aufgeteilt. Denn hier entstanden etwa 1929/30 das Zollamtsgebäude (Hermann-Fischer-Allee 18, Flurstücks-Nr. 576/2) und 1932 das privat errichtete Haus des Arztes Dr. Duffing (Wilhelmstraße 1, Flurstücks-Nr. 576). Dass man diesen Bauplatz aufgab und die Wahl auf den heutigen Standort der Kirche fiel, begründet Feurstein im selben Text mit folgenden Worten: „Die weitere Streckung des Siedlungsraumes ließ es geboten erscheinen, die neue Kirche in die Nähe der Stadtmühle, am Schnittpunkt zahlreicher Verkehrswege zu erstellen, und zwar auf der Wiese des Landwirts Wilhelm Thedy an der Ecke der Allee und der Eilestraße.“⁷

Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen

Gegen diese Angaben Feursteins spricht allerdings ein Schriftdokument im Erzbischöflichen Archiv Freiburg, das 1927 in Karlsruhe entstand. In dem Schreiben des Oberstiftungsrates vom 10.3.1927 wird berichtet, dass sich das 24 Ar⁸ große Grundstücksgeschenk „im Zuge der Konradin-Kreutzerstraße“ als Bauplatz für ein Gotteshaus nicht eigne. Der Oberstiftungsrat hätte wohl kaum gewusst, dass es in der Eile-Siedlung eine Konradin-Kreutzer-Straße gab, wenn ihm nicht mitgeteilt worden wäre, dass hier der Bauplatz für die Marienkirche lag. Für eine der Bevölkerungsentwicklung angemessene Größe des Kirchengebäudes sei dieser viel zu klein. Außerdem wurde moniert, dass das Grundstück „inzwischen völlig eingebaut und auch aus anderen Gründen zum Teil entwertet“ sei.⁹ Diese Angaben deuten darauf hin, dass der repräsentative Bauplatz, den Feurstein 1924 zu seinem Priesterjubiläum geschenkt bekam, das Flurstück Nr. 532/27 war. Hier entstand dann ab Juni 1927 das sog. Ziehharmonikahaus (Konradin-Kreutzer-Straße 7/9).

Dennoch wäre es möglich, dass es 1926/27 bei der Suche nach einem Bauplatz geeigneter Größe im Rahmen der kommunalen Stadtentwicklungsplanung Überlegungen gab, die Marienkirche 1927 „an der Einmündung der Wilhelmstraße in die Hermann-Fischer-Allee“ zu errichten, sich dann aber aus den von Feurstein 1941 benannten Gründen letztlich für den heutigen Standort entschied.

Jedenfalls wurde das 24 Ar große Grundstück Anfang des Jahres 1927 an die Stadt zurückgegeben, um den 40 Ar großen Baumgarten des Landwirts Wilhelm Thedy an der Ecke Hermann-Fischer-Allee/Eilestraße für 10.000 Mark zu erwerben. Dieser direkt neben den Baugenossenschaftswohnhäusern der Eile-Siedlung gelegene Baugrund, so hatte man errechnet, würde für den Bau einer Kirche mit 700 Sitzplätzen und eines Pfarrhauses samt Pfarrgarten ausreichen. Nach Unterzeichnung des Kauf- und Schenkungsvertrags des Thedyschen Baumgartens am 25. März 1927 konnte am 31. Mai 1927 der Grundstein gelegt und schon am 6. Mai 1928 die Benediktion durch Stadtpfarrer Dr. Feurstein feierlich begangen werden.

Der Entwurf des Kirchenbaus stammte, wie einige Wohnhäuser der Siedlung, von Josef Wehinger. Die Architekten im Diözesanbauamt Freiburg waren damals konservativ-historistisch eingestellt. Sie bevorzugten – wie die zeitgleich entstandene Maria-Hilf-Kirche in Freiburg zeigt – repräsentative, dem Sakralraum würdige Gestaltungen in historischen Stilen, wobei sie einen entsprechenden Kostenaufwand nicht scheuten. Dagegen wählten Feurstein als Bauherr und Wehinger als Architekt eine möglichst preisgünstige Variante: Es kamen moderne Materialien wie Eisenbeton und Kunststein zum Einsatz. Unter dem eigentlichen Dachstuhl wurde ein Zollbau-Lammellendach eingefügt. Diese Art der Dachkonstruktion hatte sich Friedrich Zollinger Anfang der 1920er Jahre patentieren lassen. Als Stadtbaumeister in Merseburg in der Industrieregion südlich von Halle an der Saale hatte er eigentlich nach einer effizient und preisgünstig herstellbaren Lösung für eine Dachkonstruktion für Arbeiterwohnhäuser gesucht und diese in einer Weiterentwicklung des Bohlenbinderdaches¹⁰ gefunden.

Die Eile-Siedlung



Die Marienkirche. LAD im RPS, Freiburg.

Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen

In der Zeit der großen Geld- und Materialknappheit nach dem Weltkrieg entwickelte Zollinger seine Rauten-Lamellen-Konstruktion. Durch den Einsatz noch viel kürzerer und schmalere Bretter als beim Bohlenbinderdach, die rautenförmig aneinander gesetzt und mit einander verschraubt wurden, entstand beim Zollbau-Lamellendach eine netzgewölbeartige Struktur, welche sich als ausreichend statisch belastbar erwies. Die mit unterschiedlichem Krümmungsgrad herstellbare Dachkonstruktion bildet ein Spitztonnengewölbe mit rautenförmiger Rasterung. Optisch ähnelt die Konstruktion einem gotischen Netzgewölbe. Daher wurde sie in den 1920er Jahren nicht nur als Zierdecke für stützenfreie Säle von Gasthäusern, sondern auch als dem Gotikempfinden der Neuen Sachlichkeit entsprechende Deckenkonstruktion für Kirchengebäude entdeckt. Die frühesten Entwürfe von Kirchen mit Zollingerdecken stammen von dem im bayerischen Kirchenbau hoch angesehenen Michael Kurz (St. Anton in Augsburg, 1924–27 errichtet, und St. Heinrich in Bamberg, 1924 entworfen, 1927–29 errichtet) und dem gleichfalls für die Entwicklung des modernen katholischen Kirchenbaus in Süddeutschland während der Zwischenkriegszeit bedeutenden Stuttgarter Architekten Hans Herkommer (St. Augustinuskirche Heilbronn, 1925/26 errichtet, 1944 zerstört). In Donaueschingen wird der gotisierende Effekt des Zollingerdachs durch den Wanddekor von an Spitzbögen erinnernden expressionistischen Versatzstücken unterstützt. Zunächst nur Ferialkirche, wurde die Kirche St. Maria Mediatrix 1939 zur Pfarrkirche der Katholiken im Westen der Stadt, einschließlich des eingemeindeten Dorfes Aufen, erhoben.

Exkurs: Stadtpfarrer Feurstein und der genossenschaftliche Wohnungsbau in Donaueschingen

Feurstein war als zuständiger Stadtpfarrer und somit als Vertreter der Bauherrschaft, der katholischen Kirchengemeinde Donaueschingen, maßgeblich an der Entstehung des Kirchenneubaus beteiligt und hat sich auch in einer Baugenossenschaft engagiert. Daraus hat sich die Legende gebildet, dass er für die Entstehung der Eile-Siedlung verantwortlich gewesen sei. Tatsächlich bezog sich das Engagement Feursteins für eine Baugenossenschaft jedoch auf die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg. Nach dem großen Stadtbrand am 5. August 1908 zeichnete er am 23. August 1908 als Mitbegründer der „Baugenossenschaft Donaueschingen – Allmendshofen“ und wurde zu ihrem 1. Vorstand gewählt. Das bescherte ihm 1909 den Eintrag in die Personalakte: „*beschäftigt sich viel mit Sozialpolitik, wobei er ziemlich weit links steht*“.¹¹ Diese Baugenossenschaft plante 10 Zweifamilienhäuser für Arbeiterfamilien.¹² Aus dem Geschäftsbericht für das erste Geschäftsjahr 1909 geht hervor, dass wohl drei Häuser verwirklicht wurden: Ein Haus in Donaueschingen im „*Baugelände Götz im Gewann Frohnhof*“ (vermutlich die heutige Scheffelstraße 3), eines auf dem 1909 offenbar noch nicht bebauten Baugelände Ulmer auf der Gemarkung Allmendshofen und ein ebenfalls in Allmendshofen¹³ errichtetes Doppelhaus mit 4 Wohnungen, jeweils mit separatem Eingang.¹⁴

Die Eile-Siedlung

Am 16. Mai 1913 wurde diese Baugenossenschaft wieder aufgelöst und ihr Vermögen liquidiert. Einen Hinweis auf einen möglichen Grund dafür liefert wieder ein Eintrag in der Personalakte, dieses Mal aus dem Jahre 1926: „*In letzter Zeit ausgedehnte Bautätigkeit, wobei freilich eine vorsichtige Finanzgebahrung nicht die Hauptstärke ist*“¹⁵. Der Hintergrund: Feurstein engagierte sich 1926 in zwei Bausachen: Für den Umbau des von der Kirchengemeinde erworbenen Bahnhofshotels „Schaller“ zu einem Kinderheim,¹⁶ und für den Bau des am 21. Juli 1927 offiziell eröffneten Kindersolbads „in der Nachbarschaft zur Post“.¹⁷ Die Versuche, nach dem Ersten Weltkrieg das Donaueschinger Kur- und Badewesen wieder zu beleben, rentierten sich jedoch nicht. Ab 1933 einsetzende finanzielle Schwierigkeiten führten 1938 zur Schließung des von Feurstein geförderten Kindersolbades.¹⁸ Der 1919 neu gegründeten Baugenossenschaft trat der sozial stark engagierte Stadtpfarrer zwar als Mitglied Nr. 75 bei, übernahm dort aber keine besondere Funktion mehr.

Die Gründung der Baugenossenschaft und ihr größtes Projekt

Nach mündlicher Überlieferung ging die Initiative der Gründung einer Baugenossenschaft im Jahre 1919 auf den damaligen Bauassistenten Joseph Ganster und den Bankvorstand Dietrich zurück. Die Gründungsversammlung der bis heute bestehenden BBG fand am 29. August 1919 im Badischen Hof statt. Mit dem zunächst gewählten Namen „Gemeinnützige Baugenossenschaft Donaueschingen – Allmendshofen, eingetragene Genossenschaft mit beschränkter Haftpflicht“ stellte sie sich zunächst in eine Traditionslinie mit der vor dem Ersten Weltkrieg liquidierten Baugenossenschaft. Seit spätestens 1921 führte sie jedoch den Namen „Gemeinnützige Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen e. GmbH“. Wohl um ein Scheitern der Baugenossenschaft wie vor dem Ersten Weltkrieg auszuschließen, trat die neugegründete Baugenossenschaft in den Erfahrungsaustausch mit Baugenossenschaften in Villingen und Lahr.

Da der Regierungsbaumeister Feldmann aus dienstlichen Gründen nicht in der Lage war, die Wahl zum 1. Vorstand der Genossenschaft anzunehmen, wurde am 9. September 1919 der Gewerbeschulvorstand Kuhn gewählt. Er war ehemals selbst als Architekt tätig gewesen und seit Gründung der BBG Mitglied in ihrem Aufsichtsrat. Nach Differenzen mit dem Gemeinderat trat Kuhn schon am 9. Juni 1920 wieder zurück. Sein Nachfolger wurde Joseph Ganster, der bis dahin als 2. Vorstand agiert hatte. Ganster (1885–1959) begann beim Stadtbauamt zunächst als Bauassistent, später wurde er Bausekretär und zum 1. April 1922 zum Oberbausekretär befördert. Zwischen dem 6. April 1925 und dem 24. März 1928 stieg er als Nachfolger Ludwig Käfers in die Position des Stadtbauameisters auf. Zwar sollte Ganster laut Gemeinderatsbeschluss vom 29. Juli 1925 sein Amt als 1. Vorstand niederlegen, doch wurde er von der Zweiten Hälfte der 1920er Jahre bis kurz vor seinem Tod am 17. Dezember 1959 immer wieder als 1. Vorstand bestätigt.

Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen

Die Baugenossenschaft war eng mit den Mitarbeitern der städtischen Behörden vernetzt. In Aufsichtsrat und Vorstand waren verschiedene Architekten tätig: der Gewerbeschulvorstand Kuhn, Stadtbaumeister Mack, Bezirksbaumeister Leibbrand, Baurat Blank und Joseph Ganster. Sie waren teils freiberuflich tätig, teils im städtischen Bauamt oder im Bezirksbauamt angestellt. Für die Entwurfsplanung und die Bauleitung wurden aber in der Regel freischaffende Architekten herangezogen. Lediglich der langjährige 1. Vorstand Joseph Ganster übernahm bei einzelnen Bauten auch selbst die Bauleitung. Dies belegt ein überlieferter Plan für ein Gebäude in der Luisenstraße, den er als Planverfertiger und Bauleiter abzeichnete.

Finanzielle Unterstützung erhielt die Baugenossenschaft 1922 für die Errichtung von Wohnraum auch von Fürst Max Egon zu Fürstenberg. Dies geschah freilich nicht ganz uneigennützig: Die 1922–1925 zwischen Friedrich- und Eilestraße entlang der Hermann-Fischer-Allee errichteten Häuser waren (mit Ausnahme der Hausnummer 42) sämtlich für Fürstlich Fürstenbergische Beamte vorgesehen.

Das größte Projekt der Baugenossenschaft war die Errichtung der Siedlung am nordwestlichen Stadtrand im Gewann „Eile“. Dieses Name leitet sich von dem Wort „Äule“ für eine kleine Aue ab. Gemeint war die kleine feuchte, damals trockengelegte Aue unweit der Brigach. Ähnlich wie bei den Bauten der Villinger Baugenossenschaft gab es keinen städtebaulichen Gesamtentwurf für eine nach einheitlichem ästhetischem Schema zu errichtende Siedlung mit Typenhäusern. Vielmehr entstanden hier, je nach finanziellen Fähigkeiten der Baugenossenschaft, sukzessive typisierte Mehrparteienwohnhäuser in traditionalistischen Heimatstilformen. Dabei variierten die beteiligten Architekten stärker die Detailformen der Fassadengestaltung als die Grundrisslösungen. Meistenteils handelt es sich um Vierparteienmietshäuser. Jedoch sind auch Zwei-, Drei- und Fünffamilienhäuser sowie ein Achtparteienhaus vertreten.

Aus diesem Rahmen fallen das im Zentrum der Siedlung errichtete „Kommandeurshaus“ und zwei am Rande der Siedlung entstandene Gebäude als eigenständige Bautypen heraus: Was es mit der im Archiv der BBG nachweislichen Bezeichnung „Kommandeurshaus“ auf sich hatte, lässt sich nicht mehr nachvollziehen. Heute beherbergt das Haus in der Konradin-Kreutzer-Straße 12 im Erdgeschoss die Büroräume der BBG. Durch stärkeren Zierrat ist es gegenüber den üblichen Mehrfamilienhäusern hervorgehoben. Seitlich des Haupteingangs findet sich vegetabiler Reliefschmuck. Im Obergeschoss gibt es Räume mit Stuckdecken. Wie zur Infrastruktur einer Wohnbausiedlung eine Kirche gehörte, so auch ein Arzthaus. In den Archivalien der BBG taucht das Haus Hermann-Fischer-Allee 52a als „Bez.Arzt-Haus Dr. Duffing“ auf und wurde 1929, nach Fertigstellung der Marienkirche, nördlich ihres Chors errichtet. Wehinger gestaltete es als zweigeschossigen verputzten Baukubus. In den Vorgarten tritt ein in Backstein gemauerter Eingangsvorbau aus dem Kubus hervor. Am Ober-

Die Eile-Siedlung



Das „Kommandeurhaus“ in der Konradin-Kreutzer- Straße 12. Foto: Bezirksbaugenossenschaft.



Das „Arzthaus“ in der Hermann-Fischer-Allee 52a. LAD im RPS, Freiburg.

Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen

Zollamtsgebäude in der
Hermann-Fischer-Allee 18.

Foto: Bezirksbaugenossenschaft.

geschoss zeigt das Arzthaus die für das „Moderne Bauen“ der 1920er Jahre typischen, um das Eck herumgeführten Fensterbänder. Dr. Duffing hat das Gebäude nicht lange bewohnt. 1932 errichtete er ein eigenes Haus in der Wilhelmstraße 1, das die katholische Kirchengemeinde am 29. Januar 1941 erwarb und zum Pfarrhaus umbaute¹⁹. Wie das Haus Hermann-Fischer-Allee 52a seit 1932 genutzt worden ist, wissen wir nicht. 1944 wurde es von der Baugenossenschaft veräußert.



Weniger klar erschließt sich, warum die Baugenossenschaft auch als Bauherrin des Zollamtsgebäude in der Hermann-Fischer-Allee 18 auftrat. Wehinger und Heim hatten es zwar dem traditionalistischen Baustil der Wohnhäuser angeglichen, aber durch seine Dreigeschossigkeit und einen repräsentativen Altanvorbau über dem Haupteingang deutlich als öffentlichen Funktionsbau hervorgehoben. Die hohen Büroräume des Zollamtes lagen im Erdgeschoss. In den niedrigeren Obergeschossen darüber befanden sich weitere Wohneinheiten der Baugenossenschaft. Im Jahre 2014 hat die BBG auch dieses Gebäude verkauft. Eigenartig ist, dass die Siedlung ohne Ladengeschäft errichtet wurde. Vielleicht lag es an der Nähe zum Stadtzentrum. Östlich der Siedlung, wo sich heute die Donauhallen befinden, wurde in den 1920er Jahren noch der Markt abgehalten.

Die Architekten

Die Entwürfe der von 1921 bis 1929 errichteten Wohnhäusern stammten von den ortsansässigen Architekten Josef Wehinger (23.10.1888 – 1.5.1978), der unter dem Namen „Wehinger und Heim“ mit dem beim Bezirksbauamt tätigen Statiker Severin Heim ein Architektenbüro unterhielt, Karl Greiner (27.5.1895 – 21.10.1963), Emil Hall (21.2.1895 – 13.3.1968) und Carl Hielscher (nur als Planverfasser des am Rande der Siedlung gelegenen, 1922 errichteten, heute stark überformten Gebäudes Wilhelmstraße 9/11 vertreten). Sie waren teils freiberuflich tätig, teils im städtischen Bauamt oder im Bezirksbauamt angestellt. Da das Stadtarchiv im Zweiten Weltkrieg starke Verluste erlitten hat und das Plan- und Schriftmaterial der einzelnen Architekturbüros nach dem jeweiligen Ableben der Architekten nicht archiviert wurde, sind die wichtigsten erhaltenen historischen Schriftquellen und Planmaterialien bei der BBG archiviert. Von Carl Hielscher ließen sich bei der Stadt nicht einmal mehr die Lebensdaten eruieren.

Die Eile-Siedlung

Der älteste unter diesen Architekten war Josef Wehinger. Er darf wohl auch als der ästhetisch-gestalterisch führende Kopf gelten. Nach seiner Karriere als Frontflieger im Krieg widmete er sich in den folgenden Friedenszeiten intensiv seinem Beruf als freischaffender Architekt. Nachdem er schon verschiedene Entwürfe für die Siedlungshäuser der BBG geliefert hatte, wollte die Kirchengemeindevertretung ihn auch mit der Planung der Marienkirche beauftragen. Das musste jedoch auch von dem Erzdiözesanbauamt in Freiburg und dem Oberstiftungsrat in Karlsruhe genehmigt werden. In einem Schreiben vom 21. April 1927²⁰ schilderte die kath. Kirchengemeindevertretung Donaueschingen Wehinger als jungen künstlerisch empfindenden Baumeister, der aus einer angesehenen Bürgerfamilie stamme und sich mit dem Neubau der Rathäuser von Bad Dürrenheim-Sunthausen (1921/22) und Donaueschingen-Allmendshofen (1925/26) sowie dem Umbau der Schwarzwaldwerke Lanz einen sehr guten Ruf erworben habe. Die genannten Rathäuser für dörfliche Gemeinden folgen deutlich den im 19. Jahrhundert entwickelten und im traditionalistischen Bauen der 1920er Jahre beibehaltenen Vorstellungen vom Bautyp Rathaus. Das Bürgertum des 19. Jahrhunderts brachte das von Geistlichkeit und Stadtherren unabhängig agierenden städtische Gemeinwesen mit mittelalterlichen Stadtrechtsverleihungen in Verbindung. Diese Tradition wurde baulich durch Anleihen bei Formen und Motiven des 15./16. Jahrhunderts ausgedrückt. So bediente sich auch Wehinger traditioneller Formen, wie Staffelgiebeln und gekuppelten Fenstern die auch auf der Baar in Spätmittelalter und Frühneuzeit üblich waren. Die historistischen Formen wurden aber kreativ der modernen Ästhetik des traditionalistischen Heimatstils der 1920er Jahre angepasst. So nimmt das Rathaus in Allmendshofen auch Motive des Expressionismus auf, die sich wenig später an der Marienkirche wiederfinden. Nach dem Zweiten Weltkrieg vollendete Wehinger das katholische Gemeindezentrum: Erst 1958 wurde der Kirchturm der Marienkirche gebaut und am 5. Juli 1959 geweiht, ferner entwarf er das Pfarrhaus und das Gemeindehaus.

Der Architekt Karl Greiner schuf neben zahlreichen Wohnhäusern, Geschäftshäusern und landwirtschaftlichen Anwesen auch zwei Rathäuser, in Hüfingen-Hausen vor Wald (1927) und Ewatingen im Landkreis Waldshut (1951/52). Dabei bediente er sich stilistisch ganz ähnlicher Formen wie Wehinger in Sunthausen und Allmendshofen. Da sein Architekturbüro von seinen Söhnen und Enkeln weitergeführt wurde und wird, ist sein Werdegang über von der Familie verwahrte Dokumente noch recht gut nachvollziehbar: Vom 13. April 1909 bis zum 28. Oktober 1911 absolvierte er eine Maurerlehre bei der Donaueschinger Baufirma Mall. Im Wintersemester 1911/12 nahm er sein Architekturstudium an der 1878 gegründeten „Großherzoglichen Badischen Bau-gewerke-Schule“²¹ in Karlsruhe auf. In den Semesterferien 1912 und 1913 arbeitete er als Maurer beim Neubau der Schule in Bräunlingen und bei Brückenbauten der Firma Brenzinger & Cie. Nach Ausbruch des Ersten Weltkriegs meldete sich der „Altbadener“ als Kriegsfreiwilliger und diente bis 1918 als Unteroffizier bei der Feldartillerie an der Westfront. Am 25. August 1918 wurde ihm

Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen

das Eisener Kreuz 1. Klasse verliehen. 1919 absolvierte er noch drei weitere Semester in Karlsruhe und durfte sich fortan – laut Urkunde vom 28. Januar 1920 – als „Werkmeister“ bezeichnen. Am 24. Juni 1920 wurde ihm die „Staatsprüfung für den hochbautechnischen Dienst“ auf einem mittlerweile existierenden offiziellen Zeugnisformular der Badischen Höheren Technischen Lehranstalt (Staatstechnikum) bestätigt. In den Semesterferien 1919 hospitierte er im Architekturbüro Josef Wehingers. Ihm oblag die Bauführung bei dem Umbau eines größeren Geschäftshauses. Ab 1919/20 arbeitete er beim staatlichen Hochbauamt in Donaueschingen. Am 1. Februar 1924 konnte er sich selbständig machen.

Bis 1933 saß er als Vertreter der Zentrumsparterie im Gemeinderat. Zudem arbeitete er als Bezirksbauschätzer für die Einstufung von Gebäuden für die Gebäudebrandversicherung. Wie die Mitglieder der anderen demokratischen Parteien (etwa der Architekt Georg Mall, DDP, oder der der 1945 von den Franzosen zum Bürgermeister ernannte Leopold Meßmer, SPD) wurde auch Greiner im Zuge der „Machtergreifung“ und der „Gleichschaltungsgesetze“ von den Nationalsozialisten aus dem Gemeinderat entfernt. 1934/35 fühlte Greiner sich bei der Bauplatzvergabe für die Errichtung eines Unteroffiziershauses gegenüber dem Architekten Christian Götz benachteiligt. Darüber beschwerte er sich bei dem seit dem 2. März 1934 amtierenden nationalsozialistischen Bürgermeister Sedlmeyer. Im Wortgefecht warf Greiner Sedlmeyer vor, im Gegensatz zu ihm selbst, nicht an der Front gekämpft und sich daher vor dem Krieg gedrückt zu haben. Daraufhin verklagte der Bürgermeister den Architekten wegen Beleidigung. Die bezüglich der Machenschaften um die Bauplatzvergabe von Greiner als Zeugen benannten Architektenkollegen Wehinger und Hielscher lud das Landgericht Konstanz nicht vor. Greiner wurde zu vier Wochen Haft und Übernahme der Prozesskosten verurteilt²². 1953 traten die Söhne Christian Greiner (als Architekt) und Theo Greiner (als Bauingenieur) dem nun unter dem Namen „Karl Greiner & Söhne“ geführten Architektur- und Ingenieurbüro bei, das dann 1958 für die statischen Berechnungen des Turmbaus der Marienkirche verantwortlich zeichnete.

Die Architektur: Bautypen, Raumaufteilung und Stil

Wie die Rathausbauten Wehingers und Greiners sind auch die Wohnhäuser der Eile-Siedlung an Traditionalismus und Heimatstil orientiert. Im Wohnhausbau machte man Anleihen bei der regionalen Bautradition sowie bei der „edlen Einfachheit und stillen Größe“ der um 1800 üblichen Baustile von Spätbarock über Klassizismus bis zum Biedermeier. In den Architekturzeitschriften wurde der Siedlungsbau dieser Stilrichtung besonders vom Stuttgarter Architekten Paul Schmitt-henner propagiert. Idealvorstellungen dieser traditionalistischen Ästhetik wurden durch Buchpublikationen wie „Kulturarbeiten“ von Paul Schultze-Naumburg (1904–10) und „Um 1800“ von Paul Mebes (1908) verbreitet. Den traditionalistischen Heimatstilarchitekten galt der Typus des klassizistischen Kubus mit Walmdach, insbesondere das Gartenhaus des hochverehrten deutschen Dichter-

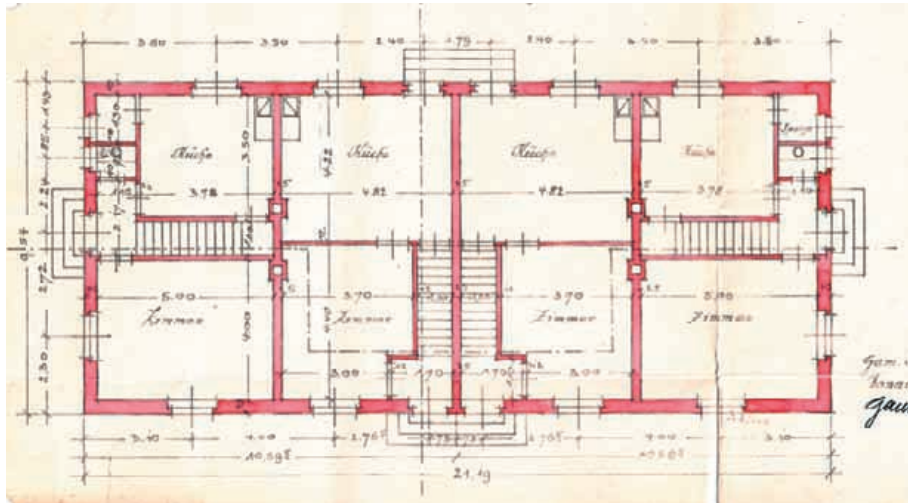
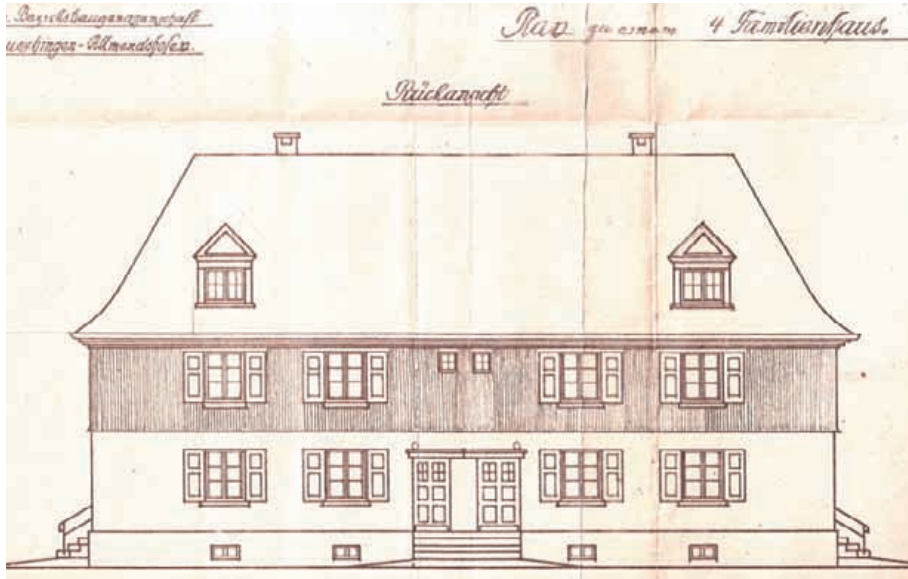
Die Eile-Siedlung

fürsten im Landschaftspark von Weimar, als ideale Großform für das äußere Erscheinungsbild eines Wohnhauses. Im Rahmen dieses Stils sollte versucht werden, die Neubauten dem Gewand des jeweils tradierten regionalen Baustils, der einen Ort wesentlich bestimmt hatte, anzupassen. Ob aber die Donaueschinger Architekten die Tradition der barocken Residenzstadt bei ihren Planungen berücksichtigten, lässt sich nicht klar erkennen. Die Mehrfamilienhäuser der Eile-Siedlung und in der Hindenburgstraße sind in einen stilistisch nicht klar zu greifenden Mantel der Formensprache um 1800 gekleidet, der über eine Innenaufteilung nach dem benötigten Raumbedarf für die gewünschte Anzahl von Wohnungen gestülpt ist. Der Übergang vom Spätbarock zum Klassizismus war u.a. dadurch gekennzeichnet, dass die applizierte Ornamentik reduziert und so immer stärker der flächige Gebäudekubus herausgearbeitet wurde. Gleichzeitig wich die zunächst noch recht steile Dachneigung einer ästhetischen Bevorzugung relativ flach angesetzter Dachneigungswinkel. Der Gedanke der Fortführung der regionalen Baukultur am Rande des Schwarzwaldes scheint bei den Bauten an der Luisenstraße am stärksten, denn hier scheinen Holzverschindelungen und Walmdächer der Schwarzwaldhöfe eine gewisse Vorbildfunktion gehabt zu haben.

Bautyp, Raumaufteilung und Stilformen (abgesehen vom „Ziehharmonikahaus“) zeigen kaum die Handschriften der einzelnen Architekten. Für den Bautyp gab es offenbar eine allgemeine Vorgabe der Baugenossenschaft. Überwiegend entstanden symmetrisch gegliederte, über Hochparterre zweigeschossige Vierparteienwohnhäuser mit Dreiraumwohnungen. Die Größenzuschnitte wurden von Bautyp zu Bautyp, aber auch innerhalb eines Gebäudes zwischen Erdgeschoss und Obergeschoss variiert. Das Dach war in der Regel nicht ausgebaut, sondern wurde zunächst als Speicher genutzt, obwohl die zur Belichtung des Dachraums aufgesetzten Gauben auch Wohnraum im Dachgeschoss ermöglichten. Da es bei den Mitgliedern der Gesellschaftsschichten, die die Häuser bewohnen sollten (kleinbürgerliche Beamte, Angestellte und Arbeiter) üblich war, öffentliche Badehäuser zu benutzen, verfügten viele Wohnungen über kein eigenes Badezimmer. Heute sind alle Wohnungen diesbezüglich nachgerüstet. Von der bauzeitlichen Substanz im Innern sind in der Regel die Treppenhäuser mit Holztreppe, Geländer und Pfosten, bisweilen auch bauzeitliche Türen erhalten. Die historische Raumaufteilung, trotz Einbauten von Badezimmern und Schließung ehemaliger Loggien, ist noch weitgehend ablesbar.

Begonnen wurde die Errichtung der Siedlung 1921 mit dem Bau von drei Häusern mit jeweils vier, einzeln nummerierten Wohneinheiten: Luisenstraße 25, 27, 29, 31; 17, 19, 21, 23 und 9, 11, 13, 15. Alle drei Häuser folgen demselben Entwurf von Josef Wehinger: Walmdachhaus auf Rechteckgrundriss mit holzverschindeltem Obergeschoss und breitgelagerter Straßenfassade. Im Innern sind die Wohnungen zweigeschossig additiv nebeneinander angelegt. Ein repräsentatives Mittelportal über einer Freitreppe vereint die beiden Eingangstüren zu den mittleren Wohnungen. Die äußeren Wohnungen sind jeweils über einen eigenen

Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen

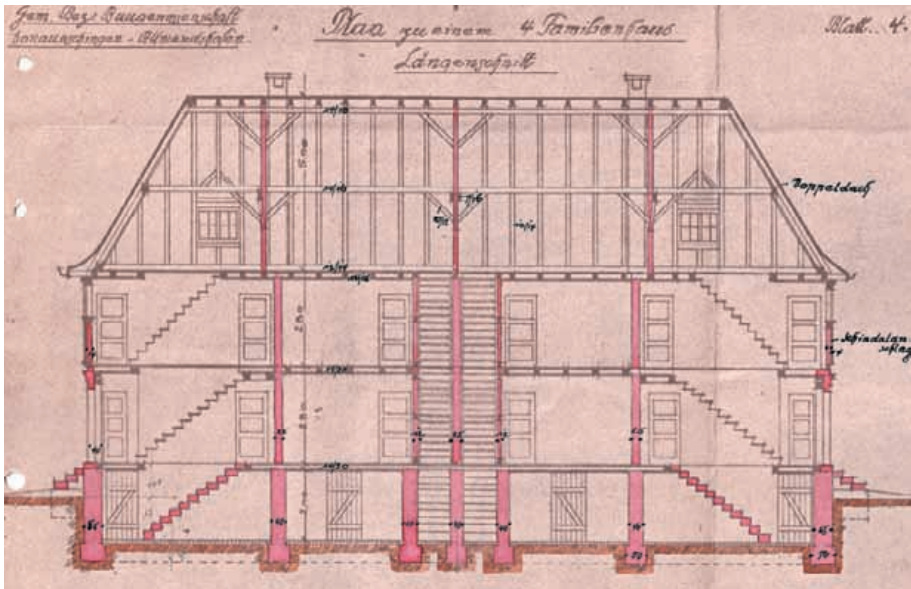


Pläne für Erdgeschoss und Fassade uder Häuser in der Luisenstraße. Bezirksbaugenossenschaft.

Eingang von den Schmalseiten her erschlossen. Jede Wohnung verfügt über drei Zimmer und eine Küche sowie zwei Kellerräume.

Wehinger, Greiner und Hall variierten verschiedene Möglichkeiten, mehrere Wohnungen in einem Haus unterzubringen. Meist wählten sie Varianten, die Wohnungen übereinander anzusiedeln. Die extravagante expressionistisch-kristalline Fassadengestaltung, die entfernte Ähnlichkeit mit dem Faltenbalg eines Akkordeons besitzt, hat dem Gebäude Konradin-Kreutzer-Straße 7/9 den Namen

Die Eile-Siedlung



Plan für den Längsschnitt der Häuser in der Luisenstraße. Bezirksbaugenossenschaft.

„Ziehharmonikahaus“ eingebracht. Es fällt zwar mit seinen eigenwilligen, zweigeschossigen, dreieckigen Stand-Erkern ein wenig aus dem stilistischen Rahmen der Siedlung heraus, vom Typ ist das 8-Parteien-Wohnhaus aber praktisch nichts weiter als ein Doppelhaus aus zwei aneinandergefügten, im inneren Aufbau sich und auch den anderen Häusern der Siedlung gleichenden 4-Parteien-Wohnhäusern. Jede Doppelhaushälfte hat ihren Eingang in dem zur Straßenfront als Risalit vortretenden Treppenhaus. Obwohl alle Wohnungen annähernd gleich groß sind, sind sie unterschiedlich zugeschnitten, so dass pro Geschoss jeweils eine 3- und eine 4-Zimmer-Wohnung mit Bad, Veranda, WC und Küche entstehen. Im Dachgeschoss gibt es für jede Wohneinheit einen Speicher und eine Kammer. Im Keller gibt es pro Wohneinheit einen Kellerraum, während sich Waschküche und Kohlenkeller je zwei Mietparteien teilen.

Im Entwurf für das 1925/26 errichtete Beamtenwohnhaus, Konradin-Kreutzer-Straße 1/Eilestraße 3, legte Karl Greiner die Hauseingänge an den Schmalseiten an. Sie führen über ein Treppenhaus in eine Erdgeschoss- und eine Obergeschosswohnung. Die Zimmer jeder Wohnung gruppieren sich um einen am Treppenhaus gelegenen kleinen Flur („Vorplatz“). Die in der Konzeption ganz ähnlichen Häuser Konradin-Kreutzer-Straße 2/Eilestraße 5 und Konradin-Kreutzer-Straße 3/5 können ebenfalls Karl Greiner zugeschrieben werden. Lediglich die Fassadenästhetik ist leicht variiert: Es finden sich glatt geputzte oder gequaderte Eckpilaster sowie ohne Gliederungselemente ausgebildete Ecken. Die Ornamentik im Türeingangsbereich variieren. Ornamente unter den Fensterbrüstungen sind nicht überall vorhanden.

Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen

Auch Emil Hall platzierte die Hauseingänge bei seinen Häusern in der Hermann-Fischer-Allee an den Schmalseiten. Für die Konradin-Kreutzer-Straße 4/6 entwarf Hall 1926 ein 4-Familienhaus mit vier gewissermaßen an der Mittelachse gespiegelten identisch großen 3-Zimmerwohnungen. Etwas anders strukturiert und komfortabler gestaltet sind Halls Dreifamilienhäuser in der Konradin-Kreutzer-Straße 8 und 10. Sie zeigen ein als Risalit vorgezogenes Treppenhaus an der Straßenfront. Mit diesem korrespondiert an der Gartenfront ein Risalit mit breitem Haupt- und schmalen Seitenfenstern. Das Treppenhaus führt in einen schmalen Längsflur (wieder „Vorplatz“ benannt), um den die vier Zimmer pro Wohnung gruppiert sind. Während Erdgeschoss und Obergeschoss neben der Küche jeweils ein richtiges Badezimmer aufweisen, ist die pittoresk mit Dachgauben nach außen wirkende Dachgeschosswohnung lediglich mit einem WC neben der Küche ausgestattet. Der Keller weist eine gemeinsame Waschküche auf. Zwei Mietparteien hatten je nur einen Kellerraum, die dritte verfügte über zwei.

Wie erwähnt, merkte Pfarrer Feurstein 1941 an, dass die Aufsiedlung von der Eile bis zur Kaserne im Norden zwischen 1924 und 1927 sehr rasch vorangeschritten war. Das Kirchspiel der Marienkirche entwickelte sich damit zügig nach Norden. Die Marienkirche wurde in ein dieser Entwicklung angepasstes städtebauliches Gesamtkonzept integriert. Es sah eine sich in weitem Bogen von der Eile bis zur Kaserne erstreckende Wohnhausbebauung vor. Statt auf dem 1924 vorgesehenen Bauplatz am Rande der Siedlungsausdehnung Donaueschingens vor dem Ersten Weltkrieg südöstlich der Eile-Siedlung wurde die Marienkirche 1927 an einer verkehrstechnischen Scharnierstelle am nordwestlichen Rand der Eile-Siedlung und am Beginn des langgezogenen Straßenbogens zu der Kaserne errichtet. Innerhalb dieses städtebaulichen Konzepts hatte Josef



Das „Ziehharmonikahaus“ in der Konradin-Kreutzer- Straße 7 und 9. Foto: Bezirksbaugenossenschaft.

Die Eile-Siedlung



Eilestraße 5 und Konradin-Kreutzer-Straße 2. Foto: Bezirksbaugenossenschaft.



Die Hermann-Fischer-Allee. Foto: Bezirksbaugenossenschaft.

Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen

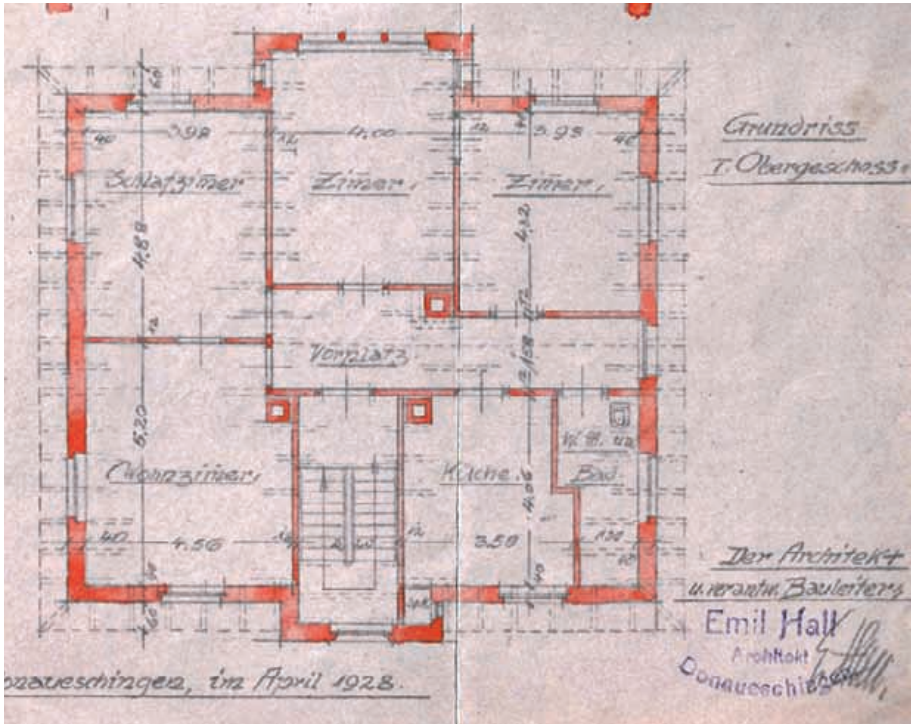
Wehinger für die BBG schon 1926 gegenüber der Hindenburg-Kaserne zwei Vierfamilienhäuser mit 3- bis 4-Zimmerwohnungen für Finanzbeamte verwirklicht. Auch in diesen Häusern, Hindenburgring 28 und 30, sind die Wohnungen übereinander angeordnet. Sie erzielen ihre bemerkenswerte Außenwirkung durch sehr steil aufragende hohe Walmdächer und durch streng achsensymmetrisch in der Straßenfront platzierten Eingangsbereich. Zwei hochrechteckig in die Wand geschnittene Durchgänge führen in einen Windfang. Diese Durchgänge korrespondieren mit dem im Obergeschoss darüber angeordneten rundbogigen Loggien. Am inneren Ende des Windfangs befindet sich dann der eigentliche Hauseingang in das Treppenhaus, das seitlich von den WCs der vier Wohnungen flankiert ist. Die nach außen getragene Symmetrie entspricht letztlich nicht der Binnenstruktur, da es in der Mitte der Rückseite des Hauses (also gegenüber dem Hauseingang) pro Geschoss ein große Zimmer gibt, das dann als viertes zu der einen Wohnung gehört, während die andere Wohnung nur über drei Zimmer verfügt. Für unser heutiges Verständnis seltsam ist in der Binnenstruktur der Wohnungen, dass man damals das Bad als gefangenen Raum zwischen einem Zimmer und der Küche angeordnet hat. Unter den Küchen gibt es pro Haushälfte eine Waschküche. Die Zuordnung der drei Speicher und vier Kammern im Dachgeschoss zu den einzelnen Wohnungen erschließt sich aus den Plänen nicht.

Da laut Schreiben des Bürgermeisters Sedlmeyer vom 18. April 1939 die Häuser eine umfassende Außeninstandsetzung erhielten, ist nicht gesichert, ob es



Die Häuser in der Hermann-Fischer-Allee 42 und 44. Foto: Bezirksbaugenossenschaft.

Die Eile-Siedlung



Die Konradin-Kreutzer-Straße 8: Plan des Obergeschosses von Emil Hall. LAD im RPS, Freiburg.



Heutige Fassadenansicht der Konradin-Kreutzer-Straße 8. Foto: Bezirksbaugenossenschaft.

Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen

ursprünglich ein übergreifendes Farbkonzept wie etwa in der Siedlung Hammerstätt in Schweningen²³ gab. Das in Konradin-Kreutzer-Straße 1–6 und Hermann-Fischer-Allee 30–50 verwirklichte Farbkonzept basiert auf einem Entwurf von Petra Ruhnau von der Firma Caparol beim Co-Vorstand und wurde im Frühjahr 2011 verwirklicht.

Betrachtet man die Kleinformen der Häuserfassaden, so fallen Variationen von zweiflügeligen Fenstern mit Kreuzsprossen und Quersprossen auf. Besondere gestalterische Aufmerksamkeit widmeten die Architekten dem Gedanken, die Typenhäuser durch teils geschwungene neubarocke, teils gradlinig-eckige neoklassizistische in den expressionistisch-neusachlichen Zeitgeist übersetzte Kleinformen gegeneinander abzusetzen. Die unterschiedlichen Stilelemente finden sich etwa in Zierfriesen und Rahmungen von Fensterverdachungen und Hauseingängen. Die expressionistischen Kleinformen für gusseiserne Fenstergitter, einzelne Türrahmungen und hölzerne Gartentore sind nur noch rudimentär erhalten. Sie dienten gewissermaßen als stilistische Überleitung zur Marienkirche. Die den Gartentoren aufgesetzten Dreiecksgiebel finden ihr Pendant in der Verdachung des Tympanonfeldes über dem Marienrelief (siehe die Abbildungen der Marienkirche). Die Rautengliederung findet im Zollbau-Lamellendach des Kircheninneren ihre Entsprechung. Reste dieser Gestaltung bei den Häusern Hermann-Fischer-Allee 46/48 und Hermann-Fischer-Allee 50/Eilestraße 7 lassen dieses ursprünglich die gesamte Siedlung beherrschende Gestaltungsprinzip heute nur noch erahnen.

Die meisten Häuser der Siedlung sind direkt an der Straße errichtet und verfügen rückwärtig über ein Gartengrundstück. Lediglich die Häuser entlang der Hermann-Fischer-Allee sind mit einem Vorgartenbereich ausgestattet. Gewissermaßen im Zentrum der Siedlung öffnet sich die Bebauung der Konradin-Kreutzer-Straße in ihrer Mitte durch eine leicht platzartige Gestaltung, bei der das „Ziehharmonikahaus“ aus der Reihe der direkt am Bürgersteig errichteten Häuser zurücktritt. Dieses in den 1920er Jahren verbreitete Siedlungsbaukonzept sollte die Zersiedelung durch regellose Streubauweise verhindern. In diesem Sinne konzentrierte man den Wohnungsbau auf ein Stadtviertel und gab den Bauten in diesem Areal durch stilistisch wenig voneinander abweichende Formgebung ein gestalterisch einheitliches Gepräge. Die Wohnungen waren, der vor dem Weltkrieg entwickelten Gartenstadtidee folgend, jeweils mit rückseitigen Nutzgärten für die Eigenversorgung mit Obst und Gemüse ausgestattet. Die rhythmische Aufreihung der Typenbauten und die durch ihre Gruppierung geschaffenen Außenräume sind in der Eile-Siedlung nur an den zwei Stellen durchbrochen, wo mit dem „Ziehharmonikahaus“ und der Marienkirche besondere gestalterische Akzente gesetzt wurden. So entstehen durch das Zusammenwirken der Bauten und ihrer optischen Verbindungen untereinander gut ausdifferenzierte Garten-, Straßen- und auch Platzräume. Stilistisch changieren die Bauten zwischen überwiegend traditionalistischem Formengut mit teilweise expressionistischen Akzentuierungen.

Die Eile-Siedlung

Bauten der Bezirksbaugenossenschaft unter Denkmalschutz

Die Gebäude der BBG konzentrieren sich im heutigen Donaueschinger Stadtbild an drei Stellen: In der Eile-Siedlung östlich der Hermann-Fischer-Allee, in dem Bereich um die T-Kreuzung Pfaffenhoffenstraße/Hindenburgring gegenüber den Mannschaftsgebäuden der Hindenburgkaserne und im Bereich östlich der Buchhaldenstraße zwischen Alter und Neuer Wolterdinger Straße.

Nur in den beiden ersten Bereichen befinden sich Bauten, die den heutigen Kriterien für Denkmalschutzwürdigkeit entsprechen. Im Jahre 2003 wurden zunächst die Marienkirche und die beiden 1925/26 errichteten Wohnhäuser für Finanzbeamte am Hindenburgring (Hausnummern 28 und 30) als Kulturdenkmale erkannt. Auf Initiative der Unteren Denkmalschutzbehörde (Stadt Donaueschingen) wurde im Jahre 2016 auch die in den 1920er Jahren errichtete Siedlung im „Eile“ auf Denkmaleigenschaft geprüft und als Kulturdenkmal im Sinne einer Sachgesamtheit nach § 2 DSchG in die Liste der Kulturdenkmale der Stadt Donaueschingen aufgenommen. Teil dieser Sachgesamtheit ist auch die schon 2003 als Einzeldenkmal nach § 2 DSchG erfasste katholische Marienkirche.

In Details abweichend von den amtlichen Begründungen aus den Jahren 2003 und 2016, an deren Formulierung der Autor beteiligt war, würde die Denkmalfähigkeit nach heutigem vertieftem Erkenntnisstand etwa so begründet werden: Die Eile-Siedlung ist sowohl im architektur- und sozialhistorischen Kontext der Stadtgeschichte Donaueschingens wie auch im Rahmen der allgemeinen Städteplanungskonzepte für den sozialen Wohnungsbau im Deutschland der Weimarer Zeit aus wissenschaftlichen Gründen bedeutsam. Nach dem Ersten Weltkrieg verlangten die kontinuierliche Entwicklung der Industrie und die Vernachlässigung des Wohnungsbaus für die Kriegsproduktion nach Lösungen für die Unterbringung vieler Menschen. Ausgehend von den Ideen der Sozialreformer des 19. und frühen 20. Jahrhunderts und der Gartenstadtbewegung, entwickelten die siedlungsplanenden Architekten der 1920er Jahre auf Basis moderner medizinischer und soziologischer Erkenntnisse reformierte Bau- und Gestaltungsideen für sozialen Wohnungsbau. Am Rande der Städte wurden Siedlungsgebiete ausgewiesen, wo die Grundstückspreise für den sozialen Wohnungsbau noch bezahlbar waren. Damit zählt die Siedlung der BBG zu den Dokumenten einer engagierten staatlichen und kommunalen Sozialpolitik, für die durch Verordnungen in den ersten Jahren nach dem Ersten Weltkrieg die gesetzlichen Voraussetzungen geschaffen worden waren, die nach der Währungsreform (November 1923) bis 1932 in vielen deutschen Städten den Bau von Kleinwohnungen ermöglichte.

Die Siedlung der BBG weist ästhetische und raumkünstlerische Qualitäten auf. Die von unterschiedlichen in der Region ansässigen Architekten entworfenen Mehrparteienwohnhäuser folgen einer ästhetisch einheitlichen Stilvorgabe eines wesentlich von Formen der Zeit um 1800 inspirierten traditionalistischen Bauens mit Einsprengeln expressionistischer Dekorelemente der 1920er Jahre. Die Siedlungshäuser stehen mit ihren traditionalistisch an Barock und Klassizismus orientierten Dekorvariationen der Fassaden in einem gewissen Kontrast zu den

Bezirksbaugenossenschaft Donaueschingen

großflächigen, wenig verzierten Außenwänden der neusachlichen Marienkirche mit ihren wenigen applizierten expressionistischen Dekorelementen. Die Marienkirche ist als neusachlich-expressionistische Wandpfeilerkirche in Stahlbetonskelettbauweise mit dem an ein spätgotisches Netzrippengewölbe erinnernden Zollbau-Lamellendach der erste moderne katholische Kirchenbau auf der Baar.

Die Siedlung ist ein heimatgeschichtlich wichtiges Dokument der regionalen Baukultur der 1920er Jahre, während derer der 1919 in der Amtsstadt Donaueschingen gegründeten Bezirksbaugenossenschaft eine wichtige Rolle für die Schaffung von Wohnraum im gesamten Amtsbezirk zukam. Die Entstehung der Marienkirche ist eng mit dem sozialen und karitativen Engagement des seit 1906 in Donaueschingen amtierenden Stadtpfarrers Heinrich Feurstein verbunden, der aus Gewissensgründen zum Widerstandskämpfer gegen den Terror der NS-Herrschaft predigte, 1942 verhaftet wurde und im KZ Dachau umgekommen ist.

Als Zeugnis des kommunalen Wohnungs- und Siedlungsbaus der 1920er Jahre in der Fürstlich Fürstenbergischen Residenzstadt besitzt dieses Ensemble wissenschaftliche, künstlerische und heimatgeschichtliche Bedeutung. Die Erhaltung liegt insbesondere wegen des dokumentarischen und exemplarischen Wertes für den sozialen Wohnungsbau in der Zeit der Weimarer Republik im öffentlichen Interesse.

Autor

DR. FOLKHARD CREMER

studierte Kunstgeschichte, Geschichte und Literaturwissenschaften in Marburg und Wien. Er wurde 1994 mit einer Arbeit über die ehemalige Wallfahrtskirche von Bad Wilsnack (Brandenburg) promoviert. War Hauptbearbeiter der Neubearbeitungen des Dehio-Handbuchs der deutschen Kunstdenkmäler für Sachsen-Anhalt und Hessen. Seit Juli 2010 ist er Inventarisator für die Kreise Schwarzwald-Baar, Tuttlingen, Emmendingen und seit 2018 auch für den Breisgau im Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Dienstsitz Freiburg. Publikationen zu Kirchenbauten und -ausstattungen, zu den Schwenninger städtischen Zweckbauten der 1920er und Schulbauten des Architekturbüros Günter Behnisch der 1960er Jahre im Reg.-Bez Freiburg. Zur Geschichte der Schwarzwaldbahn und Kasernen des Ersten Weltkriegs in Villingen und Donaueschingen. Zum Villingen Kurpark

und Wohnhausbauten des Architekten Wilhelm Weigel in Königfeld sowie zu Kulturdenkmälern in Obereschach.

folkhard.cremer@rps.bwl.de

Anmerkungen

- 1 VOLKHARD HUTH „Donaueschingen. Stadt am Ursprung der Donau – Ein Ort in seiner geschichtlichen Entwicklung“ (1989), S.190.
- 2 Vgl. FOLKHARD CREMER: Bauprojekte der großen Heeresvermehrung 1913. Die Infanteriekasernen in Villingen und Donaueschingen, in: Denkmalpflege in Baden-Württemberg. Nachrichtenblatt der Landesdenkmalpflege 1/2014, S. 9–15.
- 3 Erzbischöfliches Archiv Freiburg (EAF), Sign. B4/2028.
- 4 Stadtarchiv Donaueschingen, Bautätigkeit der Gem. Bez. Baugenossenschaft e.G.m.b.H. Donaueschingen, unterzeichnet vom 1. Vorstand der Gemeinnützigen Bezirks-Bau-

Die Eile-Siedlung

- genossenschaft Donaueschingen, Ganster, 22. Juli 1940.
- 5 EAF B22/4389, Schreiben des Stiftungsrates vom 4.5.1927.
- 6 EAF B22/4389, Schreiben des Stiftungsrates vom 4.5.1927.
- 7 HEINRICH FEURSTEIN: Zur Entstehung der Marienkirche, in: Pfarrführer 1941 durch die katholische Pfarrgemeinde Donaueschingen, S. 19.
- 8 1 Ar = 100 qm.
- 9 EAF B22/4389, Schreiben des Stiftungsrates vom 10.3.1927.
- 10 Dieses war im Rahmen von steigenden Holzverknappungen im 16. Jahrhundert von Philibert de l'Orme zur Überbrückung größerer Spannweiten für stützenfreie Räume entwickelt und in dem 1798 erschienenen „Handbuch der Landbaukunst“, von David Gilly wieder verstärkt propagiert worden; zur Geschichte der Holzverknappungen in der frühen Neuzeit vgl. JOACHIM RADKAU: Holz. Wie ein Naturstoff Geschichte schreibt, München 2012, S.34f.
- 11 EAF PA4 K , Jahresbericht über die Dienstführung Dr. Heinrich Feurstein 1909.
- 12 Vgl. Zum 25. Todestag von Dr. Heinrich Feurstein, Broschüre, hrsg. v. Pfarramt Donaueschingen, Donaueschingen 1967, S. 7.
- 13 Dass es sich bei diesem Allmendshofener Gebäude tatsächlich „um das ehemalige Gebäude des Karolinenstift(s), Friedrich-Ebert-Str. 5 (FlSt. Nr. 4114) handeln“ wie in einer E-Mail der Stadt Donaueschingen an den Autor vom 25.8.2017 vermutet wird, ist aufgrund der Bauformen eher unwahrscheinlich, es sei denn, es wäre hier von der Baugenossenschaft ein schon vor 1908 bestehender Bau übernommen worden.
- 14 Fürstl. Fürstenbergisches Archiv, Donaueschingen (FFA, DS), Generalia, Kapitalien Vol. 79, Fasc. 1 (1909–1914)
- 15 EAF PA4 K, Jahresbericht über die Dienstführung Dr. Heinrich Feurstein 1926.
- 16 Vgl. Zum 25. Todestag von Dr. Heinrich Feurstein, S. 7.
- 17 HUTH: Donaueschingen, S. 170.
- 18 Vgl. Zum 25. Todestag von Dr. Heinrich Feurstein S. 7.
- 19 EAF B22/4389, Kaufvertrag vom 29.1.1941.
- 20 EAF B22/4389, Schreiben der kath. Gemeindevertretung vom 21.4.1927.
- 21 Ab 1919 nannte diese sich „Badische Höhere Technische Lehranstalt“ bzw. „Staatstechnikum“, 1971 wurde sie Fachhochschule und 2005 in Hochschule Karlsruhe – Technik und Wirtschaft umbenannt.
- 22 Vgl. Aus dem Gerichtssaal, in: Donaueschinger Tagblatt, 3. Juli 1935, und HUTH: Donaueschingen, S. 204f.
- 23 Vgl. FOLKHARD CREMER: Als Schwenningen Großstadt werden wollte, Villingen Schwenningen 2014, S. 20ff.

Dank

Für Unterstützung und wertvolle Hinweise danke ich Magnus Broghammer (BBG), Tobias Binkert (Erzbischöfliches Archiv Freiburg), Ingo Kottmann, Janna Miller, Theresa Dressel (Stadt Donaueschingen), Marcus Greiner, Christian Greiner, Reiner Wolff (Nachfahren von Architekten), Heinrich Feldmann (kath. Kirchengemeinde Donaueschingen), Clemens Joos (Kreisarchiv), Andrea Albiker und Julia Knöbber (Landesamt für Denkmalpflege im Regierungspräsidium Stuttgart, Dienstsitz Freiburg) sowie allen diskussionsfreudigen Besuchern meines Vortrags am 2. März 2018 im Pfarrsaal St. Marien in Donaueschingen.

Zum 80. Geburtstag des Donaueschinger Irma- oder Mutterbrunnens

von HUGO SIEFERT

Mutter- und Mutter-Baar-Denkmal

Was Kunst überhaupt heißt und wie sie verstanden werden kann – darüber lässt sich trefflich streiten. Und besonders Gespräche über im Dritten Reich geschaffene Kunst laufen gelegentlich ab wie vor Gericht, wo sich Kläger und Verteidiger wegen „Raubkunst“ oder „entarteter“ Kunst, wegen „Auftragskunst“ oder „Tendenzkunst“ duellieren können. Zu letzteren mag einer die Mutter-Kind-Skulptur auf der Brunnenschale am Donaueschinger Karlsgarten an der Bahnhofstraße gegenüber dem Bahnhof rechnen.

Hatte doch die Stadt Donaueschingen – und nicht das Fürstenhaus, wie es in einem Aufsatz¹ heißt – unter dem nationalsozialistischen Bürgermeister Eberhard Sedlmeyer den durch heroisch-realistische Arbeiten für Partei und Staat hervorgetretenen Bildhauer Emil Sutor² damit betraut, zu Ehren des Goldhochzeitjubiläums des Fürstenpaares Maximilian Egon II. und Irma (am 19. Juni 1939) die Bronze-Figur zu schaffen.



Irmabrunnen vor 2009. Foto: Hugo Siefert.

Zum 80. Geburtstag

Die „Munifizienz“, also die Freigebigkeit, der beiden Jubilare hatten schon früher der Fürstlich Fürstenbergische Musikdirektor Heinrich Burkard³ und der F. F. Archivrat Georg Tumbült⁴ gewürdigt. Zum Dank für den Irmabrunnen schenkte das Fürstenpaar 1939 „der Heimatstadt“, wo schon länger die *Nationalsozialistische Volkswohlfahrt (NSV)* an der Käferstraße eine Mutter-Kind-Betreuung organisierte, das Denkmal von Franz Xaver Reich mit Mutter Baar und Tochter Donau. Es steht jetzt am Zusammenfluss und wird neben Adolf Heers gleichnamiger Figurengruppe an der Donauquelle bis heute bestaunt.

Mutter-Kind-Bildwerke und Brunnen auf der Baar

Als sechsfache Mutter wurde am Muttertag 1939 Magda Goebbels als erste mit dem von Hitler gestifteten Mutterkreuz ausgezeichnet.⁵ Fünf Kinder hatte das Donaueschinger Fürstenpaar. Ihren am 15. Juni Erstgeborenen im Kinderwagen präsentierte eine 30-jährige Donaueschingerin im August 1939 stolz vor dem Irmabrunnen, wenige Tage vor dem von Adolf Hitler entfesselten Zweiten Weltkrieg.

Zu seinem 50. Geburtstag am 20. April schreibt unter anderen auch das Mitglied des „Kampfbundes für deutsche Kultur“, der von Alfred Rosenberg in *Mythus des 20. Jahrhunderts*⁶ geschätzte Erwin Guido Kolbenheyer das Huldigungsgedicht *Dem Führer*⁷ (*Im Schicksalssturm der Völker wächst der Mann/ Der seinem Volk die Bresche bricht zum Licht*).

Er war auch wegen seines Gedichts⁸ „*Mutter, alles war in dir verborgen*“ bekannt. Diesen Autor konnten nun die Donaueschinger 1937 bei der Einweihung des damaligen Garnisons- oder Fliegerlazarets erleben. Im Garten der heutigen Wohnanlage umläuft bis heute Kolbenheyers Quellspruch den Rand der monolithischen römischen Brunnenschale: *Sprudel urcheschöpfter Kräfte / Deine Quelle / Gießt in matte Lebensäfte / Eine Welle / Sprühender Befeuung*.



August 1939. Foto: privat.

Für den von Siegfried Haas geschaffenen Brunnen vor dem Rottweiler Haus St. Antonius kam indes nur ein biblischer Quellspruch in Frage. Folglich verweist der väterliche Heilige mit dem Jesuskind auf der linken Schulter auf *Johannes 4,12: Wer trinkt vom abgestandenen Grundwasser wird wieder dürsten. Aber mein Wasser wird ihm zur sprudelnden Quelle des Lebens*.

Im Villinger Kurgarten dagegen vereinigen seit 1937 über Richard Bam-pis Brunnen die Majolika-Figuren „Brigach und Breg“ ohne mütterliche Hilfe ihre Wasserströme und gießen sie als neu geschöpftes Donauwasser aus.

Der Donaueschinger Irma- oder Mutterbrunnen

Kolbenheyer-Brunnen am Fliegerlazarett
Donaueschingen. Foto: Hugo Siefert.



Wieder verweisen daher Brunnen auf das Vorhandensein einer Quelle; sie werden Symbol fortwährender Erneuerung der Natur durch die fließenden Gewässer, mütterliche Symbole des Lebens, der Jugend und der Liebe.

Die Buntsandsteinfigur *Liebe*,⁹ neben Glaube, Hoffnung und Stärke eine der vier Tugenden, hat ein unbekannter Künstler um 1540 an der Marktbrunnenpyramide in Rottweil platziert. Das Mutter-Kind-Paar hat im Vergleich zu den Donaueschinger und Baaremer Müttern eher Bonsai-Format, ist aber insofern erwähnenswert, als im Dritten Reich die lokalen Machthaber eine eigene NS-Kulturpolitik betrieben und den Figurenbestand der Pyramide um vier Neuschöpfungen ergänzten. So zierten bald die vier allegorischen Neuschöpfungen¹⁰ *Nährstand*, *Arbeiterschaft*, *Arbeitsdienst* und *Wehrmacht* die Brunnen säule – zum Kummer der Einwohnerschaft, die nach 1945 erreichte, dass jene an die mittelalterliche Ständeordnung (*Nährstand*, *Wehrstand*, *Lehrstand*) gemahnenden Tendenzkunstwerke abgenommen wurden und in den Magazinen verschwanden.

Das von Karl Calwer Mitte der dreißiger Jahre geschaffene tönernerne Mutter-Kind-Bildwerk überlebte jedoch die Nazizeit. Ursprünglich über dem Eingang der Wohnanlage „Schafstall“ an der Rottweiler Kaiserstraße 16 zu sehen, wurde nach dem Abriss des Gebäudes die Skulptur in drei Teile zerschnitten, wieder zusammengesetzt und freistehend vor dem Neubau aufgestellt.

Anders als das Irmabrunnen-Paar ist Calwers *Mutterglück* feingliedriger, zarter – vergleichbar mit Emil Sutors *Kämpfer* (1938) und seinem später vor dem Karlsruher Wildparkstadion aufgestellten Sportler; beide ähneln gewiss dem Johannes von Gerhard Marcks (1936) und seinen anderen schmalbrüstigen verletzlichen jungen Männern. Nicht zuletzt mag einem Fan in der SWR-Fernsehserie *Die Fallers* Folge 930¹¹ die Ähnlichkeit der – allerdings marianischen – Statue mit dem Standbild von Karl Calwer aufgefallen sein.

Der Bildhauer Emil Sutor und Künstlerkollegen

Für den Künstler Emil Sutor war 1936 ein Schlüsseljahr. Denn der Gewinn der Goldmedaille für sein Flachrelief *Hürdenläufer* beim Olympiade-Kunstwettbewerb öffnete ihm Türen für weitere staatliche Aufträge, von denen die völkischen Stillleben *Amazonen*, *Germanische Familie*, *Die Gemeinde*, das SA-Denkmal für Singen am Hohentwiel mit seinen stilisierten Kriegern sichtbar martialisch ausfielen. Sie entsprachen ganz Hitlers auf der Tafel über dem Eingang des Hauses

Zum 80. Geburtstag

Die *Liebe* in Rottweils Marktbrunnenpyramide. Foto: Hugo Siefert.

der Deutschen Kunst angebrachten Kurzfassung der NS-Kulturideologie: „*Kunst ist eine erhabene und zum Fanatismus verpflichtende Mission*“.

Jetzt wurden die künstlerischen Kriterien „gut“ und „schlecht“ durch „gut“ und „böse“ ersetzt,¹² Politik gleichsam ästhetisiert und eine „neue deutsche Kunst“ mit idealen Müttern und Hitlers „leuchtend schönen Menschentypen“ – so auf der Olympiade 1936 – propagiert.

Mit der Präsentation seiner nachgegossenen, der antiken Skulptur nachempfundenen, die Geschlossenheit des voluminösen Körpers und den klaren Aufbau des Neoklassizismus demonstrierenden Irmabrunnen-Figuren im Saal 02 der Großen Deutschen Kunstausstellung 1939 rückte Emil Sutor zwar nicht in die vorderste Reihe der von Arno Breker, Josef Thorak oder Fritz Klimsch angeführten prominenten „artgerecht“ arbeitenden Bildhauer. Aber das Marmorbildwerk *Mutter* (mit ihrem Kind im Schoß) schaffte es in die Große Deutsche Kunstausstellung 1940 und in die Oberrheinische Kunstausstellung ein Jahr darauf. „*Im Besitze des Reichsführers SS Himmler*“,¹³ hieß es, der sich bisher nicht als besonderer Kunstkenner und -liebhaber hervorgetan hatte.

Nach dem Krieg ist Emil Sutor möglicherweise Gustave Flauberts Urteil aus dem Jahr 1859 in den Sinn gekommen: Der Mutterkult werde „*bei künftigen*



Karl Calwers *Mutter und Kind* in Rottweil.
Foto: Hugo Siefert.



In der Kapelle auf dem Hof der Fallers.
Foto: Screenshot SWR.

Der Donaueschinger Irma- oder Mutterbrunnen

*Generationen bloß Gelächter auslösen und in den Mülleimer kommen wie die ganze Empfindsamkeit des vorigen Jahrhunderts“.*¹⁴ Denn vom Künstler sind keine Arbeiten mit dem Mutter-Kind-Motiv mehr bekannt. Biblische Figuren schmücken bis heute die Mannheimer Bonifatiuskirche und die Ursulasäule den Marktplatz seiner Heimatstadt Offenburg. Und mit der Rehkitz-Skulptur *Bambi* schenkte er der Medienwelt eine Art deutschen *Oscar*.

Hinter Gittern

Die eingangs gestellte Frage, wie Kunstwerke einzuordnen und wie sie zu „lesen“ seien, hat 2009 die Installationskünstlerin Chris Nägele für den Irmabrunnen beantwortet. Sie hat das Figurenpar, das der Kunstkritiker Günther Röhrdanz 1939 mit der Donauquelle identifiziert hatte, mit Lichtstäben eingittert und damit neue Debatten nach dem Motto „*Wo es um Erinnerungen geht, gibt es kein Ende*“ ausgelöst.

Für die einen mag ihre Umgestaltung eine *damnatio memoriae*, die Tilgung von Erinnerung, und Sachbeschädigung nach § 303 BGB sein. In den Augen anderer ist es Chris Nägele gelungen, eine Art Gegen-Denkmal neu zu „denken“ und sich möglicherweise ein modernes Bild vom Mutter-Kind-Verhältnis, von Mutterrolle und Problemen wie Abtreibung oder Kindesmissbrauch zu machen.

Am Ende kann man „ein Bildnis machen“, an das alt-neue Kunstwerk nahe herangehen, Details betrachten, im Raum erleben, drum herum spazieren und wiederkommen.



Chris Nägeles Lichtinstallation. Foto: Hugo Siefert.

Der Donaueschinger Irma- oder Mutterbrunnen

Autor

HUGO SIEFERT

Oberstudiendirektor i. R., Jahrgang 1939. Zuletzt hat er die Sektion Geschichte der Schriften der Baar redaktionell betreut.

Am Skibuckel 2
78628 Rottweil

fh.siefert@t-online.de

Anmerkungen

- 1 GÜNTHER RÖHRDANZ, Natürliche Anmut und beseelter Ausdruck. Zu den Arbeiten des oberrheinischen Bildhauers Emil Sutor, in: Die Kunst für alle. 59. Jahrgang, Heft 4 (April 1944), S. 108.
- 2 W. E. OEFTERING: Der Bildhauer Emil Sutor, in: Ekkhart. Jahrbuch für das Badner Land. 20. Jahrgang (1939), S. 115–123. Am 19. Juni 1939 hatte der Künstler 51. Geburtstag.
- 3 Heinrich Burkards Brief an Arnold Schönberg vom 05.03.1921, in: Liebhaber und Beschützer der Musik, Karlsruhe 2000, S. 266.
- 4 GEORG TUMBÜLT, in: Die Fürstlich Fürstenbergische Residenzstadt Donaueschingen, Donaueschingen 1922, Vorwort.
- 5 RALF GEORG REUTH ³1995: Goebbels. Eine Biographie, München Zürich, S. 409.
- 6 München ⁷1933, S. 12. am 19. Juni 1939 51 Jahre alt gewordenen
- 7 ERWIN GUIDO KOLBENHEYER, in: Die Mittelschule 53. Jahrgang (1939), Nr. 14.
- 8 ERWIN GUIDO KOLBENHEYER, in: Ewiges Deutschland. Ein deutsches Hausbuch, herausgegeben vom Winterhilfswerk des Deutschen Volkes, Braunschweig 1942, S. 125.
- 9 Die Liebe als Allegorie der fünf Sinne stillt und umsorgt in Carlo Cignanis Gemälde (um 1668) ihre bedürftigen Kinder.
- 10 An nationalsozialistischen Tugenden waren sonst Mut, Kameradschaft und Ausdauer gefragt. Nicht zu vergessen: „*Flink wie Windhunde, zäh wie Leder, hart wie Kruppstahl*“; Hitler am 1. Mai 1933.
- 11 Südwestrundfunk Stuttgart, Folge 930, 09.04.2017, Titel Intensivstation,.
- 12 Gedanken, die der Kunsthistoriker HANS SEDLMAYR 1936 bis 1945 während seiner Tätigkeit in Wien und 1948 in seinem Buch „Verlust der Mitte – Die Bildende Kunst des 19. und 20. Jahrhunderts“ als Symptom und Symbol der Zeit äußerte. Im Vorwort wird Blaise Pascal zitiert: „*Die Mitte verlassen, heißt die Menschlichkeit verlassen.*“
- 13 Siehe RÖHRDANZ, Anmut und beseelter Ausdruck, S. 108.
- 14 GUSTAVE FLAUBERT: *Le culte de la mère* sera une des choses qui fera pouffer de rire les générations futures. Ainsi que notre respect pour *l'amour*. Cela ira dans le même sac aux ordures que la *sensibilité* et la *nature* d'il y a cent ans.“ Brief vom 11.01.1859 an Ernest Feydeau, in: Correspondance III. S. 5.

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“

Kilian Götz aus Löffingen und sein Tod im KZ Neuengamme 1943

von JÖRG WARMER

„Niemand saß ‚zu Recht‘ im KZ“, stellte der Beirat der „Stiftung Denkmal für die ermordeten Juden Europas“ am 12. Dezember 2016 in einer öffentlichen Erklärung fest, „auch Menschen mit dem schwarzen und dem grünen Winkel nicht.“ Der Beirat, in dem Verbände von NS-Verfolgten, historische Forschungseinrichtungen, Museen, Gedenkstätten und andere Initiativen zusammengeschlossen sind, plädierte für eine „längst überfällige Erinnerung an verdrängte Opfer des NS-Unrechts“. Aktuell fordert eine Petition an den Deutschen Bundestag, diese Opfer endlich anzuerkennen.¹ Dass diejenigen Menschen, die als „Sicherungsverwahrte“, „Berufsverbrecher“ oder „Asoziale“ stigmatisiert, verfolgt und häufig in Konzentrationslagern ermordet wurden, bis heute im öffentlichen Bewusstsein kaum präsent sind, führen die Initiatoren der Petition vor allem darauf zurück, dass die sozialbiologisch motivierte Verfolgung nach 1945 anhielt und die Verschleppung dieser Menschen in ein KZ nicht als spezifisch nationalsozialistisches Unrecht galt, sondern als „Kriminalpolitik mit anderen Mitteln“.

Zu diesen „verdrängten Opfern“ zählt Kilian Götz, der einzige Löffinger, der in einem Konzentrationslager ermordet wurde. Er ist bis heute nicht als Opfer des NS-Regimes anerkannt und rehabilitiert. Zahlreiche kleinkriminelle Delikte verübte er in seinem Leben, vor allem Diebstähle und Betrügereien, für die er zu Haftstrafen verurteilt wurde, die er verbüßte. Zwischen 1920 und seinem Tod 1943 befand er sich mehr als fünf Jahre in Gefängnissen, mehr als fünf Jahre in Zuchthäusern (also Gefängnissen mit strafverschärfenden Haftbedingungen), zwei Jahre im Arbeitshaus und schließlich neun Tage im Konzentrationslager. Insgesamt war er mehr als 12 1/2 Jahre gefangen, bevor er im Alter von 45 Jahren ermordet wurde.² Mit diesem Beitrag soll er dem Vergessen entrissen werden.

Bei meinen Archivrecherchen fand ich Hunderte Dokumente zu Kilian Götz. Einige befinden sich im Stadtarchiv Löffingen und in den Archiven der KZ-Gedenkstätte Neuengamme in Hamburg sowie des International Tracing Service in Bad Arolsen. Die meisten Schriftstücke werden im Generallandesarchiv Karlsruhe³ und vor allem im Niedersächsischen Landesarchiv Osnabrück⁴ aufbewahrt. Es handelt sich um seine Gefangenenakten, zwei dicke Aktenbündel. Sie enthalten detaillierte Informationen zu den Haftstrafen des verurteilten Straftäters. Der Mensch dahinter, der neben seinen menschlichen Schwächen sicherlich auch Stärken hatte, ist darin kaum fassbar.

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“



Erkennungsdienstliches Foto von Kilian Götz, aufgenommen im Zuchthaus Bruchsal, 1. Juni 1937.

Foto: Niedersächsisches Landesarchiv Osnabrück.

Besondere Bedeutung kommt daher den wenigen Selbstzeugnissen von Kilian Götz zu, die sich in den Gefangenenakten befinden. Zu nennen sind die Lebensläufe, die er bei der Einlieferung in die Haftanstalten schreiben musste. Sie enthalten wichtige Angaben zu seinem Werdegang, auf die ich mich bei der Rekonstruktion seiner Biografie im Wesentlichen stütze.⁵ Problematisch sind die Lebensläufe insofern, als dass auch sie ihren Schwerpunkt auf das „kriminelle Vorleben“ legen, denn zu diesem Zweck wurden sie verfasst. Darüber hinaus enthalten die Gefangenenakten eine Handvoll Briefe, die er während seiner Haft schrieb. Die Adressaten waren ein Gefängnispfarrer, seine jeweiligen Lebensgefährtinnen, sein zukünftiger Schwager, seine Schwester in Seppenhofen sowie der Pfarrer von Löffingen. Ein Teil der Briefe ist deshalb erhalten geblieben, weil sie aufgrund einzelner Textstellen zensiert und nicht abgeschickt wurden. Dies verleiht ihnen herausragenden historischen Wert.

Kein Mensch wird als Verbrecher geboren

Am 2. Juli 1897 kam Kilian Götz in Löffingen zur Welt. Im Geburtenregister des Standesamts⁶ ist beurkundet, dass die „ledige Dienstmagd“ Sophie Götz, die damals in Göschweiler in Stellung war, in der Wohnung ihrer Eltern vormittags um 8 Uhr ein „*Kind männlichen Geschlechts*“ gebar, „*welches den Vornamen Kilian*“ erhielt. Am darauffolgenden Tag wurde es in der katholischen Pfarrkirche St. Michael getauft.⁷ Im Taufbuch notierte der damalige Stadtpfarrer Stephan Wehrle, dass das Kind „*illegitim*“, also unehelich geboren, aber wörtlich übersetzt „nicht rechtmäßig“ sei. Kilian Götz verstieß von Anfang an gegen die herrschende Rechtsordnung. Die uneheliche Geburt war ein Stigma, das ihm lebenslanglich anhaftete. Alle Lebensläufe, die er später in Gefängnissen, Zuchthäusern und Arbeitshäusern verfasste, beginnen mit dem Eingeständnis seiner unehelichen Herkunft.

Kilian Götz aus Löffingen und sein Tod im KZ Neuengamme 1943

Seine Mutter Sophie Götz war 24 Jahre alt, als sie ihn zur Welt brachte. Noch als Wöchnerin kehrte sie in ihre Stellung nach Göschweiler zurück. Eine Beziehung zwischen der Mutter und dem neugeborenen Kind konnte sich unter diesen Umständen nicht entwickeln. Sie ließ den Säugling bei seinen Großeltern in Löffingen zurück. Seinen Vater lernte Kilian Götz nie kennen. In einigen amtlichen Dokumenten wird zwar der Landwirt Joseph Reichle als Vater genannt.⁸ Doch Reichle bekannte sich nie zu der Vaterschaft. Offiziell galt der Vater als „*unbekannt*“.

Kein Mensch wird als Verbrecher geboren. Dies gilt auch für Kilian Götz. Doch schon im ausgehenden 19. Jahrhundert gab es gegenteilige Meinungen. Besonders einflussreich sollte die 1876 in Italienisch und 1887 in deutscher Übersetzung erschienene Schrift „Der Verbrecher in anthropologischer, ärztlicher und juristischer Beziehung“ werden. Für ihren Autor, den italienischen Professor Cesare Lombroso, gab es geborene Verbrecher.⁹ Ein Krimineller war für ihn ein besonderer Typus, der eine bestimmte Erbanlage hatte und an äußeren Körpermerkmalen zu erkennen war. Lombroso gilt als Begründer der Kriminalbiologie. Die Nationalsozialisten bezogen sich später auf ihn.

Keine rosige Kindheit

Kilian Götz wuchs bei seinen Großeltern Bernhard und Monika Götz auf, die bei seiner Geburt bereits 54 Jahre alt waren. Als er drei Jahre alt war, verheiratete sich seine Mutter mit dem Straßenwart Johann Baptist Beck in Seppenhofen. Er brachte aus seiner ersten Ehe 17 Kinder mit.¹⁰ Gemeinsam bekam das Paar sechs weitere Kinder. In einem seiner Lebensläufe notierte Kilian Götz: „*Hab 23 Geschwister bzw. Stiefgeschwister, bin aber mit keinem in näherer Verbindung, weiß auch nicht, wo alle sind.*“¹¹ Er behauptete, er sei von seiner Mutter „*immer verstoßen*“ und seine Geschwister seien stets „*bevorzugt*“ worden.¹² Auch nach der Eheschließung seiner Mutter blieb er bei seinen Großeltern.

Sein Großvater stammte gebürtig aus Bachheim und war ebenfalls unehelicher Herkunft.¹³ Seine Großmutter, eine geborene Hipp, kam aus Döggingen. Der Enkel wuchs in ärmlichen Verhältnissen auf. Die Großeltern wohnten in der Vorstadtstraße, im damaligen Haus Nr. 178, zur Miete.¹⁴ Sein Großvater war Tagelöhner und verfügte nur über ein geringes Einkommen. Zeitweilig musste die Miete von der Gemeindekasse übernommen werden.¹⁵ Erschwerend kam hinzu, dass er alkoholkrank war. 1915 wurde er in die Kreispflegeanstalt Hüfingen eingewiesen, „*da er alle Tage betrunken*“ war.¹⁶ Nach seinem Tod ersuchte die Witwe Monika Götz die Stadtgemeinde um eine finanzielle Unterstützung in Höhe von 50 Pfennig pro Tag, da sie „*sonst nichts zum leben habe.*“¹⁷ Dass die Kindheit von Kilian Götz alles andere als rosig war, soll keine Entschuldigung dafür sein, dass er später auf die „*schiefe Bahn*“ geriet. Schließlich hatten andere auch eine „*schwere Kindheit*“ und wurden trotzdem nicht kriminell.

Acht Jahre lang besuchte er die Volksschule. Ob er bereits während seiner Schulzeit durch Lausbubenstreiche und Regelverstöße auffiel, ist nicht bekannt.

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“

Zeugnisse, die Auskunft über sein Betragen, aber auch seine Leistungen geben könnten, sind nicht erhalten. Überhaupt sind aus seiner Kindheit und Jugend keine weiteren Informationen überliefert. Bekannt ist nur, dass er 1910 in der katholischen Pfarrkirche zur Erstkommunion ging und bereits ab seinem siebten Lebensjahr in den Sommerferien selbst Geld verdienen musste. Er hütete bei verschiedenen Landwirten im Schwarzwald Vieh.

Nach der Schulentlassung 1911 erlernte der 14-Jährige das Metzgerhandwerk. Seine Lehre absolvierte er in Lenzkirch bei Karl Vogt, dem Inhaber des Bahnhof-Hotels. Zeitgleich besuchte er die Gewerbeschule in Freiburg. Seine Lehre schloss er am 15. April 1914 erfolgreich ab. Allerdings arbeitete er danach nicht in seinem erlernten Beruf, sondern als landwirtschaftlicher Arbeiter.

„Vom Krieg verdorben“

Wenig später begann der Erste Weltkrieg. Kilian Götz gehört zu den mehr als 250 Löffingern, die als Soldaten ihren Kriegsdienst leisten mussten. Eingezogen wurde er im September 1916, als der Krieg bereits zwei Jahre lang tobte. Der 19-Jährige kam als „*ungedienter Landsturm*“ zum Infanterie-Regiment 169. In den Kriegsstammrollen wird seine Führung als „*gut*“ bezeichnet, Militärstrafen erhielt er keine.¹⁸ Für seine militärischen Verdienste wurde er mit dem Eisernen Kreuz II. Klasse ausgezeichnet. Seine Mutter beantragte bei der Stadtgemeinde Löffingen die Zuteilung eines Weihnachtsgeschenkes an ihren Sohn. Doch der Gemeinderat lehnte dies ab.¹⁹ Anders als andere Soldaten aus Löffingen ging er leer aus. Auch bei der Verteilung von Rekrutengeschenken im darauffolgenden Jahr wurde er vom Gemeinderat nicht berücksichtigt.

Als Soldat im Reserve-Fußartillerie-Regiment Nr. 14 nahm Kilian Götz an verschiedenen Gefechten und Schlachten teil. Im März 1917 wurde er in Frankreich schwer verwundet. Bei einem Granateinschlag in seine Stellung wurde er verschüttet und erlitt einen doppelten Schädelbruch. Er wurde nach Mainz verbracht, wo er längere Zeit im Lazarett behandelt werden musste.²⁰ Ein halbes Jahr lang war er infolge der „*Luft-Erschütterung*“ beim Granateinschlag „*stimmlos*“. Zeit seines Lebens litt er an den Folgen seiner Kriegsverletzung. 1926 notierte er in einem Lebenslauf, dass er bis heute „*an Nervenanfällen*“ leide.²¹ Nachdem er wieder kriegsverwendungsfähig war, wurde er im Juni 1918 zum Ersatz-Bataillon nach Straßburg abkommandiert. Dort erlebte der 21-Jährige das Kriegsende und wurde schließlich im Januar 1919 aus dem Heer entlassen.

Wie viele ehemalige Soldaten hatte Kilian Götz Schwierigkeiten, in ein bürgerliches Leben zurückzukehren. Also meldete er sich als Freiwilliger für den Grenzschutz Ost. Er gehörte einem Freikorps-Verband an, das unter dem Kommando von Karl Heinrich von Diebitsch stand und im Baltikum und in Oberschlesien zum Einsatz kam. Für seinen bewaffneten Kampf gegen den Bolschewismus wurde Kilian Götz 1919 mit dem Baltenkreuz ausgezeichnet.

Während eines Heimaturlaubs im September 1919 verübte er seine erste Straftat: In Döggingen entwendete er einem Knecht einen Pullover und eine

Kilian Götz aus Löffingen und sein Tod im KZ Neuengamme 1943

Nickeluhr. Das Amtsgericht Donaueschingen verurteilte ihn zu 14 Tagen Gefängnis. Im Urteil hieß es, dass er sich zum Zeitpunkt seiner Tat nicht „in einer dringenden Notlage“ befunden habe.²² Drei Monate später verübte er einen weiteren Diebstahl. Im schlesischen Glatz stahl er im Dezember 1919 einem Kraftfahrer eine Hose, ein Paar Schuhe und 12 Mark. Dafür büßte er mit einem Monat Gefängnis.²³

Viele weitere kleinkriminelle Delikte folgten in den kommenden Jahren.²⁴ Heute würde man ihn einen Wiederholungstäter nennen. Ein Schwerverbrecher war er aber nie. Er beging keinen Mord, keine Körperverletzung, er verübte auch keinen Raub oder ein anderes schweres Verbrechen. Am häufigsten wurde er für Diebstähle und Betrügereien strafrechtlich belangt. Zu den Eigentumsdelikten, die er beging, zählten außerdem Anstiftung zum Diebstahl, Unterschlagung, Untreue, Urkundenfälschung und „*Amtsanmaßung*“. Andere Vergehen, die er sich zuschulden kommen ließ und für die er bestraft wurde, waren „*Beleidigung*“, „*Grober Unfug*“, „*Bettelei*“, „*Landstreicherei*“ und schließlich „*Uneheliches Zusammenleben*“. Vor allem die letzten drei Delikte führen vor Augen, dass in einer Gesellschaft zu verschiedenen Zeiten unterschiedliche Vorstellungen darüber existieren, was kriminell ist.

Ein „vollendeter Taugenichts“

Am 7. Juli 1920 wurde Kilian Götz vom Schöffengericht Neustadt unter Einbeziehung eines Strafbefehls des Amtsgerichts Donaueschingen wegen „*Unterschlagung, Betrugs und Urkundenfälschung*“ zu einer Gesamtstrafe von sieben Monaten Gefängnis verurteilt. Nach seiner Überstellung in das Landesgefängnis Freiburg wandte sich die Gefängnisdirektion an das katholische Pfarramt in Löffingen und bat um eine Beurteilung des neu zugegangenen Häftlings. Stadtpfarrer Heinrich Künzler nahm in einem Brief vom 26. Juli 1920 Stellung:

Sträfling Kilian Götz betr.

Derselbe ist geboren hier am 2. Juli 1897 als unehl. Sohn der damaligen Dienstmagd Sofie Götz, jetzt Ehefrau des Johann Beck in Seppenhofen. Anerkannt wurde das Kind von niemand, wer der Vater ist, weiß ich nicht.

2.) In der Schule war K. Götz äußerst beschränkt, dumm u. faul.

3.) Von besonderen früh aufgetretenen üblen Gewohnheiten will niemand was wissen. Ein großer Fehler in der Erziehung war es, daß er bei seiner Großmutter aufwuchs, die ihm, wie es scheint, alles zuließ.

4.) Seit seiner Heimkehr vom Krieg ging er der Arbeit scheu aus dem Weg, wohnte wieder bei seiner Großmutter u. galt als vollendeter Taugenichts.

Von erblicher Belastung ist nichts bekannt. Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.²⁵

Künzler schrieb dieses vernichtende Urteil über einen 23-Jährigen, der erst seit zwei Jahren volljährig war und sich bislang kleinere Vorstrafen hatte zuschulden kommen lassen. Da der Geistliche erst seit 1916 in Löffingen amtierte, als

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“

Kilian Götz Soldat wurde, kannte er ihn kaum oder gar nicht persönlich. Doch der Kirchenmann zeigte kein Erbarmen. Künzler, der nach seinem Tod als „*edler Mensch und vorbildlicher sacerdos* [Priester; J.W.]“ gerühmt wurde,²⁶ brach den Stab über den jungen Mann und grenzte ihn dauerhaft aus der Gemeinde und Gesellschaft aus.

Deutlich wohlwollender war das Urteil des katholischen Anstaltspfarrers im Zuchthaus Bruchsal drei Jahre später. Kilian Götz saß damals eine neue Zuchthausstrafe von einem Jahr und zehn Monaten ab.²⁷ Nach Verbüßung von $\frac{2}{3}$ seiner Strafe sollte er auf Bewährung entlassen werden. Anstaltspfarrer Jakob Ebner begrüßte dies:²⁸

Götz Kilian, [...] unehelich, von seiner Großmutter verzogen und im Kriege verdorben, hat 5 kleinere Vorstrafen. Hier hat er sich gut geführt, sein vergangenes verfehltes Leben bereut und in überaus fleißiger Arbeit seinen Willen erneuert. Er hat eine gute Stelle als Knecht erhalten. Seine Zukunft bleibt nicht ohne Hoffnung.

Ebners Stellungnahme war differenzierter. Er betonte externe Faktoren, die Kilian Götz hatten straffällig werden lassen, und er glaubte an die Möglichkeit, dass er sich nach seiner Entlassung besser führen würde, auch wenn die positive Zukunftsprognose sehr vorsichtig formuliert war.

Tatsächlich kam der „Zuchthäusler“ vorzeitig frei, nämlich 282 Tage vor seinem eigentlichen Entlassungstermin. Ihm wurde „*Strafurlaub auf Wohlverhalten*“ gewährt und eine „*spätere Begnadigung*“ in Aussicht gestellt. Bei seiner Entlassung am 4. April 1923 händigte man ihm seine Kleidungsstücke und Wertgegenstände aus und überreichte ihm 4.800 Mark für eine Eisenbahnfahrkarte sowie 5.000 Mark als Verpflegungsgeld.²⁹ Bei diesen großen Geldsummen klingt bereits an, dass er zu einem Zeitpunkt entlassen wurde, als die Hyperinflation herrschte und die Arbeitslosigkeit stieg, sicherlich nicht die beste Voraussetzung, um draußen wieder Fuß zu fassen. Kilian Götz ging in die Gegend von Meßkirch, wo er in Heudorf eine Stelle als Knecht vermittelt bekommen hatte. Lange scheint er dort aber nicht geblieben zu sein. Danach war er einige Zeit erwerbslos und wohnungslos.³⁰

Die „*Goldenen Zwanziger*“

Im Laufe des Jahres 1923 scheint sich die Situation von Kilian Götz gebessert zu haben. Am 26. Oktober 1923 heiratete er Rosa Mägerle, die aus Memmingen stammte und von ihm schwanger war. Im Mai 1924 kam die Tochter in Konstanz zur Welt. Die dreiköpfige Familie ließ sich in Freiburg nieder und bewohnte eine Wohnung in der Nussmannstr. 11 in der Altstadt. Ihr Leben verlief in ruhigeren Bahnen, und auch die wirtschaftlichen und politischen Verhältnisse in Deutschland stabilisierten sich in diesen Jahren. 1924 und 1925 sind die beiden einzigen aufeinanderfolgenden Jahre, in denen Kilian Götz ununterbrochen in Freiheit war und nicht straffällig wurde.

Kilian Götz aus Löffingen und sein Tod im KZ Neuengamme 1943

Er arbeitete zunächst in einem Bauunternehmen in St. Georgen, wurde 1925 aber wieder arbeitslos. 1926 verübte er dann erneut eine Straftat: Er gab sich als Kriminalsekretär aus. Er selbst behauptete, „auf Veranlassung anderer“ gehandelt zu haben und „betrunken“ gewesen zu sein. Wegen „Amtsanmaßung“ wurde er zu drei Wochen Gefängnis verurteilt.³¹ Da er die Tat während seiner Bewährungsfrist verübt hatte, wurde nun auch der Vollzug seiner ausgesetzten Reststrafe angeordnet. Am 1. März 1926 war er zurück im Zuchthaus Bruchsal.³² Während seiner Haft erledigte er Korbflechtarbeiten und wurde als Pferdeknecht auf dem Gutshof beschäftigt. Seinen Verdienst sandte er regelmäßig an seine Frau, mal 5 Mark, mal 3 Mark.³³

Kilian Götz bemühte sich, vorzeitig aus der Haft entlassen zu werden. Er argumentierte damit, dass seine Frau krank sei und sich seine Tochter bei seiner Mutter in Seppenhofen befände.³⁴ Kurze Zeit später spitzte sich die familiäre Situation dramatisch zu. Götz' Mutter verweigerte die Herausgabe ihrer Enkeltochter, da sie sich offenbar um das Kindeswohl sorgte. Kilian Götz informierte die Direktion des Zuchthauses, dass seine Frau „sich das Leben nehmen“ wolle, „wenn sie das Kind nicht erhalte.“³⁵ Das Bezirksjugendamt Neustadt schaltete sich ein. Am 15. Mai 1926 entzog das Amtsgericht Freiburg den Eltern das Sorgerecht über ihr Kind.³⁶ Das Gericht hielt Rosa Götz vor, dass sie „dem Nichtstun fröhnt [sic!“.³⁷ Kilian Götz wurde vorgeworfen, „Dirnen beherbergt,³⁸ getrunken, nachts mit seiner Frau skandalisiert und sie der Hurerei beschuldigt“ zu haben.

Der Entzug des Sorgerechts blieb nicht ohne Wirkung. In einem Bericht des Zuchthauses heißt es, der Gefangene habe sein Essgeschirr voller Wut gegen die Wand geworfen. Ohnehin sei er „in letzter Zeit sehr aufgeregter“ gewesen.³⁹ Trotz seiner angeschlagenen Nerven gab er nicht auf. Er unternahm einen neuerlichen Versuch, wenigstens für die Sommermonate aus der Haft entlassen zu werden und seine Reststrafe dann im Winter abzusitzen. Schließlich sei es für ihn während des Sommers leichter, eine Arbeit zu finden und für den Lebensunterhalt seiner Familie aufzukommen. Anstaltspfarrer Ebner unterstützte ihn und die Direktion des Zuchthauses beantragte eine Strafunterbrechung beim Amtsgericht Neustadt. Kilian Götz habe sich „anstandslos geführt. Er arbeitet sehr fleißig“.⁴⁰ Aber das Gericht lehnte den Antrag auf Strafunterbrechung ab. Vier weitere Monate musste er im Zuchthaus bleiben, bis er schließlich am 9. November 1926 entlassen wurde.

Der Anstaltspfarrer hatte ihm eine Arbeitsstelle als Pferdeknecht im Landkreis Waldshut vermittelt. Diese Stelle trat Kilian Götz aber nach seiner Freilassung nicht an, sondern kehrte stattdessen zu seiner Frau nach Freiburg zurück.⁴¹ Während der Haft hatte sich das Paar stark entfremdet. Im März 1926 hatte Rosa Götz noch geschrieben, dass sie ihm ein letztes Mal „verziehen“ habe.⁴² Vielleicht wollte er retten, was noch zu retten war. Doch zwischen dem Paar kam es zu neuerlichen „Auseinandersetzungen und Streitigkeiten“. Die Ehe war zerrüttet. In einem späteren Lebenslauf stellte Kilian Götz fest: „Da ich

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“

*unglücklich verheiratet war, ging ich 1927 von meiner Frau weg.*⁴³ 1930 wurde die Ehe schließlich geschieden. Im Scheidungsurteil wurde *„beidseitiges Verschulden“* festgestellt.⁴⁴

„In die weite Welt“

1927 kehrte Kilian Götz auch seiner badischen Heimat den Rücken. Es habe ihn, *„in die weite Welt hinaus verschlagen“*, schrieb er später.⁴⁵ Er ging zunächst nach Württemberg und von dort weiter nach Sachsen. Vermutlich war er auch von dem Wunsch getrieben, sein altes Leben hinter sich zu lassen und woanders, wo ihn niemand kannte, neu anzufangen. Da er unterwegs verschiedene Straftaten verübte und verurteilt wurde, sind einige Aufenthaltsorte aktenkundig. In Schwäbisch Hall stahl er einem Mann in einem Gasthaus 50 RM, weshalb er zu fünf Monaten Gefängnis verurteilt wurde.⁴⁶ In den Bezirken Leonberg und Vaihingen prellte er dreimal die Zeche und unterschlug ein geliehenes Fahrrad, weshalb er für sieben Monate ins Gefängnis kam.⁴⁷ Nach seiner Entlassung war er wieder arbeitslos. Er behauptete später, dass er in seinem Beruf als Metzger aufgrund der schweren Kriegsverletzung nicht mehr hätte arbeiten können.⁴⁸ Ob dies eine Ausrede war oder den Tatsachen entsprach, lässt sich heute nicht mehr feststellen.

Im Frühjahr 1929 hielt er sich in Leipzig auf und wohnte in einem Heim für Arbeitslose. Dort erschwindelte er sich Geld und stahl von einem anderen Arbeitslosen Mantel und Hut.⁴⁹ Er büßte dafür ein Jahr lang im Gefängnis Hohen-eck.⁵⁰ Den „schwarzen Freitag“ im Oktober 1929, als mit dem Zusammenbruch der New Yorker Börse die Weltwirtschaftskrise begann, erlebte er hinter Gittern. Die Folgen, Massenarbeitslosigkeit und Verelendung, sollte der 33-Jährige nach seiner Entlassung am 21. Oktober 1930 selbst zu spüren bekommen. Als er wieder in Freiheit war, ging er nach Chemnitz. Eine Arbeit fand er nicht. Vom Wohlfahrtsamt erhielt er wöchentlich 11,50 Mark. Damit schlug er sich mehr schlecht als recht durch. Im Januar 1931 beging er dann einen so genannten Einmietbetrug: *„Nun war ich 2 Wochen Miete schuldig, und um den Hauswirt zu besänftigen, täuschte ich ihm vor, ich hätte Arbeit, was aber nicht wahr war und deshalb zeigte derselbe mich an und [ich] wurde auch gleich verhaftet.“*⁵¹ Das Amtsgericht Chemnitz verurteilte ihn wegen Betrugs, erkannte aber an, dass er sich in einer wirtschaftlichen Notlage befunden habe. Deshalb verhängte es gegen ihn die Mindesthaftstrafe von drei Monaten.⁵²

Im Gefängnis Chemnitz erinnerte er sich an den katholischen Anstaltspfarrer vom Zuchthaus Bruchsal, der sich ihm gegenüber stets wohlwollend verhalten hatte. Erhalten sind mehrere Briefe, die Kilian Götz an ihn schrieb, *„angetrieben von seelischen Depressionen“*, wie er formulierte. In den Briefen bat er um Unterstützung nach seiner Freilassung:

Ich bitte Sie, lieber Herr Oberpfarrer, greifen Sie mir doch unter die Arme und verhelfen Sie mir zu Arbeit, womöglich im Schwarzwald. Jede Arbeit nehme ich mit Freuden und Dank an, nur dass ich wieder auf eine andere

Kilian Götz aus Löffingen und sein Tod im KZ Neuengamme 1943

Bahn komme, denn [...] in der Großstadt versumpfe ich noch mehr. [...] Auf den Lohn kommt es mir weniger [...] an, die Hauptsache ist nur, dass ich zu anständigen Leute komme, die mich gut behandeln [...]. Manchmal kommt es mir vor, als wäre ich zum Unglück verdammt. Keinen Menschen habe ich, dem ich mein Herz ausschütten und meine Seelennöte klar legen kann, kein Mensch will mich verstehen, ja manchmal stand ich am Rande der Zweiflung, sodass ich schon zum Letzten greifen wollte, und so auch heute wieder, doch in der letzten Sekunde fällt mein Gedanke auf [Sie], Hochwürdiger Herr Oberpfarrer, ich setze alle meine Hoffnung auf Ihre Hilfe.⁵³

Der sprachgewandte Brief zeigt, dass Kilian Götz, anders als vom Löffinger Pfarrer 1920 behauptet, nicht „dumm“ und „äußerst beschränkt“ war. Manches in dem Brief klingt melodramatisch, manches auch unglaubwürdig. Einige Formulierungen dürften darauf zurückzuführen sein, dass er den Anstaltsgeistlichen für sich einzunehmen versuchte und ihm nach dem Mund redete. Auffallend ist, dass er sich selbst vor allem als Opfer sah, voller Selbstmitleid behauptete er, „zum Unglück verdammt“ zu sein. Für seine Situation machte er vor allem andere verantwortlich. Pfarrer Ebner stellte in seinem Antwortschreiben fest, dass „man Ihnen doch eine große Schuld Ihres verfehlten Lebens zuschreiben“ müsse.⁵⁴ Daraufhin räumte Kilian Götz ein:

Sie haben [...] ganz recht, indem Sie mir geschrieben haben, es könnte manches anders sein, ich könnte es heute schön haben [...]. Ich sehe es voll und ganz ein, dass ich ja die meiste Schuld an meinem Unglück habe, denn der Mensch ist seines Glückes Schmied ja selbst.⁵⁵

In einem weiteren Brief drei Wochen später betonte er: „Ich bereue mein bisheriges verfehltes Leben sehr und bin nach Kräften bestrebt, ein anderer Mensch zu werden.“⁵⁶ Es wäre unfair, diese Äußerung nur als ein Lippenbekenntnis abzutun. Der Bruchsaler Anstaltspfarrer versprach, ihm eine Arbeitsstelle in der Landwirtschaft zu besorgen, da er wisse, dass er ein „tüchtiger Knecht“ sei. Stattdessen besorgte der Geistliche ihm schlussendlich Arbeit bei einem Schlossermeister in Stühlingen.

Als Kilian Götz am 23. Mai 1931 aus dem Gefängnis Chemnitz entlassen wurde, fuhr er nach Bruchsal zu Ebner, der ihm Geld für die Fahrkarte nach Stühlingen gab. Anstatt aber direkt dorthin zu fahren, begab er sich zu seiner Familie nach Seppenhofen. Zum ersten Mal seit Jahren sah er seine Mutter und seine Halbgeschwister wieder. Später behauptete er, eigentlich vorgehabt zu haben, nach Stühlingen weiter zu fahren. Er habe sich aber dann mit seinen Geschwistern gestritten und wollte nur noch möglichst weit weg von ihnen. Deshalb sei er stattdessen ins Allgäu gegangen.⁵⁷ Er fand Arbeit in Leutkirch und alles hätte vielleicht gut werden können. Doch Kilian Götz hatte nicht nur das Reisegeld von Pfarrer Ebner, sondern auch eine vorgestreckte Geldzahlung von Schlossermeister Bernhard Schölderle erhalten.⁵⁸ Er trat die Arbeitsstelle aber nie an. Bald

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“

wurde nach ihm gefahndet, er wurde verhaftet und kam in Untersuchungshaft nach Ravensburg. Wegen Betrugs in zwei Fällen verurteilte ihn das Amtsgericht Bruchsal am 24. November 1931 zu sieben Monaten Gefängnis.⁵⁹ Strafmildernd wurde ihm zu Gute gehalten, dass es sich bei den erschwindelten Geldbeträgen (12 Mark und 10 Mark) um geringe Summen gehandelt habe. Strafverschärfend wurden seine mittlerweile zwölf Vorstrafen gewertet. Der Verurteilte kam in das Landesgefängnis Mannheim.

Keine Schuhe

Bei seiner Einlieferung am 9. Dezember 1931 wurde ein Verzeichnis seiner mitgebrachten Kleidungsstücke und Wertgegenstände erstellt. Dieses Dokument wirft ein Schlaglicht auf die Armut, in der Kilian Götz damals lebte. Vermerkt ist, dass er „kein Geld“ mitbrachte, dass seine Socken „zerrissen“ waren und er keine Schuhe besaß.⁶⁰

Zu Weihnachten 1931 schrieb ihm ein Freund, den er im Gerichtsgefängnis Ravensburg kennengelernt hatte. Josef Bürkle teilte ihm mit, dass er entlassen wurde und die Weihnachtstage zu Hause verbringe: „*Hernach sofort Deine Mission erfüllen in Biessenhofen. Also Kopf hoch bis zum 13. Juni. Kollegialer Gruß von Sepp.*“⁶¹ Diese kryptische Mitteilung erweckte das Misstrauen der Gefängnisverwaltung, sodass sie die Postkarte nicht dem Adressaten aushändigte, sondern zu den Akten gab. Dabei war die „Mission“ in Biessenhofen denkbar banal. In der Gemeinde im Ostallgäu wohnte nämlich Helene Günzinger, mit der Kilian Götz ein Verhältnis hatte und die schwanger war. Am 14. Februar 1932 schrieb er an „Lenchen“:

*Mache Dir, mein Liebling, keine Gedanken darüber, was andere Leute sagen, denn die, welche den Mund so weit aufsperrten, helfen uns alle nicht, wir müssen selber schauen, wie wir durchkommen. Die in Seppenhofen existieren für mich nicht mehr, die sind für mich erledigt, denn diese haben auch einen großen Teil Schuld an meinem Schicksal. Mein einziger Trost und Hoffnung bist nur noch Du und das zu erwartende Kind. [...] Manches Vater unser bete ich für Dich und habe schon gebetet, ja, mein Liebling, es ist mein voller Ernst, ich habe wieder beten gelernt, und gehe auf Ostern seit langer, langer Zeit wieder zur Beicht und heiligen Kommunion, [...] wenn ich so manchmal der Verzweiflung nahe war, und betete ein ernstes, wirklich von Herzen kommendes Vaterunser, so war ich wieder ein ganz anderer Mensch, bete auch Du, mein liebes Herz, ab und zu mal ein Vaterunser für Deinen unglücklichen Kilian.*⁶²

Der Brief wurde von der Gefängnisverwaltung nicht abgeschickt, da er darin auch Suizidgedanken formuliert hatte.⁶³ Die Beziehung zu Helene Günzinger währte nicht lange. Informationen darüber, ob das Kind tatsächlich geboren wurde, sind nicht aktenkundig. In den Unterlagen ist von dem Kind nie wieder die Rede. Als Kilian Götz seine achtmonatige Haftstrafe verbüßt hatte, begab er sich am

Kilian Götz aus Löffingen und sein Tod im KZ Neuengamme 1943

8. Juni 1932 ins Allgäu, aber nicht nach Biessenhofen, sondern nach Weiboldshofen im Oberamt Leutkirch.

„... gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher“

Am 30. Januar 1933 wurde Hitler neuer Reichskanzler und die Nationalsozialisten errichteten in den kommenden Wochen und Monaten eine Diktatur. Ob Kilian Götz die nationalsozialistische Machtübernahme begrüßte oder fürchtete, ob er sie überhaupt als Zäsur empfand oder von ihr kaum Notiz nahm, ist unbekannt. Bereits am 24. November 1933 erließen die Nationalsozialisten das „Gesetz gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher und über Maßregeln der Sicherung und Besserung“. ⁶⁴ Es sah für „gefährliche Gewohnheitsverbrecher“ eine Strafverschärfung und die Anordnung der „Sicherungsverwahrung“ vor. Die Unterbringung war nicht befristet und hatte so lange fortzudauern, wie es angeblich der Schutz der öffentlichen Sicherheit erforderte.

Dieses Gesetz sollte sich verhängnisvoll auf das weitere Leben von Kilian Götz auswirken. Schon vor der nationalsozialistischen Machtübernahme war er als „Gewohnheitsverbrecher“ stigmatisiert worden. Bereits in einer Anklageschrift der Staatsanwaltschaft Freiburg von 1921 wurde er als „*unverbesserliche[r], gewohnheitsmäßige[r] Verbrecher*“ bezeichnet. ⁶⁵ Mit dem „Gewohnheitsverbrechergesetz“ von 1933 war es nun möglich, ihn für immer wegzusperren.

Kilian Götz lebte in dieser Zeit in Wangen im Allgäu. Er fiel wiederholt durch sozial unangepasstes Verhalten auf, das damals kriminalisiert wurde. Im September 1933 wurde gegen ihn eine dreitägige Haftstrafe „wegen Bettelei“ verhängt. ⁶⁶ Im Januar 1934 folgte eine zwölfwägige Haftstrafe „wegen groben Unfugs und Landstreicherei“. ⁶⁷ Was sich der 36-Jährige genau zu Schulden kommen ließ, ist nicht überliefert. Im Februar 1934 verbrachte er 14 Tage hinter Gittern „wegen Beleidigung“, da er ein minderjähriges Mädchen gefragt hatte, ob es schon einmal Sex gehabt habe. ⁶⁸

Trotz dieser gehäuften Haftstrafen scheinen die Jahre 1933/34 eine relativ gute Phase in seinem Leben gewesen zu sein. Er hatte eine neue Freundin: Theresia Regelmann geb. Maier, eine verheiratete Dienstmagd vom Bodensee, die in Scheidung lebte. Im April 1934 kam die gemeinsame Tochter zur Welt. Zwei Tage nach der Geburt verlobte er sich mit Theresia Regelmann.

Kurze Zeit später mussten sich die beiden vor dem Landgericht Ravensburg verantworten. Kilian Götz wurde am 22. Juni 1934 wegen Betruges im Rückfall vor Gericht angeklagt. Die Staatsanwaltschaft warf ihm vor, eine Frau in Wangen zur Gewährung eines Darlehens von 90 RM überredet zu haben, indem er falsche Tatsachen vortäuschte. Theresia Regelmann soll ihm bei dem „Schwindel“ geholfen haben und die Frau um weitere 20 RM betrogen haben. Die Staatsanwaltschaft beantragte, ihn entsprechend des neuen NS-Gesetzes als „gefährlichen Gewohnheitsverbrecher“ einzustufen und seine anschließende „Sicherungsverwahrung“ anzuordnen. Dieser Forderung kam das Gericht nicht nach. Es verurteilte ihn nur zu zehn Monaten Gefängnis. ⁶⁹

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“

Keine Resozialisierungsmaßnahmen

Bis zum 7. Januar 1935 saß Kilian Götz hinter Gittern. Am Tag nach seiner Freilassung beging er einen neuen Betrug. Er musste irgendwo bleiben und mietete sich bei einem Ehepaar in Tübingen ein, obwohl er kein Geld hatte, die Miete zu bezahlen. Darüber hinaus schädigte er seine Vermieter, indem er von ihnen ein Darlehen von 5 RM und mehrere Kleidungsstücke erschwindelte. Zwei Wochen später verschwand er. Das Amtsgericht Tübingen verurteilte ihn am 12. Juni 1935 zu weiteren vier Monaten Gefängnis. Nachdem er die Strafe verbüßt hatte, konnte er keine Arbeit finden. Ob er sich darum ernsthaft bemühte, geht aus den Akten nicht hervor. Man kann davon ausgehen, dass es für einen mehrfach Vorbestraften nicht einfach war, Arbeit zu finden.

Das Jahr 1936 war das Jahr, in dem Kilian Götz am meisten Delikte verübte. „*Wegen Landstreicherei und unehelichen Zusammenlebens*“ verurteilte ihn das Amtsgericht Donaueschingen am 17. März 1936 zu einer sechswöchigen Haftstrafe. Es folgte eine 14-tägige Polizeistrafe „*wegen Bettelns und Landstreicherei*“, diesmal angeordnet durch die Polizeidirektion Freiburg. Die übrigen Straftaten, die er 1936 verübte, waren Betrügereien.⁷⁰ Am 23. April „*lieh*“ er sich in Löffingen von einem Zimmermann ein Fahrrad und eine Aktentasche, gab sie aber nie zurück. Er war zu dieser Zeit wohnungslos und arbeitslos. Arbeitslosenunterstützung bekam er nicht.⁷¹ Um seinen „*Hunger*“ und seine „*Not*“ zu lindern, habe er Waldbeeren gesammelt und verkauft. Mit dem Ende der Beerenzeit versiegte diese Einnahmequelle. Im November und Dezember schädigte er daraufhin insgesamt neun Personen u. a. in Hüfingen, Hausen vor Wald und Donaueschingen durch kleine Betrügereien. Er erschwindelte sich Lebensmittel, Getränke und Zigarren, ergaunerte sich aber auch andere Gegenstände. Dabei beging er Hehlerei, um sich von ihrem Erlös Lebensmittel zu kaufen. Er muss überzeugend aufgetreten sein und ein durchaus einnehmendes Wesen gehabt haben. Sonst wäre es ihm nicht möglich gewesen, so viele Menschen innerhalb so kurzer Zeit zu betrügen.

Wegen zehnfachen Betruges, in fünf Fällen in Tateinheit mit Urkundenfälschung, musste er sich am 5. Mai 1937 vor der Großen Strafkammer des Landgerichts Konstanz verantworten. Diesmal stufte das Gericht den 39-Jährigen als „*gefährlichen Gewohnheitsverbrecher*“ ein. Es verurteilte ihn zu einer Geldstrafe von 100 RM und zu einer Haftstrafe von zwei Jahren Zuchthaus und anschließender Unterbringung in einem Arbeitshaus.⁷² Von der Anordnung der „*Sicherungsverwahrung*“ sahen die Richter ab. Die mitangeklagte Verlobte wurde wegen dreifachen Betruges zu vier Monaten Gefängnis und wegen „*Landstreicherei*“ zu sechs Wochen Haft verurteilt. Die drei Jahre alte Tochter kam in ein Kinderheim nach Tübingen.

Am 26. Mai 1937 wurde Kilian Götz wieder in das Männerzuchthaus Bruchsal eingeliefert.⁷³ Er wurde erkennungsdienstlich behandelt und fotografiert. Dabei entstand das letzte bekannte Foto von ihm, ein erkennungsdienstliches Foto, das ihn im Profil, frontal und im Halbprofil zeigt. Für das mittlere

Kilian Götz aus Löffingen und sein Tod im KZ Neuengamme 1943

Foto musste er direkt in die Kamera schauen. Lächeln durfte er nicht. Solche Fotos, umgangssprachlich „Verbrecherbilder“ genannt, sind überaus wirkungsmächtig. Kilian Götz wurde in dieser Fotoserie als krimineller Außenseiter und „Verbrechertyp“ in Szene gesetzt. Mangels einer anderen Porträtaufnahme muss hier leider auf dieses Foto zurückgegriffen werden, um ihm ein Gesicht zu geben.

„und ziehen ins Moor“

Der 40-Jährige wurde am 24. Juni 1937 in das Strafgefangenenlager Börgermoor bei Esterwegen verlegt. Dieses Lager im Nordwesten Deutschlands gehörte zu einem größeren Lagerkomplex, den so genannten Emslandlagern.⁷⁴ Ursprünglich war Börgermoor 1933 als Konzentrationslager für politische Häftlinge gegründet worden. 1934 war das KZ aufgelöst und das Lager dem Reichsjustizministerium unterstellt worden. Als Kilian Götz im Lager ankam, waren hier etwa 1.500 Gefangene inhaftiert. Der Mehrzahl der Häftlinge wurden Eigentumsdelikte vorgeworfen. Aber auch homosexuelle Häftlinge waren hier gefangen. Kilian Götz wurde zur berüchtigten Zwangsarbeit im Moor eingesetzt. Mit einfachen Werkzeugen mussten die Gefangenen das Moor kultivieren. Von dieser Arbeit erzählt das berühmte Lied „Die Moorsoldaten“, das 1933 entstand.

Am 2. März 1939 war die zweijährige Zuchthausstrafe verbüßt. Kilian Götz wurde aus dem Emslandlager entlassen – allerdings nicht in die Freiheit. Er kam stattdessen in das nordbadische Arbeitshaus Kislau. Man behauptete, er bedürfe *„dauernder und strenger Aufsicht“*. Denn er sei *„ein völlig haltloser Mensch ohne jedes sittliche und moralische Gefühl. Hemmungslos unterliegt er jeder Versuchung sich an fremdem Eigentum zu vergreifen. In der Freiheit geht er jeder geregelten Beschäftigung aus dem Wege.“*⁷⁵ Zunächst war die Haftdauer in Kislau unbestimmt, wurde dann jedoch auf zwei Jahre begrenzt.⁷⁶ Bei seiner Einlieferung wurde wieder eine Personenbeschreibung vorgenommen. Sie stimmt weitgehend mit der von 1937 überein.⁷⁷ Zwei Veränderungen sind aber auffallend: Hieß es zwei Jahre zuvor noch, dass seine Zähne *„gut“* seien, wurde nun *„lückenhaft“* vermerkt. Ob der Zahnverlust altersbedingt, auf die Haftbedingungen oder möglicherweise auf Misshandlungen zurückzuführen war, muss offen bleiben. Als neues besonderes Kennzeichen waren Tätowierungen an *„beiden Armen“* hinzugekommen. Damit entsprach Kilian Götz nun auch äußerlich dem populären Bild eines Kriminellen.

Der persönliche Besitz, den er nach Kislau mitbrachte, umfasste u. a. *„1 Päckchen Konradsblätter“* (die Zeitung des Erzbistums Freiburg), denn er las gerne, *„diverse Briefe“*, die er vermutlich von seiner Verlobten und seinen Kindern erhalten hatte, *„3 Photos“*, die ihn an glücklichere Zeiten erinnern sollten, ein Bleistiftstummel, den er zum Briefeschreiben benötigte, und schließlich einen *„Ausschließungsschein“*. Er war bereits im Oktober 1937 gemustert worden, aber als *„wehrunwürdig“* vom Militärdienst in der Wehrmacht ausgeschlossen worden.⁷⁸ Den Beginn des Zweiten Weltkrieges am 1. September 1939 erlebte er hinter Gittern. Zwei seiner Halbbrüder, Johann und Alfred, fielen als Soldaten.

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“

Mundtot gemacht

Auch in Kislau versuchte Kilian Götz, Kontakt mit der Außenwelt zu halten. In der Gefangenenakte sind mehrere Briefe an seine Verlobte und ihren Bruder Paul abgeheftet, die zensiert und nicht abgeschickt wurden. In seinem Brief vom 4. Juni 1939 an seinen zukünftigen Schwager thematisierte er seine derzeitige Haftstrafe. Da er wusste, dass die Gefangenenpost kontrolliert wurde, schrieb er nur andeutungsweise: *„Was ich hier hören und sehen musste, kann ich leider nicht zu Papier bringen.“* Am Ende des Briefes schrieb er, seine Nerven seien *„vollständig kaputt“* und er deutete Suizidgedanken an.⁷⁹ Die Briefe an seine Verlobte, die zwischenzeitlich wieder auf freiem Fuß war und in Herlazhofen bei Leutkirch im Allgäu lebte, zeigen, dass die Beziehung der beiden unter einem enormen Druck stand. Schuld daran waren sicherlich auch die Haft und die räumliche Trennung. Die Briefzensur tat ihr übriges. Kilian Götz beschuldigte „Resi“ am 30. Juni 1940, ihn mit *„ewigen Vorwürfen“* zu peinigen. Er verlangte von ihr ein klares Bekenntnis, ob sie noch etwas für ihn empfinde, denn er müsse wissen, woran er bei ihr sei.

Liebe Resi, warum bist Du in letzter Zeit so sparsam mit dem Schreiben, was ist denn los? Du weißt doch, wie ich an Dir und an den Kindern hänge, mein ganzes Bestreben ist nur noch, Dich und die Kinder glücklich zu machen, und mein ganzes Sehnen ist nach einem glücklichen Heim.

Wieder einmal gab er sich als reuiger Büsser: *„Ich weiß, dass ich gefehlt habe und sehe meine Fehler voll und ganz ein, lass es mir in Zukunft zur Warnung dienen“*. Er vertraute seiner Verlobten an, dass er verzweifelt war. Er schrieb nur andeutungsweise, er könne nicht *„mit Worten schildern“*, wie es ihm ergehe. *„Wenn es so weiter geht, dann habe ich das Leben bald satt“*. Den Brief schloss er mit den Versen eines Liebesgedichtes: *„Wandle auf Rosen und Vergissmeinnicht / Der Kranz, der uns die Liebe flicht / soll blühen, bis das Auge bricht.“*⁸⁰ Auch dieser Brief wurde zensiert. Kilian Götz wurde mundtot gemacht.

Am 8. März 1941 wurde er aus Kislau entlassen.⁸¹ Die Verwaltung des Arbeitshauses empfahl ihn als landwirtschaftlichen Arbeiter und darüber hinaus als einen *„tüchtigen brauchbaren Menschen“*. Er wurde an das Arbeitsamt Leutkirch vermittelt, nachdem ihn das Arbeitsamt Ravensburg abgelehnt hatte.⁸² Nach einigem Hin und Her bekam er schließlich in Heggelbach bei Leutkirch Arbeit zugewiesen. Er wurde Knecht beim Land- und Gastwirt Rupert Bickel, der gleichzeitig NSDAP-Ortsgruppenleiter war.⁸³ Wie sich das Verhältnis zwischen dem Nazi und dem entlassenen Sträfling gestaltete, ist unbekannt. Ohnehin blieb Kilian Götz nur zwei Monate in Heggelbach. Am 16. Mai 1941 wurde er wieder verhaftet. Seine Verlobte hatte Anzeige erstattet, nachdem er offenbar hinter ihrem Rücken Möbelstücke aus ihrem Besitz verkauft hatte. Außerdem soll er ihr mehrere Postmitteilungen geschickt haben, die er mit falschen Namen unterzeichnete. Sie sollen *„erdichtete Behauptungen über seine Vermögens- und*

Kilian Götz aus Löffingen und sein Tod im KZ Neuengamme 1943

zukünftigen Arbeitsverhältnisse und einen angeblichen Selbstmordversuch“ enthalten haben. Wegen Unterschlagung, Untreue und Urkundenfälschung verurteilte ihn das Amtsgericht Leutkirch am 20. Juni 1941 zu zwei Monaten und zwei Wochen Gefängnis.⁸⁴

Kurz nach seiner Freilassung wurde er wieder straffällig. Innerhalb weniger Wochen schädigte er mehrere Personen im Allgäu, auf der Baar und im Schwarzwald. Von den Opfern seiner Betrügereien erschlich er sich neben einem Vesper und einer Fahrkarte verschiedene Gegenstände, wie Fahrräder und Werkzeuge, die er teilweise weiterverkaufte. In Mistelbrunn schädigte er eine „*heiratswillige*“ Frau: „*Er versprach ihr am 1. Tag schon die Ehe und erreichte so, dass sie ihm 4 Wochen lang [...] Kost und Wohnung gewährte.*“ Die allzu leichtgläubige Frau ließ ihm außerdem 100 RM, die er ihr nie zurückbezahlte. Am 13. Dezember 1941 wurde Kilian Götz erneut verhaftet und kam in Untersuchungshaft.

Wegsperren für immer

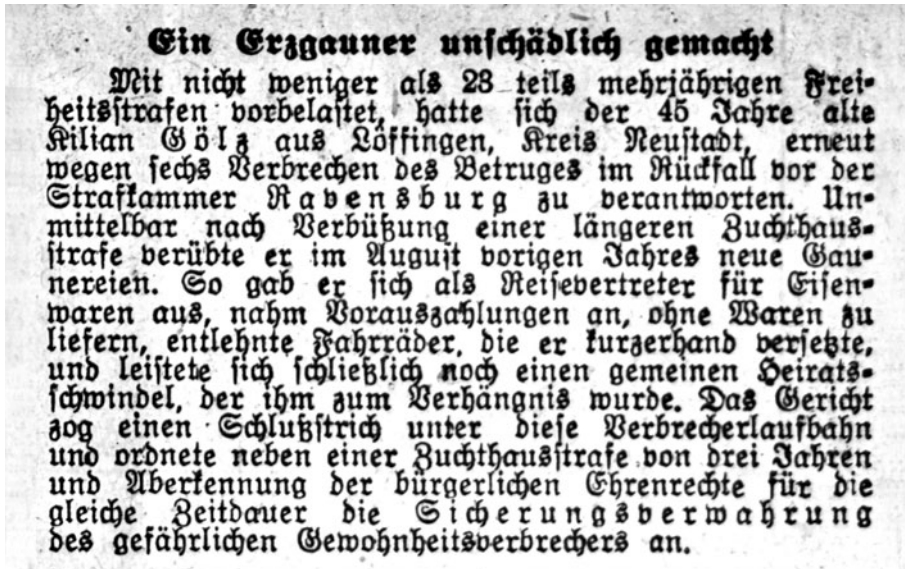
Am 27. Februar 1942 stand er ein letztes Mal vor Gericht. Das Landgericht Ravensburg unter Vorsitz des Landgerichtspräsidenten Theodor Widmaier verurteilte ihn wegen sechsfachen Betrugs im Rückfall zu einer Zuchthausstrafe von drei Jahren und zur Aberkennung der bürgerlichen Ehrenrechte auf drei Jahre. Außerdem ordnete das Gericht die anschließende „Sicherungsverwahrung“, also eine zeitlich unbefristete Haft an, und stufte ihn als „gefährlichen Gewohnheitsverbrecher“ ein. Das Gericht begründete dies mit seiner angeblich kriminellen Veranlagung:

*Aus seinen Vorstrafen und aus seiner Persönlichkeit geht hervor, dass die seit Jahren andauernde verbrecherische Betätigung sich als Ausfluss einer verbrecherischen Wesensart des Angeklagten, eines Hanges zum Verbrechen, darstellt, die ihn immer wieder rückfällig werden lässt. [...] Er ist und bleibt [...] ein völlig haltloser und willensschwacher Mensch ohne jede moralische Hemmung.*⁸⁵

Die Presse begrüßte das Urteil. Das „Stuttgarter Neue Tagblatt“ berichtete, dass das Gericht „*einen Schlussstrich*“ unter die „*Verbrecherlaufbahn*“ von Kilian Götz [!] aus Löffingen gezogen habe.⁸⁶ Schon in der Überschrift des Artikels – „*Ein Erzgauner unschädlich gemacht*“ – zeigt sich die Verrohung der Sprache, wird doch suggeriert, dass Kilian Götz ein „Schädling“ war. Die Metapher diene seiner Entmenschlichung. Das Bild des Schädlings weckt außerdem Assoziationen bis hin zur Schädlingsvernichtung.⁸⁷

Der Zeitungsartikel hatte ein Nachspiel. Der Löffinger Kaufmann Alfred Gaede, dem in Stuttgart zufällig der Artikel in die Hände gefallen war, schrieb an Bürgermeister Heinrich Andris.⁸⁸ Da er keinen Kilian Götz [!] kannte, witterte er eine Verwechslung und sorgte sich um das Ansehen seiner Heimatgemeinde:

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“



Zeitungsartikel aus dem „Stuttgarter Neuen Tagblatt“, 3. März 1942. Stadtarchiv Löffingen.

In Löffingen gibt's doch gar keinen Kilian Götz! Sollte dieser Vagabund trotzdem einmal vorübergehend in Löffingen gewesen sein oder durch einen ungewollten Zufall in Löffingen geboren sein, dann ist das noch lange kein Löffinger. Ich sehe jedenfalls nicht ein, dass die Stadt Löffingen durch dieses Subjekt in Misskredit gebracht werden soll.

In Gaedes Vorstellung gab es in Löffingen keine Kriminellen und Verbrecher, sie konnten nur Fremde sein, die von außen in die vermeintlich heile Welt des Baarstädtchens eindringen. Er verlangte vom Bürgermeister, eine Richtigstellung der Zeitung zu fordern. Man müsse den „Stuttgarter“ Redakteuren klar machen, dass es „ein anständiges Löffingen“ gebe, „das sich nicht so mir nichts dir nichts als Zigeunerdorf betrachten lässt.“⁸⁹ Der Schlusssatz des Briefes lautete: „Wenn ich auch anerkenne, dass Sie stark beschäftigt sind, so glaube ich doch, dass Sie für die Reinerhaltung unseres Löffinger Stadtbildes die gewünschten Schritte unternehmen werden.“ Aus der Perspektive dieses Bürgers war ein Mensch wie Kilian Götz der letzte Dreck, er verunreinigte das Stadtbild.

Zweieinhalb Monate nach seiner Verurteilung wurde Kilian Götz wieder nach Börgermoor verlegt. Der Gefängnisarzt hatte ihn als „lagerfähig“ bezeichnet.⁹⁰ Bei seiner Ankunft wurde er erneut untersucht. Dabei wurde er als „voll“ arbeitsfähig, d. h. auch als „moorarbeitsfähig“ eingestuft. Während er seine Haftstrafe verbüßte, ordnete der Oberstaatsanwalt beim Landgericht Ravensburg am 16. Mai 1942 an, dass die Vollzugszeit seiner Strafe während des Krieges nicht gezählt wurde.⁹¹ Der offizielle Strafbeginn war das „Kriegsende“, also ein Zeitpunkt in ferner Zukunft.

Kilian Götz aus Löffingen und sein Tod im KZ Neuengamme 1943

„Vernichtung durch Arbeit“

Am 18. September 1942 besprachen sich Reichsführer-SS Heinrich Himmler und Otto Georg Thierack, der neu ernannte Reichsminister der Justiz, der sich als Hardliner profilieren wollte. Sie vereinbarten, dass Strafgefangene, die der Justiz unterstanden, zukünftig an die SS ausgeliefert und in Konzentrationslager verschleppt werden. Damit gab der Justizminister eine der letzten Rechtsprinzipien auf. In dem überlieferten Protokoll heißt es:

Auslieferung asozialer Elemente aus dem Strafvollzug an den Reichsführer SS zur Vernichtung durch Arbeit. Es werden restlos ausgeliefert die Sicherungsverwahrten, Juden, Zigeuner, Russen und Ukrainer, Polen über 3 Jahre Strafe, Tschechen oder Deutsche über 8 Jahre Strafe nach Entscheidung des Reichsjustizministers.⁹²

Auch der Tod des „Sicherungsverwahrten“ Kilian Götz war damit beschlossene Sache. Er selbst ahnte davon noch nichts. Vermutlich war er ohnehin mit dem Überleben beschäftigt, denn auch die Haftbedingungen in Börgermoor waren brutal. Dies lag an der Zwangsarbeit im Moor, aber auch an der Ernährungslage. Aus ideologischen Gründen kürzte das NS-Regime die Essensrationen der Häftlinge drastisch, so dass sie Hunger litten. Krieg bedeutete Opfer und Häftlinge sollten als erste leiden.

Ende Oktober 1942 wandte sich Kilian Götz mit einem Hilferuf an das katholische Pfarramt in Löffingen.⁹³ Er begann mit den Worten:

Ein Unglücklicher, der sich nach einigen lieben Zeilen von seinen Angehörigen [sehnt], bittet das Pfarramt freundlichst, mir mitteilen zu wollen, was denn eigentlich in der Heimat, bei meinen Angehörigen los ist und ob sie überhaupt noch am Leben sind; habe schon seit Jahren keine Nachricht mehr von ihnen, [...] meine einzige Sehnsucht ist eine Antwort von der schönen Schwarzwaldheimat, doch ich glaube kaum, dass ich nochmal so glücklich werde, und in die Heimat zurückkehren kann, denn mit diesem Schicksal hab ich mich bereits abgefunden, denn das Ganze hier ist nur Elend und Hunger.

Er bat den Pfarrer eindringlich, den Kontakt zu seiner Mutter und seinen Geschwistern herzustellen und fügte hinzu: „*Meine Angehörigen mögen mir doch verzeihen und mich einschließen in ihr Gebet.*“ Auch dieser Brief fiel der Zensur zum Opfer.

Sechs Wochen später schrieb er am 6. Dezember 1942 einen weiteren Brief, der aber wieder zensiert wurde.⁹⁴ Er adressierte ihn diesmal direkt an seine Schwester Agathe Link, die in Seppenhofen wohnte. Es ist sein letztes Lebenszeichen. Als er seine Zeilen schrieb, befand er sich im Lagerlazarett in medizinischer Behandlung. Er hatte starke Schmerzen, denn an seinem Knie hatte sich eine eitrige Entzündung gebildet, die sich ausbreitete.

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“

Liebe Schwester Agathe! Endlich nach langer Zeit will ich auch wieder mal einige Zeilen senden, denn es wundert mich sehr, wie es bei Euch in der lieben Heimat geht und ob noch alles am Leben ist. Hoffentlich geht es Euch besser wie mir, Tränen laufen mir über die schmalen Wangen, wenn ich an mein jetziges Schicksal denke, denn liege im Lazarett und wälze mich in Schmerzen. Das linke Knie ist voll von Eiter und Brand, wenn ich nur einmal erlöst wäre von diesem Jammertal. Was habe ich verbrochen, dass mir das Schicksal so unbarmherzig zusetzt. Tu mir den einzigen Gefallen, liebe Schwester, und sende mir auf das kommende Weihnachtsfest ein Lebenszeichen von Euch, das würde mir größte Freude sein – und richtet mich wieder etwas auf, denn sonst habe ich doch keine Weihnachtsfreude. [...] Euer unglücklicher Sohn und Bruder Kilian.

Zweimal musste er in den folgenden Tagen in Börgermoor operiert werden. Die medizinische Versorgung war primitiv. Am 16. Dezember 1942 kam es im Lagerlazarett zu einem Vorfall, den der zuständige Oberwachtmeister zur Anzeige brachte.⁹⁵ Er meldete, Kilian Götz habe den Lagerarzt beim Verbandswechsel beschimpft und auch ihn selbst beleidigt. Gegenüber anderen Häftlingen soll er behauptet haben, ohne Narkose operiert worden zu sein: „Bei dieser Menschenschinderei schneidet man sich am besten die Pulsader durch.“ Die Meldung des Oberwachtmeisters endete mit den Worten: „Bitte um eine exemplarische Bestrafung.“ Die Bestrafung von Kilian Götz bestand darin, dass er von Börgermoor in das Konzentrationslager Neuengamme bei Hamburg überstellt wurde.

Häftling Nr. 13.369

Neuengamme war 1938 als Außenlager des KZ Sachsenhausen gegründet worden und seit 1940 ein selbständiges Konzentrationslager.⁹⁶ Bis 1945 waren dort ca. 100.000 Häftlinge aus Deutschland und den besetzten Ländern gefangen. Die KZ-Gefangenen waren politische Gegner, straffällig gewordene Menschen, die als „Berufsverbrecher“ bzw. – wie Kilian Götz – als „Sicherungsverwahrte“ bezeichnet wurden, Juden, Sinti und Roma, Zeugen Jehovas, Homosexuelle und angeblich „asoziale“ Menschen. Die Mehrzahl der Häftlinge stammte aus dem Ausland. Mindestens 50.000 Häftlinge starben infolge der unmenschlichen Arbeits- und Lebensbedingungen, aber auch durch gezielte Mordaktionen. Die Todesrate der „Sicherungsverwahrten“ war im Vergleich zu anderen Häftlingsgruppen sehr hoch.⁹⁷ Ursächlich hierfür war, dass die SS sie vorsätzlich „vernichten“ wollte und sie darüber hinaus auch in der Lagerhierarchie weit unten standen.

Als Kilian Götz am 6. Januar 1943 nach Neuengamme verschleppt wurde, erhielt er die Häftlingsnummer 13.369.⁹⁸ Wie alle Häftlinge wurde auch er von der Lager-SS mit einem farbigen Dreieck auf der Kleidung markiert. Er musste einen grünen Winkel tragen, das Zeichen der „Berufsverbrecher“. Als „Sicherungsverwahrter“ musste er ihn mit der Spitze nach oben tragen. Nur neun Tage überlebte er die KZ-Haft.

Kilian Götz aus Löffingen und sein Tod im KZ Neuengamme 1943

Am 15. Januar 1943 wurde Kilian Götz im Alter von 45 Jahren ermordet. Wir kennen die genauen Todesumstände nicht und wissen nicht, ob er am Hunger oder an einer Krankheit zugrunde ging, immerhin war er frisch operiert, ob er sich zu Tode schuften musste, also tatsächlich „*durch Arbeit vernichtet*“ wurde, oder ob er einen gewaltsamen Tod starb, indem er totgeschlagen wurde. Seine Leiche wurde im lagereigenen Krematorium verbrannt. Im Totenbuch des Krankenreviers wurde sein Tod für 9 Uhr morgens verzeichnet.⁹⁹ 45 Minuten vor ihm starb ein russischer Häftling, der erst 19 Jahre alt war. Zehn Minuten nach ihm kam ein 58-jähriger deutscher Häftling zu Tode, der als „asozial“ abgestempelt war. Die offizielle Sterbeurkunde wurde erst am 5. März 1943 im Sonderstandesamt des Konzentrationslagers ausgestellt.¹⁰⁰ Den Tod zeigte Kriminalsekretär Otto Apenburg an, der Leiter der Politischen Abteilung im KZ. Unterzeichnet wurde die Urkunde vom Standesbeamten Wilhelm Brake. Der SS-Unterscharführer war zugleich Leiter des Krematoriums. Als angebliche Todesursache gab Brake an: „*Versagen von Herz und Kreislauf bei Nierenentzündung*“.

Die Lager-SS informierte das Standesamt in Löffingen und die Gemeinde Herlazhofen bei Leutkirch, seinem letzten offiziellen Wohnort, über den Sterbefall.¹⁰¹ Die Familienangehörigen in Seppenhofen wurden ebenfalls verständigt. Sie erhielten aus Neuengamme den Nachlass, darunter ein blutverschmiertes Hemd. Eine Nachbarin, die damals zehn Jahre alt war, erinnert sich, dass Agathe Link weinend zu ihrer Mutter gekommen sei, das Hemd gezeigt und erklärt habe, ihr Bruder sei keines natürlichen Todes gestorben.¹⁰²

Rückkehr der Erinnerung

Seit 1965 gibt es in Neuengamme ein Mahnmal mit einer überlebensgroßen Skulptur. Ihr Titel lautet: „Der sterbende Häftling“. Als ich die KZ-Gedenkstätte vor einigen Jahren besuchte, wusste ich nicht, dass Kilian Götz hier ermordet worden war. Ich stand damals nichtsahnend im „Haus des Gedenkens“, an dessen Wänden Stoffbahnen mit Namen von etwa 23.000 toten KZ-Häftlingen hängen. Nur durch Zufall stieß ich im Internet im digitalen Totenbuch darauf, dass sich unter den Toten des KZ Neuengamme ein Löffinger befindet.¹⁰³

Bis zuletzt hatte Kilian Götz Löffingen als seine „Heimat“ bezeichnet. Er hatte keine andere. Er war ein „Sohn der Stadt“. Natürlich war er keine Persönlichkeit, auf dessen Lebensleistung man stolz sein könnte. Zeit seines Lebens machte er es den Menschen in seiner Umgebung und der Gesellschaft, in der er lebte, nicht leicht. Sie ihm aber auch nicht. Seine Verurteilung auf Grundlage des „Gewohnheitsverbrechergesetzes“, seine „Sicherungsverwahrung“, seine Verschleppung in das KZ und seine Ermordung waren nationalsozialistisches Unrecht. Er ist deshalb als Opfer der NS-Gewaltherrschaft anzuerkennen.

Anlässlich seines 75. Todestages hielt ich im Januar 2018 in Löffingen einen Vortrag und regte an, für ihn einen „Stolperstein“¹⁰⁴ des Kölner Künstlers Gunter Demnig verlegen zu lassen.¹⁰⁵ Dabei handelt es sich um eine kleine

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“

quadratische Messingtafel, die mit dem Namen und den Lebensdaten beschriftet ist und in das Straßenpflaster eingelassen wird. Die Zuhörer unterstützten den Vorschlag und spendeten 240 Euro.¹⁰⁶ Auch Bürgermeister Tobias Link zeigte sich von Anfang an aufgeschlossen gegenüber dem Vorhaben. Mittlerweile haben auch der Gemeinderat und der Hauseigentümer der Verlegung des kleinen Gedenkzeichens vor dem Geburtshaus in der Vorstadtstraße zugestimmt. Die Verlegung des Steins wird im Juli 2019 stattfinden.

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“ Rund 100 Jahre nach diesem Verdammungsurteil kehrt die Erinnerung an Kilian Götz nach Löffingen zurück, um wach gehalten zu werden. Das sind wir ihm und letztlich auch uns schuldig. Denn gerade im Umgang mit diesem gesellschaftlichen Außenseiter und in der Erinnerung an ihn und sein Schicksal zeigt sich die Reife einer demokratischen Gesellschaft.



„Stolperstein“ für Kilian Götz, der am 2. Juli 2019 vor seinem Geburtshaus in Löffingen verlegt wird. Fotomontage.

Autor

JÖRG WASSMER, geboren 1977, studierte Geschichts- und Politikwissenschaft an der Freien Universität Berlin. Zu seinem Studienschwerpunkt zählte die Zeit des Nationalsozialismus. Seine Masterarbeit schrieb er über die „Euthanasie“-Gedenkstätte Grafeneck. Nach beruflichen Stationen in der Stiftung Brandenburgische Gedenkstätten und in der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem arbeitet er seit 2010 im Archiv

des Jüdischen Museums Berlin. Er veröffentlicht regelmäßig Beiträge auf dem Museumsblog (<https://www.jmberlin.de/blog/author/joerg-wassmer/>).

2015 erschien seine Studie „in Löffingen untragbar“ zum Konflikt zwischen Stadtpfarrer Guido Andris und der NSDAP-Ortsgruppe 1930 bis 1934. Zusammen mit seiner Familie betreibt er die Webseite „loeffingen-damals“ mit mittlerweile über 1.500 alten Stadtansichten.

Kilian Götz aus Löffingen und sein Tod im KZ Neuengamme 1943

Anmerkungen

- 1 Die Online-Petition „Anerkennung von ‚Asozialen‘ und ‚Berufsverbrechern‘ als Opfer des Nationalsozialismus“ ist zu finden unter: <https://www.change.org/pl/deutscher-bundestag-anererkennung-von-asozialen-und-berufsverbrechern-als-opfer-des-nationalsozialismus>; Aufruf 11.08.2018.
- 2 Das vorhandene Quellenmaterial lässt eine exakte Berechnung der Haftzeiten nicht zu. Die Statistik dient nur der groben Orientierung.
- 3 Generallandesarchiv Karlsruhe (fortan GLAK), Gefangenenaakte Kilian Götz, 521 Zugang 1982–48 Nr. 2278.
- 4 Niedersächsisches Landesarchiv Osnabrück (fortan NLAO), Gefangenenaakte Kilian Götz, Rep. 947 LIN II, 2119.
- 5 NLAO, Lebensläufe, Bruchsal (ca. 01.03.1926), Mannheim (ca. 09.12.1931), Bruchsal (ca. 26.05.1937), Börgermoor (26.06.1942); GLAK, Lebenslauf, Kislau (ca. 10.03.1939). Teilweise sind die Lebensläufe frei formuliert, teilweise handelt es sich um ausgefüllte Fragebögen. Die Angaben in den Lebensläufen stimmen im Wesentlichen überein. Kleinere Unstimmigkeiten sind vermutlich dem Umstand geschuldet, dass Götz keine Unterlagen zur Hand hatte, als er seine Lebensläufe verfasste, sondern seine Lebensdaten aus dem Gedächtnis niederschrieb. In meinem Beitrag verzichte ich darauf, bei allen biografischen Stationen auf die fünf Lebensläufe als Hauptquelle zu verweisen.
- 6 Standesamt Löffingen, Geburtsurkunde, Nr. 12/1897, 03.07.1897.
- 7 Pfarrarchiv Löffingen, Taufregister Nr. 12/1897, Löffingen, 03.07.1897. Seinen Vornamen erhielt er vermutlich, weil wenige Tage nach seiner Geburt und Taufe der Namenstag des heiligen Kilian gefeiert wurde.
- 8 GLAK, 456 C, Kriegsstammrolle Infanterie-Regiment 169, Nr. 1921, Bild 113. Im Gemeindearchiv Seppenhofen (B.1b/630) ist eine Vormundschaftsakte zu Josef Reichle überliefert. Ein Bezug zu Götz ist nicht ersichtlich.
- 9 GEORGE L. MOSSE, Die Geschichte des Rassismus in Europa, Frankfurt/M., 1996; IMANUEL BAUMANN, Dem Verbrechen auf der Spur. Eine Geschichte der Kriminologie und Kriminalpolitik in Deutschland 1880 bis 1980, Göttingen, 2006.
- 10 Johann Baptist Beck war in erster Ehe mit Cäcilia geb. Rogg verheiratet. Die 17 Kinder wurden in den Jahren 1876 bis 1899 geboren.
- 11 NLAO, Lebenslauf, ca. 26.05.1937.
- 12 NLAO, Lebenslauf, ca. 01.03.1926.
- 13 Nach der Eheschließung seiner Mutter Maria Anna Vogt mit dem Tagelöhner Johann Georg Götz wurde das Kind Bernhard „als eigen anerkannt u. angenommen“.
- 14 Stadtarchiv Löffingen, Volkszählung 1900/1910, XV/2808. Es handelt sich um das Haus Vorstadtstraße 9. Damalige Besitzerin war die Tagelöhnerin Maria Häusle. Vgl. EMIL KETTERER, Löffingen. Beiträge zur älteren Geschichte, Löffingen, 2005, S. 404f.
- 15 Stadtarchiv Löffingen, BVIII/195, Gemeinderatsprotokoll vom 26.09.1915, S. 117.
- 16 Stadtarchiv Löffingen, BVIII/194, Gemeinderatsprotokoll vom 20./27.01.1915, S. 333, 337. Die Kosten für ein Paar Schuhe, eine Hose und eine Unterhose musste die Gemeindekasse begleichen, da die finanziellen Mittel der Familie nicht ausreichten; vgl. Ebd., BVIII/195, Gemeinderatsprotokoll vom 22.08.1915, S. 93.
- 17 Stadtarchiv Löffingen, BVIII/195, Gemeinderatsprotokoll vom 09.12.1915, S. 171.
- 18 GLAK, 456 C, Nr. 1921, Bild 113, Kriegsstammrolle Infanterie-Regiment 169.
- 19 Stadtarchiv Löffingen, BVIII/195, Gemeinderatsprotokoll vom 20.12.1916, S. 448. Eventuell hing die Ablehnung der „Liebesgabe“ damit zusammen, dass Götz zum Zeitpunkt seiner Rekrutierung in Dögingen wohnhaft war.
- 20 Seine Angaben konnten nicht verifiziert werden, da die entsprechende Kriegs-

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“

- stammrolle nicht gefunden wurde. Es ist aber unwahrscheinlich, dass seine Angaben nicht der Wahrheit entsprechen, da es für die Behörden damals ein leichtes gewesen wäre, sie zu überprüfen. Ein mehrtägiger Lazaretaufenthalt konnte nur für Dezember 1916 nachgewiesen werden. Damals wurde er wegen einer „Zellgewebsentzündung“ am linken Unterarm im Garnisonslazarett Freiburg behandelt; Bundesarchiv-Militärarchiv Freiburg, Pers. 9/2.7.97_Gel-Gros.
- 21 NLAO, Lebenslauf, ca. 01.03.1926.
- 22 NLAO, Strafbefehl des Amtsgerichts Donaueschingen vom 14.05.1920.
- 23 NLAO, Strafbefehl des Amtsgerichts Glatz vom 07.01.1920.
- 24 NLAO, Amtsgericht Neustadt, Vorstrafenregister, 19.12.1936.
- 25 NLAO, Auskunft von Heinrich Künzler, Löffingen, 26.07.1920.
- 26 Vgl. Freiburger Diözesan-Archiv, Necrologium Friburgense, Bd. 71, Freiburg, 1951, S. 220.
- 27 Zu dieser Haftstrafe hatte ihn das Schöffengericht Neustadt am 9. September und 11. November 1921 wegen Diebstahls verurteilt. Das Gericht befand ihn für schuldig, ein entliehenes Paar Ledergamaschen unterschlagen, in Seppenhofen eine Hose und Weste entwendet, in Hinterzarten eine Hose und eine Taschenuhr gestohlen und in einem Gasthaus die Zeche geprellt zu haben. Außerdem wurde er wegen Betrugs zu einer Geldstrafe von 500 Mark verurteilt. Da er zahlungsunfähig war, wurde die Geldstrafe in eine Freiheitsstrafe von weiteren 26 Hafttagen umgewandelt.
- 28 NLAO, Auskunft von Jakob Ebner, Bruchsal, 10.04.1923.
- 29 NLAO, Zuchthaus Bruchsal, Beschluss, 03.04.1923.
- 30 Der Bürgermeister einer Gemeinde bei Meßkirch beschrieb Götz *„als Faulenzer, der der Arbeit aus dem Wege geht, sich als Kriegsinvalide ausbeugt und behauptet, wegen einer angeblichen Gasvergiftung nicht arbeiten zu können.“* Vgl. NLAO, Urteil des Landgerichts Konstanz vom 05.05.1937.
- 31 NLAO, Strafbefehl des Amtsgerichts Freiburg vom 26.01.1926.
- 32 NLAO, Zuchthaus Bruchsal, Gefangenenakte, 01.03.1926.
- 33 NLAO, Zuchthaus Bruchsal, Aktennotiz, 26.04./07.05./15.06./18.08.1926.
- 34 NLAO, Zuchthaus Bruchsal an Amtsgericht Neustadt, 05.03.1926.
- 35 NLAO, Vermerk, Bruchsal, 24.03.1926.
- 36 NLAO, Amtsgericht Neustadt an Zuchthaus Bruchsal, 24.06.1926.
- 37 Im Widerspruch dazu hieß es ein Monat zuvor noch, dass sie *„von früh morgens bis gegen Abend außerhalb des Hauses tätig ist“*. Ob sie einer regelmäßigen Lohnarbeit nachging, muss offen bleiben. Vgl. NLAO, Landesgefängnis Freiburg an Zuchthaus Bruchsal, 27.05.1926.
- 38 Es sei ausdrücklich angemerkt, dass ihm nicht Zuhälterei, sondern nur die Beherbergung von Prostituierten zur Last gelegt wurde.
- 39 NLAO, Zuchthaus Bruchsal, Meldung, 06.07.1926.
- 40 NLAO, Zuchthaus Bruchsal an Amtsgericht Neustadt, 14.06.1926.
- 41 NLAO, Auskunft von Jakob Ebner, Bruchsal, 07.12.1926.
- 42 NLAO, Rosa Götz an Jakob Ebner, 28.03.1926.
- 43 GLKA, Lebenslauf, ca. 10.03.1939.
- 44 Wie das Leben von Rosa Götz und der Tochter weiterging, ist nicht bekannt.
- 45 NLAO, Götz an Jakob Ebner, Chemnitz, 21.02.1931.
- 46 NLAO, Urteil des Amtsgerichts Hall vom 12.04.1928.
- 47 NLAO, Urteil des Amtsgerichts Leonberg vom 10.07.1929.
- 48 NLAO, Lebenslauf, ca. 26.05.1937.
- 49 Vgl. NLAO, Urteil des Schöffengerichts Leipzig vom 15.06.1929.
- 50 Eine Anfrage beim Sächsischen Staatsarchiv nach einer möglichen Gefangenenakte verlief negativ.

Kilian Götz aus Löffingen und sein Tod im KZ Neuengamme 1943

- 51 NLAO, Götz an Jakob Ebner, Chemnitz, 21.02.1931.
- 52 NLAO, Urteil des Amtsgerichts Chemnitz vom 02.04.1931.
- 53 NLAO, Götz an Jakob Ebner, Chemnitz, 21.02.1931.
- 54 NLAO, Jakob Ebner an Götz, Bruchsal, 24.02.1931.
- 55 NLAO, Götz an Jakob Ebner, Chemnitz, 11.03.1931.
- 56 NLAO, Götz an Jakob Ebner, Chemnitz, 02.04.1931.
- 57 NLAO, Lebenslauf, ca. 09.12.1931.
- 58 Anstaltspfarrer Ebner stellte wütend fest: *„Das ist also wieder ein Arbeitsloser, der Arbeit gefunden hätte, aber sie nicht angenommen hat. Die Leute betrügen und betteln, geht leichter.“* NLAO, Jakob Ebner an Bernhard Schölderle, Bruchsal, 19.06.1931.
- 59 NLAO, Urteil des Amtsgerichts Bruchsal vom 24.11.1931.
- 60 NLAO, Landesgefängnis Mannheim, Effektenverzeichnis, 09.12.1931. Gegenüber der Gefängnisverwaltung erklärte Götz, niemanden zu kennen, der ihm Schuhe senden könnte.
- 61 NLAO, Josef Bürkle an Götz, Ravensburg, 24.12.1931.
- 62 NLAO, Götz an Helene Günzinger, Mannheim, 14.02.1932.
- 63 Die beanstandete Textstelle lautete: *„Sogar hier in diesem Hause verfolgt mich das Unglück, denn alles wird mir trotz meiner guten Führung abgelehnt und bin deshalb unsagbar unglücklich, und nur der Gedanke an Dich und an das zu erwartende Kind hält mich noch, sonst hätte ich mich schon längst aufgeknüpft.“*
- 64 Reichsgesetzblatt, Gesetz gegen gefährliche Gewohnheitsverbrecher und über Maßregeln der Sicherung und Besserung, Berlin, 27.11.1933, S. 995. Vgl. CHRISTIAN MÜLLER, Das Gewohnheitsverbrechergesetz vom 24. November 1933. Kriminalpolitik als Rassenpolitik, Berlin, 1997.
- 65 NLAO, Staatsanwaltschaft Freiburg, Anklageschrift, 24.08.1921.
- 66 NLAO, Polizeiliche Strafe des Oberamts Wangen vom 19.09.1933.
- 67 NLAO, Polizeiliche Strafe des Oberamts Wangen vom 30.01.1934.
- 68 NLAO, Urteil des Amtsgerichts Wangen vom 27.02.1934. In den Akten wird Götz mit den Worten zitiert: *„Mädele, hast du auch schon gevögelt?“* Er scheint das Mädchen nicht weiter sexuell belästigt zu haben. Von einem sexuellen Missbrauch ist keine Rede.
- 69 NLAO, Urteil des Landgerichts Ravensburg vom 22.06.1934.
- 70 Vgl. NLAO, Urteil des Landgerichts Konstanz vom 05.05.1937.
- 71 NLAO, Lebenslauf, ca. 26.05.1937.
- 72 NLAO, Urteil des Landgerichts Konstanz vom 05.05.1937.
- 73 Die Hose, die er bei der Einlieferung trug, gehörte nicht ihm, sondern war Eigentum des Bezirksamtes Konstanz. So verarmt war er. NLAO, Zuchthaus Bruchsal, Effektenverzeichnis, 26.05.1937.
- 74 Vgl. HABBO KNOCH: Die Emslandlager 1933–1945, in: Wolfgang Benz, Barbara Distel: Der Ort des Terrors. Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, Bd. 2, München, 2005, S. 532–570.
- 75 GLAK, Strafgefangenenlager Esterwegen an Arbeitshaus Kislau, 18.03.1939.
- 76 GLAK, Arbeitshaus Kislau, Gefangenakten, 09.03.1939.
- 77 NLAO, Zuchthaus Bruchsal, Personenbeschreibung, 26.05.1937; GLAK, Arbeitshaus Kislau, Personenbeschreibung, ca. 09.03.1939.
- 78 GLAK, Strafgefangenenlager Esterwegen an Arbeitshaus Kislau, 02.03.1939.
- 79 GLAK, Götz an Paul Rechmann, Kislau, 04.06.1939. Der Brief wurde wegen *„unklaren Äußerungen über die hiesigen Anstaltsverhältnisse“* zensiert.
- 80 GLAK, Götz an Theresia Regelman, Kislau, 30.06.1940. Die Beförderung des Briefes wurde wegen des Inhalts und *„wegen Schreibens zwischen den Zeilen“* abgelehnt.

„Je länger er nicht mehr zurückkommt, desto besser für die Heimat.“

- 81 Stadtarchiv Leutkirch, A467, Arbeitshaus Kislau, Entlassungsausweis, 09.03.1941.
- 82 GLAK, Arbeitshaus Kislau an Arbeitsamt Ravensburg, 19.02.1941.
- 83 Auskunft von der Stadtverwaltung Leutkirch vom 24.11.2014; Stadtarchiv Leutkirch, A467, Meldebescheinigung, 17.03.1941.
- 84 NLAO, Urteil des Amtsgerichts Leutkirch vom 20.06.1941.
- 85 NLAO, Urteil des Landgerichts Ravensburg vom 12.03.1942.
- 86 Stadtarchiv Löffingen, B.2/4793, Stuttgarter Neues Tagblatt, 03.03.1942.
- 87 Vgl. CORNELIA SCHMITZ-BERNING, Vokabular des Nationalsozialismus, Berlin, 1998, S. 554–557.
- 88 Stadtarchiv Löffingen, B.2/4793, Alfred Gaede an Heinrich Andris, Stuttgart, 03.03.1942.
- 89 Mit dieser Formulierung hatte Gaede einen Bogen geschlagen vom „Vagabunden“ Götz zu den Sinti und Roma, die auch aus Stuttgart in jenen Tagen in den Tod deportiert wurden.
- 90 NLAO, Staatsanwaltschaft Ravensburg an Strafgefängnis Lingen, 14.05.1942.
- 91 NLAO, Oberstaatsanwalt Ravensburg, 16.05.1942.
- 92 Vgl. NIKOLAUS WACHSMANN, KL. Die Geschichte der nationalsozialistischen Konzentrationslager, München, 2015, S. 483f. Wachsmann stellt fest: *„Die darauf folgenden Häftlingstransfers beschleunigten die Machtverschiebung vom Justiz- zum SS-Terror und halfen den Konzentrationslagern schlussendlich, den Strafanstalten den Rang abzulaufen.“*
- 93 NLAO, Götz an das Pfarramt Löffingen, Börgermoor, ca. 26.10.1942.
- 94 NLAO, Götz an Agathe Link, Börgermoor, 06.12.1942.
- 95 NLAO, Strafgefangenenlager Börgermoor, Anzeige, 16.12.1942.
- 96 Vgl. DETLEF GARBE, Konzentrationslager Neuengamme. Geschichte, Nachgeschichte, Erinnerungen, (Katalog der Ausstellungen; 1), Bremen, 2014.
- 97 Ab 1942 wurden mindestens 2.347 Sicherungsverwahrte eingeliefert. Davon sind 1.079 Tote namentlich bekannt. Vgl. http://media.offenes-archiv.de/ha2_1_2_thm_2347.pdf; Aufruf am 18.08.2018.
- 98 Auskunft vom International Tracing Service in Bad Arolsen vom 04.11.2014.
- 99 Auskunft von der KZ-Gedenkstätte Neuengamme vom 12.12.2017.
- 100 Staatsarchiv Hamburg, Bestand 332–5, Sterbeurkunde Nr. 1149/1943, Hamburg, 05.03.1943.
- 101 Standesamt Löffingen, Geburtsurkunde, Nr. 12/1897, 03.07.1897; Stadtarchiv Leutkirch, Dienstbotenkartei, o.D.
- 102 Mündliche Auskunft von Ingeburg Hasenfratz (geb. 1933) aus Löffingen-Seppenhofen vom 26.10.2017.
- 103 Vgl. <https://www.kz-gedenkstaette-neuengamme.de/de/geschichte/totenbuch/totenbuch-liste/goetz-1/>; Aufruf am 18.08.2018.
- 104 Vgl. <http://www.stolpersteine.eu/>; Aufruf am 18.08.2018.
- 105 Badische Zeitung, Stolperstein für NS-Opfer, 13.01.2018; Südkurier, Pläne für einen Stolperstein in Löffingen, 13.01.2018.
- 106 Von dem gespendeten Geld wird ein Teil für den „Stolperstein“ verwendet. Das restliche Geld wurde an den Förderverein der Gedenkstätte Neuengamme gespendet.

Mehr Natur am Hüfinger Riedsee – Renaturierungsmaßnahmen an den Riedseen auf der Baar

VON HILDEGARD und OTTO KÖRNER

Seit Jahrzehnten läuft nun schon der Kiesabbau auf der Baar. Eine für Mensch und Natur attraktive Seenplatte ist seither zwischen der Bahnlinie nach Konstanz und dem Großen Wuhrholz entstanden. Für Mensch und Natur? Dieser Frage soll in diesem Artikel nachgegangen werden.

Bisherige Entwicklung

An beiden Baggerseen, dem Pfohrener und dem Hüfinger Riedsee, hat die Naherholung nicht nur für das Städtedreieck, sondern auch weit darüber hinaus erheblich an Attraktivität gewonnen. Mit den Bademöglichkeiten – mit und ohne Bekleidung –, dem Campingplatz am Pfohrener Riedsee, den die Ufer erschließenden Rundwegen, mit dem Segelhafen, den Surf- und Tauchmöglichkeiten und dem Angelsport sind die Gewässer weit und breit einzigartig und ziehen die Erholungssuchenden magnetisch an. Dabei sind nicht nur legale Nutzungen anzutreffen.

Naturnähe finden wir aktuell vorwiegend am Pfohrener Riedsee in den Röhricht-, Verlandungs- und Flachwasserzonen des alten Schlammabsetzbeckens beim Betriebsgelände der Firma Mall und auf den Inseln. Auf der großen Wasserfläche lässt sich eine vielfältige Wasservogelfauna beobachten. Dabei ist seine Funktion als Mauer- und Raststätte deutlich höher einzuschätzen denn als Brutgebiet. Nur die wenigen oben genannten Flachwasser- und Verlandungszonen bieten einigen Vogelarten, Amphibien, Libellen und Fischen ideale Fortpflanzungsbedingungen und Nahrungsräume. Dem größten Teil der Seefläche kommt als Ruheplatz für Zugvögel und Wintergäste eine überregionale Bedeutung zu und ergänzend als deren Nahrungsraum. Dies belegen die monatlich im Winterhalbjahr seit 1989 durchgeführten Wasservogelzählungen der Baarer Ornithologen (GEHRING 2015).

Am Hüfinger Riedsee sieht es dagegen schlechter aus. Die Ufer des großen Sees sind meist sehr steil, sodass sich nur punktuell eine sehr spärliche Ufervegetation ausgebildet hat. Das flachere Südufer wird vom Strandbad eingenommen, das Nordufer ist aktiver Abbaubereich und wird es auch noch weitere Jahrzehnte bleiben. Am Südufer des kleineren östlichen Seeteils, dem Mittleren Riedsee, liegt der Seglerhafen mit Rampe und verläuft der Rundweg dicht am Ufer. Die verbliebene Landzunge zwischen dem „Seglersee“ und dem nördlichen Abbaubereich 4 wird im Sommer gerne von Badenden aufgesucht und von Anglern

Mehr Natur am Hüfing Riedsee



Hüfing Riedsee Mitte 2017. Luftbild: Google/GeoBasis-DE/BKG.

genutzt. Eine höhere ökologische Wertigkeit bieten Flächen im Areal der Firma Jäggle. Die mit Schilfröhricht bestockten Flächen des Absetzteiches und seiner Sickerflächen sowie der vorgelagerte, in den See ragende kleine Schwemmfächer – ein Mini-Ästuar – und drittens der kleine See. Die höhere Artenvielfalt verdanken diese Lebensräume insbesondere auch der Störungsarmut.

Für manchen überraschend ist auch die vom Oberboden befreite „nackte“ kiesige aktuelle Abbaufäche des Abbauabschnittes 5 für zwei seltene Arten ein begehrter Lebensraum:

Der Flussregenpfeifer (*Charadrius dubius*) sucht seit Jahren diese Flächen bei seiner Rückkehr aus Afrika immer wieder auf. Sein natürlicher Lebensraum sind die Kiesinseln der Flüsse. Da diese durch Gewässerregulierungen, Begradiungen und Hochwasserschutzmaßnahmen so gut wie vollständig verloren gegangen sind, stellt die abgeschobene Kiesabbaufäche eine Alternative, einen Sekundärlebensraum für ihn dar (HÖLZINGER 2001). Trotz Abbaubetrieb und Störungen durch Spaziergänger ohne und mit freilaufenden Hunden konnten von den örtlichen Ornithologen vereinzelt erfolgreiche Bruten nachgewiesen werden. Hilfreiche Maßnahmen für den Flussregenpfeifer liegen vor allem in der Besucherlenkung. Entsprechende Überlegungen für eine diesbezügliche Verbesserung spielen z.B. für den weiterzuführenden Abbauabschnitt 5 eine Rolle.

Renaturierungsmaßnahmen an den Riedseen auf der Baar



Brutplatz des Flussregenpfeifers:
Die aktuelle Abbaufäche 5 am Nordufer des Hüfingier Riedsees zeigt den abbauwürdigen Kies. Der Oberboden („Mutterboden“) wurde zu dem grün-weißlich überwachsenen Wall im Hintergrund abgeschoben. Das zwischen Kies und Oberboden liegende nicht abbauwürdige Abraummaterial dient der Gestaltung der Flachwasserzonen und Inseln im Abschnitt 4 „Naturschutzsee“.

Fotos, soweit nicht anders bezeichnet, von den Autoren.

Flussregenpfeifer im Brutgebiet.
Foto: Helmut Gehring.



Mehr Natur am Hüfinger Riedsee



Typisches temporäres und vegetationsfreies Laichgewässer der Kreuzkröte 2017; dahinter die Landzunge, der „Langfinger“; links vor dem Waldrand liegt der Seglersee.

Ähnliches gilt für die in Baden-Württemberg stark gefährdete Kreuzkröte (*Epidalea calamita*), die früher flächig auf der Baar verbreitet und häufig war. Sie ist auf flache, vegetationsfreie, sich rasch erwärmende, Fressfeind freie (z. B. Fische oder Libellenlarven) Tümpel angewiesen. Diese entstanden bei naturnaher Gewässerdynamik bei Hochwässern im fluss- und bachnahen Gelände früher regelmäßig neu, fehlen heute jedoch nahezu vollständig. Ersatzlebensraum findet die Kröte heute vereinzelt noch in Fahrspuren und Tümpeln auf Wald- und Feldwegen, Baustellen oder eben auf Kiesabbauflächen (LAUFER/SOWIG 2007). Die Kreuzkröte konnte sowohl im letzten als auch im aktuellen Abbaubereich 5 nachgewiesen werden, allerdings in sehr geringer Individuenzahl (3–6 rufende Männchen). Für diese Art wird seit 2016 Vorsorge getroffen, indem entsprechende Tümpel neu angelegt werden und beim Kiesabbau nicht „unter die Räder“ kommen. In den sich schnell erwärmenden Tümpeln entwickelt sich der Laich innerhalb von ca. 28 Tagen zu Jungkröten.



Ein winziges Jungtier der Kreuzkröte mit Größenvergleich.

Renaturierungsmaßnahmen an den Riedseen auf der Baar

Umgesetzt werden die Maßnahmen von der Kiesabbaufirma in Absprache mit der Naturschutzbehörde und der ökologischen Baubegleitung durch Stefan Hafner aus Löffingen, eine Verpflichtung, die sich aus dem Artenschutzrecht ergibt und die die Firma Jäggle bereitwillig umsetzt. Im heißen Sommer 2017 unterstützten Ehrenamtliche die Maßnahmen, indem sie durch Wassernachschub ein Austrocknen der zum Teil sehr flachen Tümpel verhinderten, sehr engagiert unterstützt vom „wasserschöpfenden“ Baggerfahrer der Firma Jäggle. So konnten sich über hundert Jungkröten entwickeln, ein ordentlicher Schub für die Riedseepopulation!

Vorgeschichte

Mit ursächlich für die geringe Naturnähe eines Großteils des Hüfinger Riedsees ist das den Genehmigungen zugrunde liegende Abbaukonzept aus dem Jahr 1990 als Bestandteil der Genehmigung vom 7.3.1995. Während für die Abschnitte 1 bis 3 vor allem Freizeitnutzungen (Baden, Segeln, Surfen) vorgesehen sind, ist erst der bislang letzte Abschnitt 4 einem naturschutzfachlichen Ausgleich vorbehalten, hier dann aber ausschließlich.



Vergrößerung aus dem Abbauplan Riedsee Hüfingen auf der Grundlage des Plans vom 9.7.1992 (Ing.-Büro Voss 1998). Der Ausschnitt zeigt das damalige Maßnahmenkonzept der Renaturierungsplanung.

Mehr Natur am Hüfinger Riedsee

Maßgeblich wirkten an dem Maßnahmenkonzept für diesen Seeteil Helmut Gehring und Felix Zinke (†) als Vertreter des Baaremer Naturschutzes mit. Folgende Zielsetzungen wurden und werden auch heute mit dem modifizierten Konzept verfolgt:

Modellierung von Flachwasserzonen

Schwerpunkt der Maßnahmen ist die Modellierung von Flachwasserzonen mit anschließender Verlandungszone, ein ökologisch typischer und extrem hochwertiger Lebensraum für Gewässer. Sie bilden den Verzahnungsbereich von Freiwasser- und Landflächen:

Das Flachwasser bis ca. 0,5 m Tiefe bietet mit seiner Unterwasservegetation wie verschiedene Laichkräuter, dem Ährigen Tausendblatt und Seerosen Laichplätze und Kinderstuben für u.a. Fische, Amphibien und Insekten und die Nahrungsbasis für zahlreiche Wirbellose. Schnatter- und Stockenten, Bläsrallen und Höckerschwäne finden hier reichlich vegetabile Nahrung, je nach Halslänge in unterschiedlicher Wassertiefe. Zwerg- und Haubentaucher nutzen die Unterwasserinsekten und Fische als Nahrungsgrundlage.

Die anschließende Verlandungszone kann aus Seggen-, Binsen-, Rohrkolben- und Schilfröhricht bestehen. Sie bietet mit dem großen Strukturreichtum an Klein- und Kleinstlebensräumen in Folge der Mischung aus Wasser, Land und Vegetation einer großen Artenvielfalt Heimat. Beispielhaft seien als Brutvögel Teichröhrsänger, Wasserralle, Zwerg- und Haubentaucher und die Kolbenente genannt.



Ausbildung einer Flachwasser- und Verlandungszone: erste Ansätze eines Rohrkolbenröhrichts an den noch steilen Ufern der Renaturierungsfläche (Juli 2018).

Renaturierungsmaßnahmen an den Riedseen auf der Baar

Die vegetationsfreie Wasserwechselzone, als Schlickufer oder Spülsaum, ist ein wichtiges Rast- und Nahrungshabitat durchziehender Watvögel wie Kiebitz, Flußuferläufer, Bruchwasserläufer, Grünschenkel oder z. B. der vom Aussterben bedrohten Krickente. Konkret sind geplant:

- Schaffung und Erhalt ungestörter Brut- und Ruheplätze für Vögel

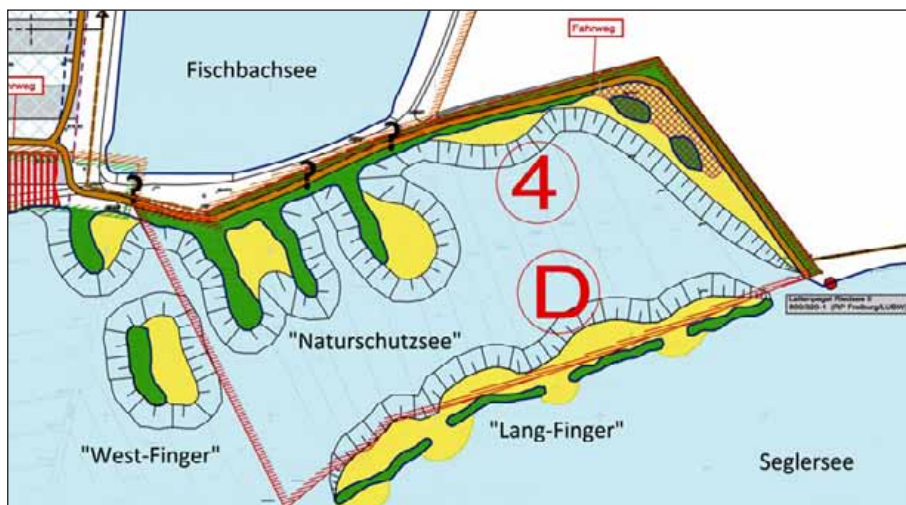
Mit dem Belassen kleiner Inseln im See sollen ungestörte und weitgehend Fressfeind arme Brut- und Ruheplätze geschaffen werden. Darüber hinaus sind beruhigte Uferbereiche Voraussetzung für eine beabsichtigte Ansiedlung störungsempfindlicher Arten.

- Anlage von Amphibiengewässer

Auf der verbliebenen Kiesfläche am östlichen Abbaude sind vom See getrennte, Fisch freie Amphibiengewässer vorgesehen, die in direktem Kontakt zum Sommerlebensraum und Überwinterungsquartieren im Wald des Kleinen Wuhrholzes stehen: Zielart Kreuzkröte.

Laufende Renaturierung

Im Frühjahr 2017 wurde der Abbau des Abschnittes 4 beendet und der Abbaubereich 5 westlich des Fischbachsees begonnen. Der Renaturierungsplan aus dem Jahr 1990 wurde unter Mitwirkung des Landratsamtes (Genehmigungsbehörde), der Kiesabbaufirma, der Kommune und den Fischerei- und Natur-



Überarbeitetes Renaturierungskonzept für Abbauabschnitt 4 (Stand August 2017, Büro Dr. Bliedner): Die Fragezeichen stehen für die möglichen Durchbrüche zwischen Naturschutzsee und Fischbachsee (FKK-See). Der aktuell im Abbau befindliche Abschnitt 5 befindet sich westlich d. h. links des Fischbachsees. Gelb: Modellierung von Flachwasserzonen. Grün: Schaffung und Erhalt ungestörter Brut- und Ruheplätze für Vögel. Blau-violettes Raster: Anlage von Amphibiengewässern.

Mehr Natur am Hüfinger Riedsee

schutzverbänden aktualisiert. In der Genehmigung enthalten, aber in der Ausformung noch in der Diskussion sind mehrere Durchbrüche zum Fischbachsee/FKK-See im Norden. Durch die Verbindung des Abschnittes 4 („Naturschutzsee“) mit dem Fischbachsee/FKK-See wird das Ziel einer vollständigen „Verkehrsberuhigung“ um die Inseln und Flachwasserzonen des „West-Fingers“ und seiner östlich benachbarten „kleinen Finger“ verfolgt. Diese Forderung wird insbesondere von den Naturschutzverbänden erhoben, da nach den Erfahrungen am Pfohrerer Riedsee anderweitig das Betreten und Lagern nicht verhindert werden kann.

- Umgesetzte Maßnahme: Erhalt einer Landzunge („Langfinger“) zwischen dem Abbauabschnitt 4 und dem „Seglersee“

Bereits Bestandteil der Genehmigung aus dem Jahr 1990 war die Auflage, zwischen dem „Naturschutz- und dem Seglersee“ eine Landzunge stehen zu lassen. Darauf wurde das bei der Vorbereitung des Kiesabbaus anfallende Abraumaterial aufgeschüttet, das zwischen dem wertvollen Humusoberboden und dem abbauwürdigen Kies in beträchtlicher Menge anfällt. Dieser „Langfinger“ erstreckt sich auf einer Länge von etwa 340m. Eine vergleichbare kürzere Landzunge, der „West-Finger“, wurde zum großen Seeteil hin erhalten und aufgeschüttet sowie östlich anschließend weitere kürzere „Finger“ gestaltet.

Die geplante Funktion von „Lang- und Westfinger“ ist die räumliche Trennung der Renaturierungsfläche „Naturschutzsee“ zu den offenen, tieferen Wasserflächen hin durch eine Flachwasser- und Röhrlichtzone. Der „Langfinger“ wird gleichwohl durch vier tiefere Unterwassergräben unterteilt – es entstehen für die Unterwasserwelt und die Grundwasserströme Austauschzonen zwischen „Seglersee“ und „Naturschutzsee“.



Der „Langfinger“ als gestaltete Flachwasserzone mit belassenen Inseln zwischen dem Seglersee im Hintergrund und dem Naturschutzsee der Renaturierungszone im Vordergrund (Juni 2018).

Renaturierungsmaßnahmen an den Riedseen auf der Baar

Im Jahr 2017 wurde der „Langfinger“ bis auf Wasserniveau abgeflacht und das Ziel Schaffung von „Flachwasser- und Verlandungszone“ umgesetzt. Vereinzelt flache Inseln über Wasserspiegelniveau wurden als Brut- und Ruhezone erhalten. Bei der Maßnahme anfallende Gehölze wurden als Totholzstruktur im Wasser teilversenkt als Laich- und Schutzzone für Klein- und Jungfische.

- Umgesetzte Maßnahme: Belassen einer Restkiesfläche von 300–400 qm

Am östlichen Ende des „Naturschutzsees“ wurde ein Kiesstreifen über Wasser stehen gelassen. Hier wurden die letzten drei Jahre die Tümpel für die Kreuzkröte angelegt. Langfristig ist hier eine Abflachung der Ufer zur Entwicklung einer Röhricht bestandenen Flachwasserzone vorgesehen sowie die Anlage eines vom Seekörper getrennten, fischfreien Amphibiengewässers mit geringer Tiefe.

- Laufende Maßnahme: Abflachen der Landzunge zum großen Seeteil („West-Finger“)

Aktuell (2. Jahreshälfte 2018) wird der „West-Finger“ zwischen dem großen Seeteil und dem „Naturschutzsee“ modelliert. Zu beiden Seiten wird das abgelagerte Material zu Flachwasserufern auf Wasserspiegelniveau eingebaut. Dabei wird zumindest vorerst ein mit LKW befahrbarer Mittelstreifen belassen, um gegebenenfalls noch weiteres Material anliefern und einbauen zu können.

- Laufende Maßnahme: Aufschütten weiterer Landzungen

Bereits 2017 wurde von Norden her begonnen, mit dem Abraummaterail aus dem laufenden Abbau weitere Landzungen in den Naturschutzsee zu schütten. Diese werden noch vergrößert und mittelfristig ebenfalls zu weiteren Flachwasser- und Verlandungszone abgeflacht.



Blick von Osten auf die neu angelegten Landzungen: im Hintergrund vor dem Kiestransportschiff der „West-Finger“ bereits auf Verlandungswasserspiegel abgeflacht; davor rechts mit grünem Binsen-Gürtel und im Vordergrund frisch aufgeschüttet zwei weitere „Finger“; im Hintergrund das Firmengelände der Firma Jäggle (Oktober 2018).

Mehr Natur am Hüfinger Riedsee

Erste Ergebnisse und Erlebnisse

Die Maßnahmen zum Schutz der Kreuzkröte waren 2017 ein voller Erfolg. Die von Stefan Hafner als ökologischem Baubegleiter mit der Firma Jäggle gemeinsam angelegten Laichtümpel waren sehr wirksame Maßnahmen zur Stabilisierung der Baar-Population der Art. Das Ergebnis ist Bestätigung für die Richtigkeit der getroffenen Maßnahmen. Diese werden entsprechend auch weitergeführt werden. Nicht jedes Jahr ist gleich. Das Jahr 2018 war weniger erfolgreich. Dazu trug die lang anhaltende Trockenheit bei: ohne Niederschläge keine temporären Tümpel! Zudem waren die letztjährigen Tümpel mit Binsen und Seggen durchwachsen, Grasfrösche und Libellen hatten sie in Beschlag genommen, d. h. sie waren vollständig ungeeignet für die Kreuzkröten. Des Weiteren war sowohl an diesen Tümpeln als auch an den neu angelegten in deren Nachbarschaft und an einem separaten auf einem der neu angelegten Landzungen deutliche Spuren zu erkennen, die auf gefiederte Fressfeinde hindeuten. Das hatte sich gegen Ende des Reproduktionszeitraumes 2017 schon angedeutet. Tatsächlich entdeckten die Autoren bei einer Tümpelkontrolle Ende Juli 2017 einmal einen Flussuferläufer und ein anderes Mal einen Flussregenpfeifer bei der Nahrungsaufnahme an einem reichlich mit Kaulquappen der Kreuzkröten besetzten Tümpel. 2018 wiesen die Tümpel deutlich mehr und insgesamt sehr viel häufiger Trittsiegel von Vögeln auf, die der Bachstelze bis hin zum Graureiher zuzuordnen waren.

Die schnellste Aneignung des neuen kleinen Paradieses gelang einem Paar Höckerschwäne, das in einem der teilweise im Wasser versenkten Gehölze einen idealen Neststandort fand: Die stolzen Eltern führten ihre fünf „Teenies“ in die Welt hinaus. Der Nachwuchs ist mit dem Fernglas gut auszumachen und erkennbar an der noch bis ins Frühjahr 2019 andauernden Umfärbung von dem braungrauen Jugendkleid („häßliches Entlein“) in das weiße Erwachsenenkleid. Die weite Welt beschränkt sich allerdings aufgrund eines hohen Nahrungsan-



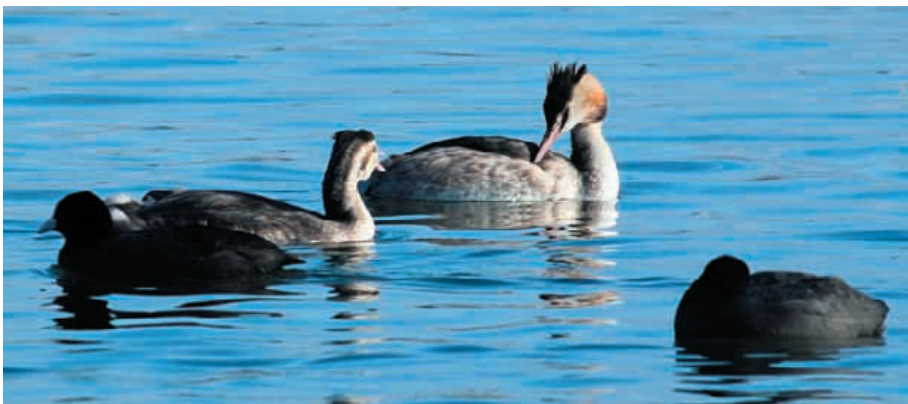
Die Höckerschwäne auf ihrer Lieblingsinsel: die Eltern ganz in weiß, der fünfköpfige Nachwuchs in hellem graubraun (August 2018).

Renaturierungsmaßnahmen an den Riedseen auf der Baar

gebotes in Form reicher Unterwasservegetation auf den „Naturschutz- und den Seglersee“: Das Ährige Tausendblatt hat binnen Jahresfrist von Null ausgehend bereits flächig die Flachwasserzone erobert, vom Gewässergrund bis zur Wasseroberfläche. Die Prognose ist nicht schwer, dass die Flachwasserzonen des „Langfingers“ 2019 vollständig mit Unterwasservegetation bewachsen sein werden, die nicht nur eine perfekte Kinderstube für den Fischnachwuchs bilden.

Ein erwachsener Haubentaucher zog unter den mit einem Fernglas verstärkten Augen des Verfassers eine Rotfeder aus diesem Unterwasserdschungel, deren Größe auf etwa 20 cm geschätzt wurde! Er hatte heftige Mühe, den „dicken Fisch“ zu schlucken! Und damit zum zweiten erfolgreichen Brutpaar: Eine weitere Familie des Haubentauchers brütete in der Nachbarschaft zu den Schwänen in einem Schwimmnest und zog ein Jungtier groß, bis es mit seinen weithin hörbaren Bettelrufen den Eltern zu bunt wurde und Ende August des Feldes, sprich hier des elterlichen Revieres, verwiesen wurde. Ab etwa dieser Zeit wurde zufällig auf dem Unterhölzer Weiher erstmalig in 2017 ein diesjähriger Junghaubentaucher beobachtet; kenntlich an seinen dunklen Kopf- und Halsstreifen im sonst hellen Jugendgefieder. War er das? Wenn ja, dann wäre das ein weiterer Beleg für die Vernetzung der Gewässer auf der Baar und ihrer Bewohner.

Drei Paare der Blässralen mit je zwei Bruten und insgesamt 16 Küken zeugen ebenso von rascher Nischennutzung; allesamt Vegetarier im Bereich des „Langfingers“. Setzt man die durchschnittliche Eizahl von 5–8 Eiern pro Gelege an, so hätten es auch mehr als doppelt so viele Jungrallen sein können. Ein Zeichen für den Aderlass und doch nicht so paradiesische Zustände: Mitte Juli, während einer Wasservogelzählung des Verfassers, rüttelt eine bussardgroße Mittelmeermöwe über einer jungen z.T. noch grauen Blässralle auf offener Wasseroberfläche, stößt auf sie nieder und versucht sie unter Wasser zu drücken – ihr Ziel ist klar! Nach dem ersten Mal Wegtauchen ändert das Jungtier seine Strategie:



Hinter den zwei schwarzen Blässralen das Haubentaucherjunge und ein Elternteil dahinter. Erkennbar beim Jungtier der dunkelgraue Streifen im Gesicht, beim Alttier die schwarze Haube und das hell bis orange-farbene Wangengefieder, das im schwarzen Kragen endet. Foto: Helmut Gehring

Mehr Natur am Hüfinger Riedsee



Man staunt nicht schlecht über den Unterschied zwischen den Geschlechtern: rechts zwei männliche Kolbenenten im Prachtkleid – prachtvolle Burschen – wie gemalt! Foto: Helmut Gehring



Die weibliche Kolbenente mit ihrem voraus schwimmenden Nachwuchs. Mitte September erfolgte die "Abnabelung", aber: alle drei Tiere sind Mitte Oktober noch am Hüfinger Riedsee. (Juni 2018).



Ganze Schwärme von Jungfischen leben geschützt zwischen dem Rohrkolben und dem Ährigen Tausendblatt.

Kommt bei den fortgesetzten Angriffen die Mittelmeermöwe der jungen Blässralle zu nahe, schaltet diese auf Angriff um und springt die Möwe wassertretend und flügel-schlagend mit geöffnetem Schnabel an. Nach etwa 50 Attacken lässt die Möwe ab, wohl zu viel Widerstand durch die wehrhafte, fitte junge Blässralle. Im Spätsommer wanderten Blässrallen als Gäste aus der Umgebung zu und der Bestand ist Anfang Oktober auf über 50 Tiere angewachsen, überwiegend dies-jährige Jungvögel (etwa 80%).

Renaturierungsmaßnahmen an den Riedseen auf der Baar



Graureiher ruht sich auf halb versenkter Birke aus. Hier war 2018 jeweils der Brutplatz von Blässralle und Haubentaucher und Rastplatz von bis zu 28 Bruchwasserläufern (!), August 2018.

Ein Newcomer auf der Baar ist die Kolbenente, die erst seit wenigen Jahren und dann unregelmäßig hier brütet. 2018 zog ein Weibchen seine zwei Jungen im Bereich „Seglersee und Naturschutzsee“ auf – alleine! Das Männchen überlässt die Fürsorge für die Kinder komplett dem Weibchen. Auch Kolbenenten sind überwiegend Vegetarier, neben Laichkräutern und Armleuchteralgen nehmen sie aber auch Wasserschnecken und Muscheln zu sich.



Gaugans V 36 mit Partner in Flachwasserzone ruhend.

Was weniger auffällig ist, nehmen wir kaum wahr. So ist es mit der Unterwasserwelt, zu der wir kaum Zugang haben. Es spielt sich vieles unter Wasser ab, in den Flachwasserzonen in Ufernähe noch ersichtlich. Deshalb orientieren wir uns an Indikatoren über Wasser. Den Haubentaucher haben wir kennen gelernt. Für den Kormoran ist der Naturschutzsee wenig interessant: Zu viel Vegetation unter Wasser, das behindert die Jagd. Er nutzt wie der Graureiher die halb versenkten Bäume als Ruheplatz, gejagt wird andernorts.

Im September wurde der neue Flachwasserbereich des „Langfingers“ von den Graugänsen entdeckt. Bis zu 95 Tiere sammelten sich abendlich zur Schlafplatzgesellschaft. Darunter eine beringte Gans mit breitem roten Halsring und der Bezeichnung V 36, die bereits seit Mitte 2016 auf der Baar beobachtet wird.

Ringe dienen der Migrationsforschung an Vögeln. Die Erstbeobachterin des Tieres hier auf der Baar war Bettina Maier. Sie fragte in der Beringungszentrale Deutschlands, dem Max-Planck-Institut für Ornithologie in Radolfzell (kurz: Vogelwarte) nach. Dort sollen derartige Beobachtungen gemeldet werden, damit die Wanderungen beringter Vögel dokumentiert und nachvollziehbar werden können. Nach der aktuellen Chronologie der Vogelwarte hat die Graugans V 36 in ihrem Leben schon ein paar Kilometer zurückgelegt: Das Tier wurde in Tschechien Ende Mai 2015 beringt und als weibliches Tier bestimmt. Es ist also

Mehr Natur am Hüfing Riedsee

bereits über drei Jahre alt – nicht ungewöhnlich. Verblüffend allerdings ihre Lebensstationen: Als Teenie in den Spreewald in der Lausitz ausgewandert, dann zurück zum Geburtsort nach Tschechien, an Weihnachten/Silvester 2015 war sie in der Maremma, in der südlichen Toskana. Sie tauchte im April 2016 in Rottenburg auf, wurde dann am Kirnbergsee im Wechsel mit den Riedseen bis Ende November 2017 beobachtet. Ende 2017 kam noch eine Reise nach Ungarn an den südlichen Neusiedler See hinzu. Aktuell scheint die Baar ihre Heimat zu werden, denn die Dame (!) hat einen Lebenspartner gefunden, einen echten Baarmer? Wissen wir nicht, denn nur die Dame zierte einen Halsring.

Abgelöst wurden die Graugänse, die seit etwa Mitte September wieder auf dem Pfohrener Riedsee übernachteten, von den Nilgänsen, die sich abendlich aus der ganzen Baar hier zu einer Schlafgesellschaft von über 50 Tieren einfinden. Nilgänse gehören zu den „Neozoen, Neubürgern“ in unserer heimischen Vogelwelt. Ihr Bestand geht auf entwichene Tiere aus Zoos oder Vogelgehegen zurück. Sie fanden sich gut bei uns zurecht und entwickeln bundesweit zunehmende Bestände.

Ausblick

Zu Schutzmaßnahmen für die Kreuzkröte ist aufgrund der Erfahrungen aus dem Jahr 2018 zu hinterfragen, ob die Lage von Laichtümpeln dauerhaft am gleichen Standort erfolgreich sein kann. Hierzu stellt sich die Frage vor allem in Bezug auf eine mögliche Fressfeind-Prägung auf kleine Tümpel (LAUFER/SOWIG 2007). Dabei kommt die Vermutung auf, dass belassene und vorjährig vegetationsfreie, im Folgejahr dann bewachsene Tümpel ungeeignet für Kreuzkröten sind. Die Besiedlung mit anderen Wasserbewohnern (Grasfrosch, Libellen-Larven usw.) und der Druck durch Fressfeinde machen das Kleingewässer möglicherweise für



Blick von der Südost-Ecke des Naturschutzsees nach Westen: Die meist stehenden Graugänse verdeutlichen die geringe Wassertiefe (Juli 2018).

Renaturierungsmaßnahmen an den Riedseen auf der Baar

die Kreuzkröte unattraktiv. Solche und weitere Aspekte des Kreuzkröten-Schutzes werden in den kommenden Jahren genau zu beobachten sein und im Falle ihrer Bestätigung zu geeigneten Änderungen der Schutzmaßnahmen führen müssen.

Das Ährige Tausendblatt ist neuerdings besonders im Hüfinger Riedsee zu beobachten. Es ist eine Zeigerart von nährstoffreichen (eutrophen) Seen. Es wächst als bis 2 m lange, ausdauernde Unterwasserpflanze aus Rhizomen, die bis in 5 m Wassertiefe wurzeln können (OBERDORFER 2001). Nach ersten Erkenntnissen scheint es sich in den vergangenen Jahren im See deutlich ausgedehnt zu haben, im Unterschied zum Pfohrener Riedsee. Ob dies den höheren Wassertemperaturen der besonders warmen Jahre 2017 und 2018 geschuldet ist, ob aktuell mehr Stickstoff im Wasser vorhanden ist und damit Pflanzen üppiger wachsen lässt, oder ob andere Faktoren ursächlich oder beteiligt sind, sollte ebenso verfolgt werden wie die Ausbreitung der „Seebedeckung“ durch das Tausendblatt, hier auch im Vergleich zum Pfohrener Riedsee.

Neben den Flachwasser- und Verlandungszonen rückt eine weitere Renaturierungsmaßnahme ins Blickfeld: Es handelt sich um zusammenhängende, 10–40 cm über dem Wasserspiegel liegende, kurzrasige (Grün-) Landflächen mit temporärer Beweidung (außerhalb der Brutzeit) zu deren Offenhaltung. Pate steht bei dieser Überlegung das Projekt der Zielfinger Baggerseen auf Gemarkung der Gemeinde Krauchenwies an einem ehemaligen Kiesabbau-Standort der Firma Valet u. Ott (GAUGGEL, 2018 mündlich). Dort zeitigten Biotopgestaltungsmaßnahmen mit Inseln im Baggersee und Beweidung herausragende Ergebnisse bei der erfolgreichen Ansiedlung von Flusseeeschwalben und Kiebitzen! Bei der Weiterentwicklung der Renaturierungsmaßnahmen in Abstimmung mit allen Beteiligten wird dieses Szenario am Hüfinger Riedsee im Hinblick auf seine Machbarkeit, insbesondere bezüglich der Beweidung, zu prüfen sein.

Begleitend zur Umsetzung der Gestaltungsmaßnahmen sollte anschließend ein Monitoring durchgeführt werden, das wie bei der Kreuzkröte auch auf die bisher (ehrenamtlich) erfassten Arten der Vogelwelt, weiterer Lurcharten, der Libellen und der Wasserpflanzen auszudehnen ist – nicht abschließende Aufzählung. Dadurch können umgesetzte Maßnahmen in Bezug zu Erfolgen und Misserfolgen gesetzt werden. Dies als Lehrstück für weitere in Zukunft anstehende Renaturierungen im Zuge des geplanten weiteren Kiesabbaus am Hüfinger Riedsee und im Rahmen des Naturschutzgroßprojektes am Pfohrener Riedsee.

Zu den Zug- und Rastvögel können kaum Eindrücke mitgeteilt werden, da die betreffende Jahreszeit erst nach der Berichtslegung auf uns zukommt. Überhaupt ist jetzt Geduld angesagt: Die jetzt neugestalteten Flachwasser- und Verlandungszonen brauchen Zeit zur Ausprägung ihrer umfänglichen Artenzusammensetzung aus Pflanzen und Tieren. Der Begriff „reifen“ mag das plastisch machen. KAULE (1991) gibt für das hier anzusetzende Ökosystem eutropher Stillgewässer etwa 15–50 Jahre Entwicklungszeit an, zum Vergleich: Die im Naturschutzgroßprojekt Baar im Zentrum stehenden Hochmoore benötigten für ihre Entwicklung bis zu 10.000 Jahre!

Mehr Natur am Hüfinger Riedsee

Fazit und Dank

Als Fazit kann die eingangs gestellte Frage: „Mehr Natur am Hüfinger Riedsee?“ bereits zum jetzigen Zeitpunkt mit einem eindeutigen „JA“ beantwortet werden. Durch die Gestaltung der Flachwasserzonen und die Entwicklung von Röhrichten ist eine deutliche Zunahme der Artenvielfalt und Biomasse (einschließlich Fischen) im Hüfinger Riedsee über und unter Wasser feststellbar – das nach nicht einmal 12 Monaten! Die Sachverhalte „unter Wasser“ sollten durch Einbeziehung z. B. der Erkenntnisse der Angler und der Tauchsportler vervollständigt werden. Die Entwicklung zeigt deutlich positive Ansätze zu einer naturnahen, die Artenvielfalt fördernden Entwicklung. Die Prognose verstärkt diese Einschätzung bei Berücksichtigung der noch ausstehenden weiteren Maßnahmen. Dazu gehört zweifelsohne die „Verkehrsberuhigung“ nördlich des Naturschutzsees. Gleichwohl: Die „Natur aus zweiter Hand“ soll auch erleb- und erfahrbar sein. Dazu sind geeignete Einrichtungen und Maßnahmen vorzusehen. Denn: Nur was wir kennen und schätzen, das schützen wir auch!

Zu guter Letzt dürfen die Autoren ein großes Dankeschön an Helmut Blatter von der Firma Jäggle richten, der mit seinem 40 t-Bagger mit viel Fingerspitzengefühl die kleinteiligen Gestaltungsmaßnahmen zum großen Nutzen unserer Tierwelt umsetzt und damit diesen ökologisch wertvollen „Lebensraum aus zweiter Hand“ schafft.

Autoren

HILDEGARD und OTTO KÖRNER

Gumpstraße 15
78199 Bräunlingen

Siehe auch Beitrag „Biotopverbund an der Stillen Musel durch Stillgewässerentwicklung und Beweidung mit Karpatenbüffeln“

Quellen

GAUGGEL, K.F. (2018 mdl.): Vorstellung Renaturierungsplanung und -umsetzung im Bereich der Zielfinger Baggerseen am 09.08.2018, Gemeinde Krauchenwies / Kiesabbauf Flächen der Firma Valet u. Ott.

GEHRING, H. (2015): Wintergäste auf den Gewässern der Riedbaar – 25 Jahre Wasservogelzählung: Bestand, Trends und jahreszeitliches Auftreten. In: Schriften der Baar Bd 58, Donaueschingen, S. 151–167.

GEHRING, H./F. ZINKE (2006): Die Vogelwelt der Baar. In: A. SIEGMUND (Hrsg.): Faszination Baar – Porträts aus Natur und Landschaft. Verlag der Morys Hofbuchhandlung, Donaueschingen, S. 165–170.

HÖLZINGER, J. (2001): Flußregenpfeifer *Charadrius dubius*. In: HÖLZINGER, J. / M. BOSCHERT – Die Vögel Baden-Württembergs Nicht-Singvögel 2, Hohenheim, S. 276–289.

KAULE, G. (1991): Alter von Ökosystemen Kap. 6.4.4. In: Arten- und Biotop-schutz, Ulmer Verlag Stuttgart, S. 266–268.

LAUFER, H./P. SOWIG (2007): Kreuzkröte *Bufo calamita* (Art-Kapitel). In: Die Amphibien und Reptilien Baden-Württembergs, Hohenheim, S. 335–356.

OBERDORFER, E. (2001): Pflanzensoziologische Exkursionsflora für Deutschland und angrenzende Gebiete. Stuttgart-Hohenheim, S. 691.

Biotopverbund an der Stillen Musel durch Stillgewässerentwicklung und Beweidung mit Karpatenbüffeln

von FRIEDRICH KRETZSCHMAR,
HILDEGARD und OTTO KÖRNER

Anlass für das Projekt

Auf der Baar führt der Schwarzwald-Baar-Kreis ein Naturschutzgroßprojekt (chance.natur – Bundesförderung Naturschutz, siehe Beitrag von THOMAS KRING in diesem Band) zur Stärkung des Biotopverbunds durch (KRING 2013). Eine der wichtigen Achsen des Biotopverbunds dort, die Feuchtgebietslebensräume entlang der „Stillen Musel“, wurde in der Planungsphase des Projekts aufgrund heftiger Proteste des Bauernverbands aus der Förderkulisse gestrichen, da hier landwirtschaftlich intensiv genutzte Flächen vorherrschen. Um abseits von landwirtschaftlich strittigen Bereichen Maßnahmen für den Biotopverbund realisieren zu können, wurden bei der Stiftung Naturschutzfonds (SNF) Mittel für mehrere Projekte beantragt. Das hier vorgestellte Projekt wurde zunächst zur Entwicklung von Brutgewässern für die Krickente sowie zur Stärkung von Laichhabitaten von Amphibien begonnen. Später stellte sich heraus, dass durch eine Beweidung mit Karpatenbüffeln (Wasserbüffel) weitere positive Effekte erreicht werden können. Die Größe des Projektgebiets beträgt ca. 8 Hektar.



Männchen der Krickente, ursprüngliche Zielart des Naturschutzprojekts. Foto: Jiri Bohdal.

Biotopverbund an der Stillen Musel

Ausgangssituation

Südlich von Bad Dürkheim befindet sich parallel zur autobahnartig ausgebauten B 27 entlang der Stillen Musel ein großer Landschilfbestand. Das Gelände ist im südlichen Teil locker bewaldet, im nördlichen Teil Offenland und es befindet sich überwiegend im Eigentum des Landes. Aufgrund der Undurchdringlichkeit des 3 m hohen Schilfdickichts, im baumbestandenen Teil hindern zudem umgestürzte Bäume ein Durchkommen, ist das Gebiet bis auf den Straßenlärm ungestört. Die Ergebnisse einer Brutvogelerfassung der Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg (LUBW) für das Vogelschutzgebiet „Baar“ ergaben für das wenige Kilometer entfernte Schwenninger Moos ein bedeutendes Brutvorkommen der Krickente (*Anas crecca*) mit bis zu sieben Brutpaaren. Es wurde allerdings auch festgestellt, dass außerhalb des Schwenninger Moores auf der Baar kaum noch geeignete Brutplätze vorhanden sind und hier dringender Entwicklungsbedarf besteht. Aufgrund der Ungestörtheit bot sich das Schilfgebiet bei Bad Dürkheim zur Anlage von Stillgewässern an. Das Referat Naturschutz und Landschaftspflege des Regierungspräsidiums Freiburg beantragte daher Mittel bei der SNF zur Entwicklung von Bruthabitaten für die Krickente.

Planung und Umsetzung der Stillgewässeranlage

Mit der Planung und Umsetzung der Maßnahme wurde das Büro ARCUS in Bräunlingen beauftragt. Zunächst wurde eine aus ornithologischer Sicht optimale Form und Ufergestaltung des Teiches ausgearbeitet und das Volumen des auszuhebenden Materials (Organisches Material und Ton) bestimmt. Es folgte die Ausschreibung der Bauarbeiten. Geplant war, das organische Material (ca. 1.500 m³) weitestgehend auf landwirtschaftlich genutzte Flächen aufzubringen und das mineralische Material – noch einmal ca. 1.500 m³ – zu deponieren. Vor der Deponierung musste noch eine chemische Untersuchung des Materials erfolgen. Diese ergab völlig überraschend eine Belastung mit Schwermetallen und Kohlenwasserstoffen. Eine Deponierung des belasteten Bodens wäre um ein Vielfaches



Landschilf im Projektgebiet südlich von Bad Dürkheim. Foto: Hildegard Körner.



Mischwald aus Kiefern und Fichten auf nassem Grund südlich des Schilfgebiets. Foto: H. Gehring.

Stillgewässerentwicklung und Beweidung mit Karpatenbüffeln

teurer geworden und hätte den Kostenrahmen vollkommen gesprengt. Aufgrund der Belastung hätte das Material geordnet deponiert werden müssen. Mit der Wasserbehörde konnte schließlich vereinbart werden, dass eine Umlagerung des Materials im Gebiet zulässig wäre. Dies erforderte jedoch Spezialmaschinen, die auf dem weichen organischen Boden fahren konnten. Die ursprünglich beauftragte Baufirma sah sich – trotz Annahme der entsprechenden Ausschreibung – nicht in der Lage, dies zum angebotenen Preis zu realisieren. Mit einem regionalen erfahrenen Landschaftspflegebetrieb wurde die Situation vor Ort besichtigt und eine sogar kostengünstigere Lösung erarbeitet. Der Betrieb besorgte sich einen Langarm-Löffelbagger, der sich auf ausgelegten Bohlen dem Teich näherte und die Ausgestaltung der Uferlinie unter Anleitung des Planungsbüros vollendete. Parallel wurde das Aushubmaterial von einer aus Mitteldeutschland kurzfristig ausgeliehenen Leichtbau-Raupe auf ca. 1 Hektar Fläche über dem Schilfbestand verteilt (Schichtdicke ca. 20 cm). So konnten die Arbeiten trotz des Baustopps noch rechtzeitig vor Vegetationsbeginn abgeschlossen werden. Parallel zu den Baumaßnahmen erfolgten die Vertiefung eines vorhandenen, teilweise verlandeten Stillgewässers sowie der Aufstau von alten Entwässerungsgräben im bewaldeten Teil des Schilfgebietes. Dies musste in aufwändiger Handarbeit durchgeführt werden, da das Gelände schwer zugänglich und sehr nass ist.

Erste Ergebnisse und Nacharbeiten

Der ausgehobene „Krickententeich“ füllte sich rasch mit Wasser. Wie zu erwarten konnte sich der Schilfbestand im Uferbereich nicht sofort wieder entwickeln, so dass die Ufer zunächst vegetationsarm blieben. Schnell stellten sich Schlamm-pioniere ein wie der auf der Baar seltene Gift-Hahnenfuß (*Ranunculus sceleratus*). Insofern ist das Gewässer auch noch nicht als Brutplatz für die Krickente geeignet. Der Teich und die angrenzenden mit dem Aushubmaterial bedeckten Flächen wurden jedoch sofort von Limikolen angenommen. So brüteten hier im ersten Jahr ein Kiebitzpaar (*Vanellus vanellus*) und zwei Flussregenpfeiferpaare (*Charadrius dubius*) erfolgreich. Auch die aufgestauten Entwässerungsgräben füllten sich sofort mit Wasser und bildeten eine kleine Teichkette im Schilf- und absterbenden Fichtenbestand, die umgehend mit Amphibienlaich besetzt waren und auch ein erfolgreich brütendes Wasserrallen-Paar (*Rallus aquaticus*) beherbergten. Für die optimale Gestaltung des großen Teichs waren noch Nacharbeiten erforderlich. Es stellte sich nämlich heraus, dass das Schilf-gelände doch, entgegen den Ergebnissen der Nivellierung, ganz schwach geneigt



Langarmbagger und Spezialraupe im Einsatz.

Foto: Hildegard Körner.

Biotopverbund an der Stillen Musel



Die zunächst vegetationsfreien Ufer des neu gestalteten Teichs waren eine Einladung für den Kiebitz. Foto: Helmut Gehring.



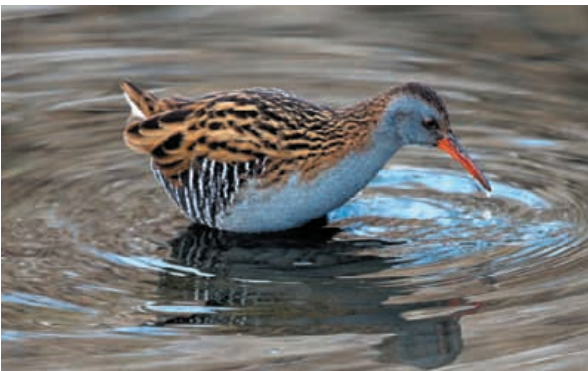
Der Kiebitz siedelte sich als Brutvogel an.
Foto: Helmut Gehring.



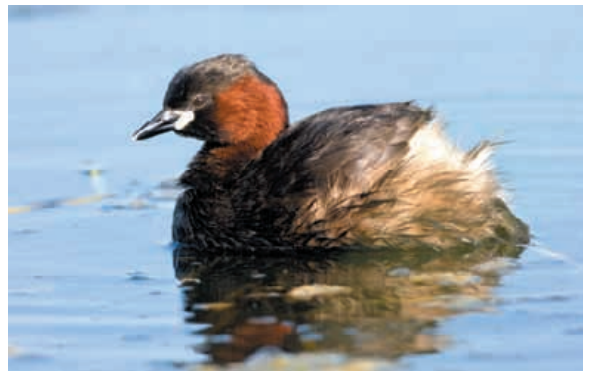
Gelege des Kiebitzes. Foto: Helmut Gehring.



Der Flussregenpfeifer brütet in der Nachbarschaft des Kiebitzes. Foto: Helmut Gehring.



Die Wasserralle nutzt die überfluteten Röhrichtbestände als Lebensraum. Foto: Helmut Gehring.



Überraschend hat sich der Zwergtaucher spontan als Brutvogel angesiedelt. Foto: Jiri Bohdal.

Stillgewässerentwicklung und Beweidung mit Karpatenbüffeln

war. Da die Wasseroberfläche eines Teichs naturgemäß nicht geeignet ist, blieb der Teich in der Realität kleiner als geplant. Auf der tieferliegenden Seite wurde daher noch Aushubmaterial angeschüttet und eine Art Damm errichtet, um die Teichfläche auf etwa 0,15 ha zu vergrößern. Inzwischen ist der Teich auch schon recht gut eingewachsen. Die Ansiedlung eines Zwergtaucherpaares (*Tachybatus ruficollis*) mit Bruterfolg bedeutet außerhalb des NSG Schwenninger Moos einen weiteren der seltenen Brutplätze im Schwarzwald-Baar-Kreis. Zur Zugzeit wird er regelmäßig von Limikolen, Krick- und Knäckenten (*Anas querquedula*) als Rastplatz genutzt.

Beweidung mit Karpatenbüffeln

Nach der spontanen Ansiedlung eines Kiebitzpaars und der Flussregenpfeifer, beide Arten sind auf der Baar sonst nahezu ausgestorbenen, wurde von den Ornithologen Helmut Gehring und Otto Körner die Idee vorgebracht, die vegetationsfreien Schlammflächen als Brutplatz zu erhalten und das umgebende, relativ artenarme Landschilf zu einem offenen Nassbiotop weiter zu entwickeln. Dies sollte durch Beweidung mit Rindern geschehen. Ein Wasserbüffel haltender Landwirt aus einem Nachbarort suchte schon seit langem nach geeigneten Weideflächen. Der hier zum Einsatz kommende Karpatenbüffel ist, im Gegensatz zu den sonst heimischen Rinderrassen, hervorragend zur Beweidung nasser Grünlandflächen geeignet und frisst neben Gras auch Schilf, Binsen und Seggen, dies auch ausschließlich. Wie der engagiert mitwirkende Halter der Wasserbüffel bestätigt, ist der Gesundheitszustand der Tiere sehr gut. Natürlich musste der „Krickenteich“ und der unmittelbar angrenzende Schilfbestand zum Schutze der dort brütenden Vögel von der Beweidung ausgenommen werden. Nach Abstimmung mit den Flächeneigentümern (größtenteils öffentlich) wurde eine ca. 7 ha große Fläche zur Beweidung vorgesehen. Um den Zaun zu erstellen, war eine Mahd der Schilffläche erforderlich. Dafür konnte kostenfrei ein Biogasanlagenbetreiber gewonnen werden, der dringend Biomasse benötigte und das Material testen wollte, der Erfolg war allerdings gering und schließt Nachahmungseffekte aus. Nach Angebotseinholung bei drei Firmen wurde im Auftrag des Regierungspräsidiums Freiburg ein Festzaun mit fünf Litzen installiert. Der Strom kann von der benachbarten Stadtgärtnerei bezogen werden. Vor Inbetriebnahme der Weidefläche wurden noch an zwei Stellen mit einem Bagger Vertiefungen ausgehoben, die sich spontan mit Wasser füllten. Diese dienen einerseits den Wasserbüffeln als notwendige Suhlen im Sommer als auch den Kiebitzen als Brutbereich und Nahrungshabitat. Zum Schutz der brütenden Kiebitze werden während der Brutzeit im Umfeld der beiden Suhlen etwa 2 ha mit einem zusätzlichen Elektroschafweidezaun gegen den Fuchs, der als Prädatoren maßgeblich für den Verlust vieler Kiebitzgelege und Jungvögel verantwortlich ist, ausgezäunt. Im Mai 2016 begann die Beweidung zunächst mit nur vier Büffeln. Mit dem „exponentiellen“ Aufwachsen des Schilfs kamen die Tiere schon nach kurzer Zeit nicht mehr mit dem Abfressen hinterher, so dass der

Biotopverbund an der Stillen Musel



Lageplan der Beweidungsfläche – der neu angelegte Teich wurde zum Schutz der Brutvögel zusammen mit einem dichten Schilfstreifen ausgezäunt. Dies gilt auch für einen botanisch wertvollen Teilbereich mit einem stattlichen Vorkommen des Rändring-Perlmutterfalters (*Boloria eunomia*).
Regierungspräsidium Freiburg.

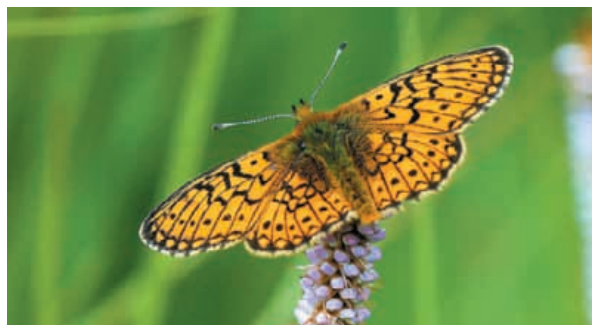
Bestand kontinuierlich aufgestockt wurde. Im August waren bis zu 20 Tiere im Einsatz. Im Sommer wurde der Besatz entsprechend dem abnehmenden Vegetationswachstum wieder reduziert bis zum „Almabtrieb“ im Oktober.

Das Ergebnis kann sich sehen lassen: Die Büffel können die Fläche offenhalten und der Offenhaltungsgrad ist über den Besatz gut steuerbar. Bereits im ersten Jahr entstanden durch das Wälzen der Tiere in den nassen Bereichen weitere kleinere Suhlen, die von den drei Kiebitzfamilien bevorzugt zur Nahrungssuche aufgesucht wurden. Acht flügge gewordene Jungkiebitze waren das erfreuliche Ergebnis. Auf der Fläche waren balzende Bekassinen (*Gallinago gallinago*), Waldwasserläufer (*Tringa ochropus*), im lichten Fichtenbestand, und Rotschenkel (*Tringa totanus*) mit jeweils mehreren Tieren während der gesamten Reproduktionsphase anwesend!

Stillgewässerentwicklung und Beweidung mit Karpatenbüffeln



Als Initialgewässer wurden vor der Beweidung noch zwei tiefere Mulden geschaffen, die von den Wasserbüffeln gerne zur Abkühlung genutzt werden. Foto: Hildegard Körner.



Der stark bedrohte Randring-Perlmutterfalter lebt auf feuchten Brachflächen mit einem hohen Anteil des Wiesenknöterichs. Foto: Helmut Gehring.



Kiebitz in Eintracht mit den Wasserbüffeln. Foto: Helmut Gehring.



Die Bekassine ist ein regelmäßiger Gast und potenzieller Brutvogel im Gebiet. Foto: H. Gehring.



Es entwickelt sich eine vielfältige, harmonische Landschaft. Foto: Helmut Gehring.

Biotopverbund an der Stillen Musel

Monitoring / Dank / Ausblick

Der Dank des Regierungspräsidiums gilt allen Beteiligten, den Firmen und Verwaltungen für die kooperative und zielführende Zusammenarbeit und den beteiligten Ornithologen Helmut Gehring und Otto Körner – insbesondere für das Monitoring und die Ideen zu ergänzender Lebensraumgestaltung (Wasserbüffelweide). Das Monitoring wird in den kommenden Jahren intensiviert werden. Es gilt zu klären, ob sich der angedeutete Brutverdacht bei der Bekassine, die nur noch mit 10–20 Brutpaaren im „Ländle“ vorkommt, bestätigen lässt und ob der Rotschenkel, der in Baden-Württemberg bereits ausgestorben ist, hier eine neue Heimat findet. Das Monitoring geht aber darüber hinaus und wird die Bestandentwicklung von Amphibien und Libellen (evtl. noch Dungkäfern?) sowie der Vegetation miteinbeziehen. Aufgrund dieser ersten, sehr positiven Erfahrungen mit der Lebensraumoptimierung brach gefallener, bis Anfang der 80er Jahre landwirtschaftlich genutzter Flächen, soll eine mögliche Weiterentwicklung geprüft werden. Denn das Brachfallen hat eine Artenverarmung auf dieser Fläche zur Folge gehabt, die mit einer extensiven landwirtschaftlichen Nutzung, hier Beweidung, wieder ins Gegenteil verkehrt werden soll, eine höhere Artenvielfalt dank landwirtschaftlicher, aber extensiver Nutzung. Hemmnisse dazu sind im Naturschutz-Info 2/2016 beschrieben (LUICK/LINK 2016). In der Zwischenzeit wurden bis Ende 2018 im Rahmen des Sonderprogramms Biologische Vielfalt des Landes Baden-Württemberg weitere Optimierungsmaßnahmen zugunsten von Kiebitz, Bekassine und Co. durchgeführt, über die in einem der nächsten Hefte der Schriftenreihe der Baar berichtet werden soll.

Autoren

DR. FRIEDRICH KRETZSCHMAR

Friedrich Kretzschmar ist im Regierungspräsidium Freiburg stellvertretender Leiter des Referates für Naturschutz und Landschaftspflege und betreut die Naturschutzgebiete im Schwarzwald-Baar-Kreis sowie sonstige für den Biotop- und Artenschutz besonders wertvolle Flächen.

Dazu gehört u. a. auch das Naturschutzgroßprojekt Baar.

Dipl.-Ing. Umweltschutz
HILDEGARD KÖRNER

Dipl.-Ing. Raum- und Umweltplanung
OTTO KÖRNER

Planungsbüro ARCUS
Gumpstr. 15 · 78199 Bräunlingen

Beide betreiben das Planungsbüro ARCUS mit den Schwerpunkten Stadt- und Land-

schaftsplanung und Bioenergie. Dazu zählen auch die Umweltberichterstattung nach Baugesetzbuch und ökologische Baubegleitung. Besondere Artenschutzprojekte sind u. a. „Kiebitz auf der Baar 2013–2015“, die Ökokonto-Maßnahme Döggingen-Eulenburg (Lichtwald, Magerrasen, Schmetterlinge) und das Kiebitzschutzprojekt VS-Zollhaus.

Literatur

KRING, TH. (2013): Naturschutzgroßprojekt Baar. In Naturschutz-Info 2013/2, Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg (S. 4–6).

LUICK, R. / F.-G. LINK (2016): Es muss mehr geweidet werden. In Naturschutz-Info 2016/2, Landesanstalt für Umwelt, Messungen und Naturschutz Baden-Württemberg (S. 38–45).

Das Naturschutzgroßprojekt Baar

von ALEXANDRA GÜNTER und THOMAS KRING

Vorbemerkung

Bereits während der Planungsphase des Naturschutzgroßprojektes Baar (NGP Baar) fand im Rahmen des Veranstaltungsprogramms des Baarvereins (Oktober 2014) ein erster Vortrag über das NGP statt. Dabei ging es noch primär um den Projektverlauf und die Rahmenbedingungen. Bei einem zweiten Vortrag im Juni 2018 wurde dann über die Ergebnisse der Projektphase I, die im Pflege- und Entwicklungsplan (PEPL) dargestellt sind, berichtet. Inhaltlich befasste sich der Vortrag vor allem mit den tatsächlich geplanten Maßnahmen und einigen der Zielarten. Bei einer Veranstaltung in Kooperation mit dem Schwarzwald-Baar-Kreis wurden im Oktober 2018 die Ergebnisse der Kartierungen, die die Grundlagen für die Maßnahmenplanung darstellen, präsentiert. Dabei zeigten die Referenten die Bedeutung des Projektgebiets unter anderem für Laufkäfer, Schmetterlinge, Fledermäuse und seltene Pflanzenarten auf.

Das NGP Baar startete im Jahr 2013 mit dem Projekt I in die Planungsphase. Seit dem 1. Mai 2018 befindet sich das Projekt II – die Umsetzungsphase – in der Förderung. Der Schwarzwald-Baar-Kreis als Projektträger kann nun zusammen mit den Flächeneigentümern und Bewirtschaftern die im PEPL vorgeschlagenen Maßnahmen realisieren. Dazu stehen bis zum April 2028 rund 8,5 Mio. € zur Verfügung.

chance.natur – Bundesförderung Naturschutz

Das Programm der Bundesregierung „chance.natur – Bundesförderung Naturschutz“ fördert die „Errichtung und Sicherung schutzwürdiger Teile von Natur und Landschaft mit gesamtstaatlich repräsentativer Bedeutung“. Die Kriterien anhand derer über die Aufnahme eines Projektes in das Förderprogramm entschieden wird sind: „Repräsentanz“, „Großflächigkeit“, „Naturnähe“, „Gefährdung“ und „Beispielhaftigkeit“. Aber insbesondere durch die Großflächigkeit und Komplexität der Projekte sowie die Höhe und Dauer der Förderung unterscheidet sich das Förderprogramm von anderen Naturschutzvorhaben. Seit 1979 wurden insgesamt 80 Projekte mit einer Gesamtfläche von rund 3.700 km² in die Förderung aufgenommen. Das NGP Baar ist das 6. NGP in Baden-Württemberg und derzeit das einzige laufende Projekt.

Die Förderung erfolgt in zwei Phasen: Im Projekt I werden auf der Grundlage umfassender Bestandserhebungen in Abstimmung mit den Interessengruppen der Region ein PEPL erarbeitet, der die Ziele und Maßnahmen für die

Das Naturschutzgroßprojekt Baar



Offizielle Übergabe des Mittelverteilungsschreibens und des Bewilligungsbescheides am 24.5.2018. Von links: Parlamentarische Staatssekretärin Rita Schwarzelühr-Sutter (Bundesumweltministerium), Staatssekretär Dr. Andre Baumann (Umweltministerium Baden-Württemberg), Landrat Sven Hinterseh (Schwarzwald-Baar-Kreis), Erster Landesbeamter Stefan Helbig (Landkreis Tuttlingen), Projektleiter Thomas Kring (Schwarzwald-Baar-Kreis). Alle Abbildungen NGP-Baar.



Blick in das Naturschutzgebiet Billibuck im Fördergebiet Wutachflühen-Blumberger Pforte.

Das Naturschutzgroßprojekt Baar

Fördergebiete formuliert. Im dann neu zu beantragenden Projekt II können im Einvernehmen mit den Flächeneigentümern innerhalb der definierten Fördergebiete die im PEPL dargelegten Maßnahmen umgesetzt werden.

Die Förderrichtlinie sieht aktuell einen Förderanteil des Bundes in Höhe von 75 % vor. Die Mittel des Bundesministerium für Umwelt, Naturschutz und nukleare Sicherheit (BMU) werden vom Bundesamt für Naturschutz (BfN), als Fachbehörde, verwaltet. Das Ministerium für Umwelt, Klima und Energiewirtschaft Baden-Württemberg (UM) fördert das NGP Baar mit 15 %. Den verbleibenden Eigenanteil von 10 % trägt der Schwarzwald-Baar-Kreis (Projektträger) zusammen mit dem Landkreis Tuttlingen.

Naturräumliche und administrative Einordnung der Fördergebiete

Die Fördergebiete mit rund 4.300 ha erstrecken sich über die Naturräume Mittlerer Schwarzwald, Südöstlicher Schwarzwald, Alb-Wutach-Gebiet, Baar sowie Baaralb und Oberes Donautal, wobei die größten und zentralen Teile in den beiden letztgenannten Naturräumen liegen (MEYEN/SCHMITHÜSEN 1953–1962).

Das NGP liegt überwiegend im Schwarzwald-Baar-Kreis. Die Fördergebiete umfassen Teile der Kommunen Königsfeld, Mönchweiler, Brigachtal, Villingen-Schwenningen, Bad Dürrhein, Donaueschingen, Bräunlingen, Hüfingen, Blumberg und Geisingen im Landkreis Tuttlingen.

Aktuelle Schutzgebietsausweisungen

Die naturschutzfachliche Wertigkeit der Fördergebiete spiegelt sich auch in den aktuell ausgewiesenen Schutzgebieten wider. So sind über 60 % der Fördergebietskulisse als Fauna-Flora-Habitat (FFH)-Gebiet (2.600 ha) ausgewiesen. Naturschutzgebiete (NSG) haben einen Anteil von rund 37 % (1.606 ha) und geschützte Biotop fast 23 % (979 ha).

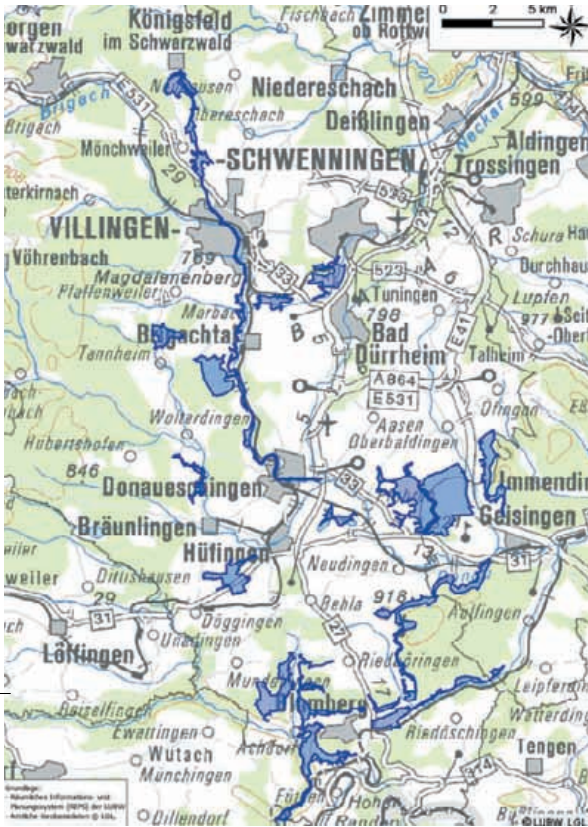
Naturschutzfachliche Bedeutung und Entwicklungsziele

■ Förderung Biotopverbund

Im Rahmen des NGP Baar sollen Wald-, Trocken- und Feuchtlebensräume für den Arten- und Biotopschutz sowie den Biotopverbund gesichert werden. Darüber hinaus wird aber auch die qualitative und quantitative Verbesserung der genannten Lebensräume angestrebt.

Die Baar kann ihre Bedeutung für den internationalen und nationalen Biotopverbund durch das NGP wesentlich stärken und diesen weiter voran bringen. Durch die Flächensicherung und -entwicklung können gleich für drei bedeutende Großlebensräume verbindende Achsen gesichert und entwickelt werden: Die Wälder der Baaralb und des Albtraufs verbinden zusammen mit der Schwäbisch-Fränkischen Alb und dem Schwarzwald den Osten Europas mit dem Westen Europas. Zusätzlich besteht über das Alb-Wutach-Gebiet die Fortsetzung und Verbindung der Trockenlebensräume der Schwäbisch-Fränkischen Alb in die Schweiz hinein.

Das Naturschutzgroßprojekt Baar



Übersicht der Fördergebiete des Naturschutzgroßprojektes Baar.

Die Moore und Flusstäler verbinden über die Europäische Wasserscheide hinaus das Neckar- und Rheineinzugsgebiet mit dem Donaeinzugsgebiet und damit auch die Moor- und Feuchtlebensräume Oberschwabens mit jenen des Schwarzwaldes. Letzteres ist insbesondere auch vor dem Hintergrund des Klimawandels von großer Bedeutung: Die Baar gilt als ein möglicher Rückzugsraum für dealpine und kaltstenotherme Arten in Baden-Württemberg, die sich aus Regionen mit prognostizierter stärkerer Klimaerwärmung als Folge des Klimawandels wie Bodenseeraum und Alpenvorland zurückziehen werden.

Der Verbund im Großen funktioniert nur durch die vorgesehene vorbildliche Umsetzung im Kleinen: Mit dem NGP sollen enge räumliche Verzahnungen zwischen Mooren, Streu- und Nasswiesen sowie weiteren

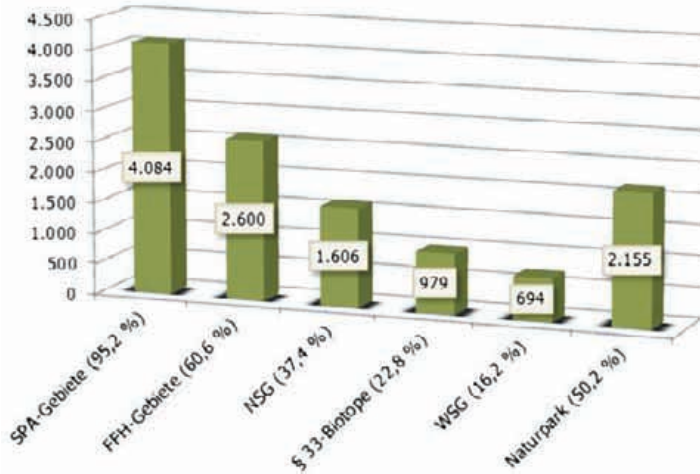
Feuchtlebensräumen im Offenland entlang der Flusstäler weiterentwickelt werden. Im Bereich der Wälder sollen über die Verbindung von lichten Beständen und Waldrändern mit Magerrasen und Säumen struktureiche Übergänge zwischen Offenland und Wald hergestellt werden. Ein Schwerpunkt soll dabei auf der Einrichtung von alt- und totholzreichen Waldrefugien in Kombination mit sehr lichten, saumreichen Waldrändern liegen, wie sie durch Beweidung entstehen, heute aber nur noch selten zu finden sind.

■ Sicherung und Optimierung im Arten- und Biotopschutz

Durch die umfangreichen Kartierarbeiten im Rahmen der Planungsphase konnte die herausragende Arten- und Biotopausstattung der 17 Fördergebiete umfassend bestätigt werden. Die Biotope erfüllen die Lebensraumansprüche der floristischen und faunistischen Zielarten des Projektes und die Prognosen für den Erhalt, und die Vergrößerung der Habitate für überlebensfähige und widerstandsfähige Populationen sind sehr gut.

Die Baar ist Heimat seltener Tier- und Pflanzenarten. Durch den geplanten Ausbau der Pflege von Streuwiesen und Magerrasen können diese Arten geför-

Das Naturschutzgroßprojekt Baar



Ausgewiesene Schutzgebiete (Flächengröße in ha und Flächenanteil) innerhalb des Fördergebiets. SPA: Special Protection Areas (Europäische Vogelschutzgebiete); NSG: Naturschutzgebiete; WSG: Wasserschutzgebiete; Naturpark Schwarzwald Mitte/Nord.

dert und die Wiederverbreitung unterstützt werden. Für den Vogelzug hat die Baar ebenfalls eine besonders wichtige Bedeutung. Durch das Erweitern extensiver Grünlandflächen und Vernässen trockengelegter Moore können die Habitate für Zug- und Standvögel verbessert sowie Lücken im Biotopverbund geschlossen werden. Die extensiv genutzten Feuchtgrünländer sind auch für das Überleben seltener Schmetterlinge und Vögel von großer Bedeutung. Mehrere vom Aussterben bedrohte Arten profitieren außerdem von der angestrebten Vergrößerung der halb offenen Magerrasen entlang der Baaralb. Diese Arten sind auf die Verzahnung von Wald und Offenland angewiesen. Die Erweiterung der Habitate und das Verbinden von Inselbeständen fördern die Ausbreitung und Widerstandsfähigkeit der Arten.

Besonders hervorzuheben sind die Pfeifengraswiesen, die deutschlandweit sehr stark zurückgegangen sind und nur noch eine begrenzte Verbreitung aufweisen. Entlang von Flüssen und in Mooren können auf der Baar teilweise noch recht großflächige Streuwiesen gefunden werden (zum Beispiel im Aitrachtal). Teilweise liegen die Bestände aber brach und müssen dringend durch Pflegemaßnahmen reaktiviert werden.

Ein anderer Projektschwerpunkt liegt auf den Halbtrockenrasen. Auch diese sind deutschlandweit stark gefährdet und im Rückzug begriffen. In den extensiv genutzten Bereichen der Fördergebiete sind noch zahlreiche Magerrasen zu finden (zum Beispiel Baaralb bei Geisingen und Wutachflühen-Blumberger Pforte). Einige Fördergebiete bergen ein großes Potential an Möglichkeiten zur Reaktivierung von Halbtrockenrasen. Die Vergrößerung der Halbtrockenrasen soll die Lücken im Verbund schließen und den gesamten Biotopverbund im trockenen Bereich stärken.

Das Naturschutzgroßprojekt Baar

■ Verbesserung beim Klimaschutz

Wälder und Moore sind kohlenstoffreiche Ökosysteme und können in naturnahem Zustand wichtige Kohlenstoffsinken im atmosphärischen Gashaushalt darstellen. Somit kommt ihnen eine bedeutende Rolle im Klimaschutz zu.

Durch den Schutz alter Wälder und intakter Moore, durch die Renaturierung entwässerter Moore und Feuchtgebiete sowie die Nutzungsextensivierung auf Moorstandorten wird das NGP Baar einen nachhaltigen Beitrag zur Reduktion der Treibhausgasemissionen in der Region leisten. Auch sollen bei der Maßnahmenplanung konsequent die Auswirkungen des Klimawandels – soweit bekannt und für den Projektraum und die Arten konkretisierbar – berücksichtigt werden, um eine Nachhaltigkeit der Maßnahmen auch bei veränderten Bedingungen zu gewährleisten.

■ Zielarten und Zielbiotope

Nach der Bestandserfassung ergab sich eine umfassende Liste mit 148 Zielarten. Dies ist vor allem den umfangreichen Untersuchungen im Rahmen der Erstellung des PEPL zu verdanken. So waren die Artengruppen der Moose, Fledermäuse, Nachtfalter, Laufkäfer und xylobionte (in Totholz lebende) Käfer vorher noch nicht systematisch erfasst worden. Hier wurden mehrere spektakuläre Erstnachweise und Neufunde gemacht. Die hohe Zahl an Zielarten spiegelt auch die naturschutzfachliche Bedeutung und die standörtliche Vielfalt der Fördergebiete wider.

Die Zielartenliste enthält sowohl Arten der Flora wie auch der Fauna. Anhand der Vorkommen dieser Arten können Aussagen über den Zustand des entsprechenden Biotops getroffen und die Entwicklungsziele für das Biotop unter Zugrundelegung der Habitatansprüche der Zielarten abgeleitet werden. Die Tabelle 1 enthält eine kleine Auswahl an Zielarten. Zu jeder Tier- und Pflanzenart ist die jeweilige Gefährdungskategorie der Roten Liste Deutschland und der Roten Liste Baden-Württemberg aufgeführt.

Bei den Zielbiotopen handelt es sich um wertgebende Biotope und Biotopkomplexe, welche typisch und prägend für die Baar sind und vielen gefährdeten Tier- und Pflanzenarten einen Lebensraum bieten. Identifiziert wurden folgende Biototypen:

- Hoch- und Übergangsmoore
- Streuwiesen, Kleinseggenriede und trockene Moorränder
- Feucht- und Nassgrünland
- Großseggenriede und Röhrichte
- artenreiche Tannen-Mischwälder
- lichte Eichen- und Buchenwälder und Reliktkiefernwälder
- vorgelagerte Magerrasen und Säume

Das Naturschutzgroßprojekt Baar

	Deutscher Name	Wissenschaftlicher Name	RL D*	RL BW*
Pflanzen	Strauch-Birke	<i>Betula humilis</i>	2	2
	Schwarzschofpf-Segge	<i>Carex appropinquata</i>	2	3
	Heideröschen	<i>Daphne cneorum</i>	2	2
	Schachblume	<i>Fritillaria meleagris</i>	2	1
	Kreuz-Enzian	<i>Gentiana cruciata</i>	3	2
	Kleine Spinnen-Ragwurz	<i>Ophrys araneola</i>	2	2
	Rundblättriger Sonnentau	<i>Drosera rotundifolia</i>	3	3
	Hummel-Ragwurz	<i>Ophrys holoserica</i>	3	3
	Spatelblättriges Greiskraut	<i>Tephrosia helenitis</i>	2	2
	Sumpf-Thujamoos	<i>Helodium blandowii</i>	1	1
	Glänzendes Filzschlafmoos	<i>Tomenthypnum nitens</i>	2	2
	Tagfalter	Gelbringfalter	<i>Lopinga achine</i>	2
Blauschillernder Feuerfalter		<i>Lycena belle</i>	2	1
Kreuzenzian-Ameisen-Bläuling		<i>Maculinea rebeli</i>	3	2
Nachtfalter	Trockenrasen-Dickleibspanner	<i>Lycia zonaria</i>	1	3
	Moorheiden-Bodeneule	<i>Paradiarsia punicea</i>	1	2
	Esparssetten-Widderchen	<i>Zygaena carniolica</i>	V	3
Laufkäfer	Hochmoor-Glanzflachläufer	<i>Agonum ericeti</i>	2	2
	Moor-Flinkläufer	<i>Epaphius rivularis</i>	2	1
Vögel	Kornweihe	<i>Circus cyaneus</i>	1	1
	Wachtelkönig	<i>Crex crex</i>	2	1
	Bekassine	<i>Gallinago gallinago</i>	1	1
	Berglaubsänger	<i>Phylloscopus bonelli</i>	–	1
	Braunkehlchen	<i>Saxicola rubetra</i>	2	1
Fledermäuse	Mopsfledermaus	<i>Barbastella barbastellus</i>	2	1
	Bechsteinfledermaus	<i>Myotis bechsteinii</i>	2	2
Heuschrecken	Sumpfgrashüpfer	<i>Chorthippus montanus</i>	V	3
	Wanstschröcke	<i>Polysarcus denticauda</i>	2	3
	Kleiner Heidegrashüpfer	<i>Stenobothrus stigmaticus</i>	2	2
Libellen	Kleine Zangenlibelle	<i>Onychogomphus forticipatus</i>	2	–
	Gefleckte Smaragdlibelle	<i>Somatochlora flavomaculata</i>	2	3
Amphibien, Reptilien	Gelbbauchunke	<i>Bombina variegata</i>	2	2
	Kammolch	<i>Triturus cristatus</i>	V	2
	Kreuzotter	<i>Vipera berus</i>	2	2
Xylobionte Käfer	Fontainebleau-Schnellkäfer	<i>Ampedus brunnicornis</i>	1	1
	Zehnfleckiger	<i>Mycetophagus</i>		
	Buntfleck-Baumschwammkäfer	<i>decempunctatus</i>	1	1

Tabelle 1: Auswahl aus der Zielartenliste. * Rote Listen-Gefährdungsstatus, – = nicht gelistet, V = Vorwarnliste, 3 = gefährdet, 2 = stark gefährdet, 1 = vom Aussterben bedroht.

Das Naturschutzgroßprojekt Baar



Zielart der Moore: Eiförmige Sumpfbirse (*Eriophorum vaginatum*), bedrohte Art in Baden-Württemberg und Deutschland, im Fördergebiet Birkenried-Mittelmeß.



Zielart der Moore: Rundblättriger Sonnentau (*Drosera rotundifolia*), gefährdete Art in Baden-Württemberg und Deutschland im Fördergebiet Schwenninger Moos.

Das Naturschutzgroßprojekt Baar



Zielart der Magerrasen: Esparsetten-Widderchen (*Zygaena carniolica*), gefährdete Art in Baden-Württemberg und Deutschland, im Fördergebiet Weißwald.



Zielart der Magerrasen: Hummel-Ragwurz (*Ophrys holoserica*), in Baden-Württemberg und in Deutschland gefährdet, im Fördergebiet Baaralb bei Geisingen.



Zielart der Feuchtwiesen: Wantschaftrecke (*Polysarcus denticauda*), gefährdete Art in Baden-Württemberg und Deutschland.

Das Naturschutzgroßprojekt Baar



Zielart der Magerrasen: Kleine Spinnen-Ragwurz (*Ophrys araneola*) im Fördergebiet Baaralb bei Fürstenberg. Für diese stark gefährdete Orchideenart hat die Baar eine besondere Bedeutung.



Zielart der Magerrasen: Kreuzenzian-Ameisenbläuling (*Maculinea rebeli*), sowohl in Baden-Württemberg als auch in Deutschland stark gefährdet.



Zielart nährstoffarmer Flachmoorwiesen: Spatelblättriges Greiskraut (*Tephroseris helenitis*), in Baden-Württemberg stark gefährdet und in Deutschland gefährdet, im Fördergebiet Birkenried-Mittelmeß.

Das Naturschutzgroßprojekt Baar

Der Pflege- und Entwicklungsplan

Der PEPL ist das Ergebnis der Planungsphase des NGP Baar. Die darin beschriebenen Maßnahmen sind geeignet, um die Ziele des NGP Baar zu erreichen. Da es sich bei dem PEPL um einen nicht rechtsverbindlichen Fachplan handelt, ist für die Umsetzung jeder einzelnen Maßnahme die entsprechende Zustimmung des jeweiligen Eigentümers und/oder Bewirtschafters notwendig.

Üblicherweise liegt einer solchen Planung eine umfassende Analyse der Ausgangssituation zu Grunde. Die Ergebnisse dieser naturschutzfachlichen Erhebungen wurden beschrieben und bewertet. Auf Grundlage dieser Bestandserfassung wurden – unter Einbeziehung der Gefährdungspotenziale, der Entwicklungsmöglichkeiten und der Schutzwürdigkeit von einzelnen Arten und Biotopen – naturschutzfachliche Ziele formuliert. Aufbauend auf dem Vergleich des Ist-Zustandes und des Soll-Zustandes wurden dann die Maßnahmen zur Zielerreichung erarbeitet. Als Ergebnis liegt nun ein PEPL mit rund 400 Seiten Text, 600 Seiten Anhänge und 100 Plänen vor.

Maßnahmenplanung

Die Maßnahmenplanung dient dazu, die Entwicklungsziele des PEPL umzusetzen. Im Zentrum stehen die Verbesserung und der Ausbau des Biotopverbundes sowie die Erhaltung und Erweiterung der Refugialräume der Zielarten und Zielbiotope. Ausgehend vom Bestand wurde der aktuelle Zustand und das vorhandene Potenzial bewertet. Hieraus lassen sich Defizite beziehungsweise Verbesserungsmöglichkeiten in Bezug auf das Leitbild entwickeln. Im nächsten Schritt wurden Maßnahmenblöcke erarbeitet, die zur Erhaltung bzw. Verbesserung des Bestandes beitragen können. Diese wurden dann auf die einzelne Fläche herunter gebrochen, sodass nun gezielt die passenden Maßnahmen formuliert werden können.

Die Maßnahmenplanung erfolgte in enger Abstimmung mit dem Regierungspräsidium Freiburg. Aber auch die beteiligten Kommunen sowie der ehrenamtliche Naturschutz und weitere Verbände und Vereine waren in die Planungen involviert.

Die im PEPL geplanten Maßnahmen lassen sich im Wesentlichen in vier Bereiche unterteilen. Dies sind Maßnahmen im Wald, im Offenland, in den Mooren und entlang bzw. in den Gewässern. Dabei gibt es natürlich fließende Übergänge. So macht zum Beispiel die Stabilisierung und Verbesserung der hydrologischen Verhältnisse im Plattenmoos nur Sinn, wenn parallel mit dem Waldumbau der fichtendominierten Bestände in Richtung Moorwald begonnen wird.

■ Waldmaßnahmen

Ein großer Maßnahmenkomplex ist der Waldumbau, wobei sich die angestrebten Ziele der Waldentwicklung standortbedingt stark unterscheiden. Auf der Zentralbaar sollen durch strukturfördernde Hiebe und die gezielte Einbringung der Tanne Tannen-Mischwälder gefördert werden. Die Traufwälder der Baaralb

Das Naturschutzgroßprojekt Baar



Fördergebiet Unterhölzer Wald mit Insektenfalle.

sollen dagegen durch Entfichtungsmaßnahmen und die Einrichtung von großflächigen Waldrefugien in Richtung Buchenmischwälder entwickelt werden. Auf moorigen Standorten steht die Förderung der Moor- und Sumpfwälder im Vordergrund.

Ein besonderer Fokus liegt auf der Waldrandgestaltung in Kombination mit der Entwicklung von Waldinnensäumen, um die den Wäldern vorgelagerten Magerrasen und Säume miteinander zu verbinden und auszuweiten. Hierzu sollen die Waldränder aufgelichtet und reicher strukturiert werden. Um die neu geschaffenen Strukturen dann langfristig zu erhalten müssen sie beweidet oder gemäht werden.

Eine Sonderstellung im Projekt nimmt der Unterhölzer Wald ein, dessen alte Eichenbestände stark prägend sind und die zukunftsfähig gemacht werden müssen.

■ Grünlandmaßnahmen

Aktuell vorhandene extensive Nutzungen von Grünlandflächen sollen für die Zukunft gesichert und aus der Nutzung gefallene Flächen wieder bewirtschaftet werden. Dieses Thema hat besondere Brisanz hinsichtlich des allgemeinen Rückgangs von Nasswiesen und mageren Grünlandflächen und dem damit einhergehenden Rückgang der bodenbrütenden Vogelarten.

In den Fördergebieten sind bereits viele naturschutzfachlich wertvolle Grünlandflächen mit einem Vertrag nach der Landschaftspflegeleitlinie belegt. An

Das Naturschutzgroßprojekt Baar



Beweidung mit Ziegen und Schafen.



Beispiel einer Entwässerungssperre im Fördergebiet Plattenmoos.

manchen Stellen bedürfen die Verträge einer Anpassung bzw. Flexibilisierung. Durch die Reaktivierung von Nasswiesenbrachen und die Entbuschung von zugewachsenen Flächen sollen außerdem neue Pflegeflächen hinzugewonnen werden, die dann wiederum mit einem LPR-Vertrag ausgestattet und damit wieder in die regelmäßige Nutzung zurückgeführt werden sollen.

Die Pflege der Grünlandflächen soll durch Mahd oder Beweidung erfolgen, wobei die Pflegehäufigkeit und der Pflegezeitpunkt, sowie die Düngergabe anhand der Ansprüche der Zielbiotope und der Bedürfnisse der Zielarten bemessen werden sollen. Die Auswahl der zur Beweidung eingesetzten Tierrassen muss sich an Aufwuchs, gewünschtem Verbiss und der örtlichen Verfügbarkeit orientieren.

■ Moormaßnahmen

Das übergeordnete Ziel der Maßnahmen im Moor ist die Stabilisierung von ombrotrophenter (durch nährstoffarmes Niederschlagswasser gespeiste) Heide Moore, Zwischenmoore und von Moorwäldern, um eine weitere Mineralisierung der Torfe zu verhindern und wieder Moorwachstum zu ermöglichen, wodurch die Maßnahmen auch aktiv zum Klimaschutz beitragen.

Im Plattenmoos sowie im Schwenninger Moos steht die Optimierung bisheriger Wiedervernässungsmaßnahmen im Vordergrund. Im Birkenried-Mittelmeß müssen Moorwälder und Zwischenmoorbereiche stabilisiert werden. Im Grüninger Ried sollen kleinräumig Optimierungen für Großseggenriede durch-

Das Naturschutzgroßprojekt Baar

geführt werden. Das Aitrachtal bei Leipferdingen soll als Auen-Überflutungsmoor wieder eine stärkere Anbindung an die Aitrach erfahren.

Neben der Wiedervernässung ist die Verringerung von Nährstoffeinträgen in die empfindlichen Moorflächen anzustreben. Zudem sollen verstärkt aufkommende Gehölze in den sumpfigen und moorigen Gebieten beseitigt und die Streuwiesenpflege durch Mahd oder Beweidung wieder verstärkt in den Fokus gerückt werden. Brach gefallene Flächen sollen wieder in die geregelte Nutzung genommen bzw. in Richtung „junger Brachen“ in den offenen Niedermooren gesteuert werden.

■ Gewässermaßnahmen

Entlang der zentralen Fließgewässer soll die Förderung der Eigendynamik im Vordergrund stehen. Außerdem soll die Wasser-Land-Verzahnung verbessert und möglichst ein Gewässerrandstreifen etabliert werden.

Neue Laichgewässer für Amphibien und Libellen sind an mehreren Stellen geplant, um die vereinzelt vorhandenen Kleingewässer zu verknüpfen und das Lebensraumangebot insgesamt zu vergrößern.

Ausblick

Der vorliegenden PEPL ist umfassend und bietet für den Naturschutz große Chancen. Im Mai 2018 begann der Projektträger zusammen mit den Flächeneigentümern auf freiwilliger Basis die Maßnahmen umzusetzen. Die Freiwilligkeit ist eines der Merkmale des Förderprogrammes „chance.natur“ und sie ist die Grundlage für einen nachhaltigen kooperativen Naturschutz.

Autoren

ALEXANDRA GÜNTER & THOMAS KRING
Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis
Umweltzentrum Schwarzwald Baar Neckar
Neckarstraße 120
78056 Villingen-Schwenningen
info@ngp-baar.de

Alexandra Günter studierte an der Hochschule für Wirtschaft und Umwelt Nürtingen-Geislingen Landschaftsplanung. Bevor sie 2013 zum Schwarzwald-Baar-Kreis als Projektassistentin ins Naturschutzgroßprojekt Baar wechselte, arbeitete sie bei der Stadt Rottweil in der Abteilung Stadtplanung.

Thomas Kring war nach dem Studium der Agrarwissenschaften (Umweltsicherung

und Entwicklung ländlicher Räume) langjährig im Bereich der Landschafts- und Umweltplanung tätig. Seit 2013 ist er als Leiter des Naturschutzgroßprojektes Baar beim Schwarzwald-Baar-Kreis angestellt.

Literatur

Institut für Landschaft und Umwelt (2017) im Auftrag des Schwarzwald-Baar-Kreises: Pflege- und Entwicklungsplan für das Naturschutzgroßprojekt Baar. Unveröffentlicht.

MEYNEN, E. / J. SCHMITHÜSEN (1953-1962): Handbuch der naturräumlichen Gliederung Deutschlands. – 2 Bde., Bad Godesberg, 1339 S.

Störche auf St. Verena und Gallus in Hüfingen

von THOMAS KRING

Die Zahl der Weißstörche (*Ciconia ciconia*) auf der Baar nimmt, wohl für jeden in den letzten Jahren sichtbar, kontinuierlich zu. So gab es Anfang der 1990er Jahre nur ein Brutpaar und bis 2007 in der Regel maximal vier oder fünf Paare. Seit dem ist die Population aber deutlich angewachsen. Im Jahr 2018 gab es mit 25 besetzten Horsten einen neuen Rekord. 2018 wurden neue Nester in Bad Dürrenheim, Hüfingen und Neudingen registriert. Daneben auch zwei weitere Nester auf Gittermasten entlang der Bundesstraßen 27 und 33.

Im Frühjahr 2018 war die Witterung, im Gegensatz zum regnerischen und kühlen Frühjahr 2017, den Störchen „wohlgesonnen“. Insgesamt wurden auf der Baar 58 Jungstörche flügge. Seit 1990 ist dies der größte Bruterfolg der Weißstörche auf der Baar. Im Schnitt bedeutet dies, dass pro Nest 2,4 Junge großgezogen wurden, und das, obwohl vier Brutpaare ohne erfolgreiche Brut blieben. In Wolterdingen zog das Storchenpaar sogar fünf Jungvögel auf.

Bei der Wahl des Horststandortes ist es keine Besonderheit, dass sich die Störche auch auf Strommasten niederlassen. Auf den Gittermasten lassen sich die Äste und Zweige des Nestes sehr gut befestigen. Der Neststandort in Hüfingen ist allerdings beachtlich. Im Gegensatz zu den Masten bieten die Wasserspeier der Hüfinger Stadtkirche St. Verena und Gallus nur eine schmale Auflagefläche. Unterhalb des Kirchturmes sammelte sich deshalb das herabgestürzte Baumaterial und jeder Passant fragte sich, ob jemals ein Nest zustanden käme. Aber das Storchenpaar hat es geschafft, auf dem schmalen Vorsprung einen Horst zu errichten. Und auch das Gelege blieb im Horst und rollte nicht heraus. Der Erfolg: Zwei Jungstörche wurden großgezogen und flügge!



Ein Storchenpaar siedelt sich auf einem Wasserspeier des Hüfinger Kirchturms an, 5.4.2018.

Fotos: Thomas Kring.

Störche auf St. Verena und Gallus in Hüfingen

Vor dem Wegzug zwischen August und September finden sich in Hüfingen rund um den Kirchturm die Störche der Umgebung zusammen. Das Bild von 2013 zeigt zwar nur 3 Tiere, aber es wurden mehrere beobachtet. Im August 2018 konnte der Autor dann selbst 30 Störche auf den Dächern der Stadt zählen. Mündlich wurde ihm mitgeteilt, dass über 70 Tiere gezählt wurden!



Schon 2013 sammelten sich Weißstörche vor ihrem Abflug ins Winterquartier in Hüfingen, 2.9.2013.



Die Brut war erfolgreich, 31.5.2018.



Die Altvögel bringen mit dem Futter oft auch Nistmaterial ins Nest, 9.6.2018.

Störche auf St. Verena und Gallus in Hüfingen

Bruterfolg beim Weißstorch –
Anzahl flügge gewordener Jungstörche
auf der Baar 2018.

O: Brutpaar ohne Bruterfolg

* neue Horste 2018

Daten von H. GEHRING und F. WIDMANN.



Ein Blick auf den Nachwuchs im Nest, 18.6.2018.

Horst	flügge Junge
Aasen Haus Hall	3
Aasen Klösterle	4
Allmendshofen Schule	2
Allmendshofen Rathaus	3
Bad Dürkheim*	2
Biesingen	0
Gittermast Brigachtal	2
Gittermast B27/33 Nord*	3
Gittermast B27/33 Mitte	4
Gittermast B27/33 Süd*	4
Gittermast Schäferei Frank	0
Geisingen	0
Gutmadingen	2
Hüfingen*	2
Neudingen Gummiwerk	3
Neudingen Scheune Toth	3
Neudingen Strommast	2
Neudingen Rathaus*	2
Pföhren Kirche	4
Pföhren alte Schule	1
Sumpfhöfen	2
Sunthausen	3
Unterbaldingen	0
Tuningen	4
Wolterdingen	5
Summe	58
Durchschnitt pro Brutpaar	2,4



Beeindruckende Kulisse: Anflug eines Altvogels,
26.6.2018.



Die Jungvögel wachsen heran, 26.6.2018.

Störche auf St. Verena und Gallus in Hüfingen



Flugübungen, 30.6.2018.



Abflug zur Futtersuche, 7.7.2018.



Die Jungstörche sind schon nach Süden aufgebrochen. Die Altvögel folgen bald, 22.9.2018.



Zu dem Brutpaar gesellen sich weitere Weißstörche vor dem Abflug ins Winterquartier, 9.8.2018.

Buchbesprechungen

WOLF HOCKENJOS: Unterhölzer – Liebeserklärung an einen alten Wald

160 Seiten – 27,00 Euro • Morys Hofbuchhandlung, Donaueschingen 2018

ISBN 978-3-9802492-7-0.

Die Präsentation dieses Buches in der Stadtbibliothek in Donaueschingen war mit rund 120 Gästen sehr gut besucht. Und die vielen Leser – die erste Auflage ist bereits vergriffen – werden nicht enttäuscht. Wolf Hockenjös beschreibt den Unterhölzer Wald mit all seinen Facetten.

Wie es sich für eine Liebeserklärung gehört, wird der Leser vom Autor behutsam zum Wald hingeführt. Bereits im zweiten Kapitel wendet sich Hockenjös aber schon dem Besitzer und der Jagdgeschichte des Waldes zu – nicht ohne kritische Untertöne. Unter Heranziehung von einigen Quellen, so auch der „*Geschichte der Jagd in den schwäbischen Gebieten der fürstenbergischen Standesherrschaft*“ von KURT STEPHANI (1938), beschreibt Hockenjös nicht nur die Unterhölzer Jagd. Er macht auch Exkurse, unter anderem zu den Jagdschlössern auf der Länge und in Bachzimmern.

Auch die folgenden Kapitel zu den Eichen, Eschen und der sonstigen Flora und Fauna des Unterhölzers sind durch eine gute Recherche und das Wissen des Autors über den Wald für den interessierten Laien fachlich sehr gut aufbereitet. Dem Autor gelingt es überzeugend, zu den aktuellen Naturschutzthemen den Bezug herzustellen. So finden auch die FFH-Richtlinie (Flora-Fauna-Habitat-Richtlinie) und das Naturschutzgroßprojekt Baar im Buch ihren Platz.

Über die Herkunft der Eichen und die Entstehung sowie das Alter der Waldbestände gibt es unterschiedliche Auffassungen. Hier ist der leidenschaftliche Forstwissenschaftler in seinem Fachgebiet unterwegs, und er bricht eine Lanze für die The-



se, dass die Eichenbestände der natürlichen Vegetation entsprechen.

Unterm Strich ist dies aber eine rein akademisch-forstwissenschaftliche, genauer gesagt eine standortkundliche Fragestellung, deren Beantwortung die naturschutzfachliche Bedeutung des Waldes nicht schmälert.

Im Buch ist manchmal die Rede vom „Naturwald“. Es wird aber nicht klar, in welchem Sinne dieser Begriff verwendet wird. Hier fehlen eine Definition und die Unterscheidung des Unterhölzers zu einem Wald ohne direkte anthropogene Einflüsse.

Wie das wertvolle Naturerbe im Unterhölzer auch in Zukunft Bestand haben kann, ist die zentrale Frage des Buches. Für die Beantwortung dieser Frage ist die ausführlich dargelegte Jagd- und Forstgeschichte von grundlegender Bedeutung. Das Spannungsfeld zwischen Jagd, Waldwirtschaft und Naturschutz taucht mehrmals im Buch auf und wird von vielen Seiten beleuchtet. Hockenjös bietet Lösungsansätze an, wie zum Beispiel eine Wildbrücke über die Bundesautobahn A 81, die hoffentlich eines Tages realisiert werden kann.

Der Autor hat fast im Alleingang einen herausragenden Bildband geschaffen. Seine Fotos aus dem Wald sind beeindruckend, seien es die Bilder zur Kadaververjüngung (das Keimen und Wachsen von Waldbäumen auf vermoderndem Holz abgestorbener Bäume), den Pilzen oder einzelnen Baumveteranen. Lediglich ein paar wenige Tierportraits wurden von anderen Fotografen aufgenommen.

Zusammenfassend kann festgehalten werden, dass der Autor mit Hilfe vieler

Buchbesprechungen

Quellen ein liebenswertes Bild des aus Naturschutzsicht hochwertigen Unterhölzer Waldes gezeichnet hat. Zusammen mit den Exkursionen, zum Beispiel in den Schloss-

park oder auf den Wartenberg, ergibt sich ein Bild der fürstlichen Wald- und Jagdschichte und des Unterhölzer Waldes. Eben eine lesenswerte Liebeserklärung!

Thomas Kring

JÜRGEN TRAUTNER (Hg.): Die Laufkäfer Baden-Württembergs. 2 Bände

848 Seiten • 692 Farbfotos, 457 Verbreitungskarten, 43 Diagramme und Zeichnungen, 29 Tabellen • 119,90 Euro • Verlag Eugen Ulmer. Stuttgart 2017. ISBN: 978-3-8001-0380-5

Die beiden Bände zu den Laufkäfern wurden vom Ulmer Verlag und der Landesanstalt für Umwelt Baden-Württemberg herausgegeben. Das vorliegende Standardwerk gliedert sich hervorragend in die seit langem bestehende Reihe zur Flora und Fauna in BW ein.

Der allgemeine Teil beschäftigt sich einführend mit dem Bezugsraum Baden-Württemberg und der Datengrundlage. Daneben wird auch auf die spezielle Biologie der Laufkäfer eingegangen. Ihre Bedeutung für die Ökosysteme und ihre Eigenschaften als wertvolle Bioindikatoren sind ebenso Thema wie die Arterfassung und Untersuchungsziele.

Nahtstreifen-Buntschnellläufer oder Rauchbrauner Nachtläufer: Im speziellen Teil werden für die 429 im Land aktuell oder historisch nachgewiesenen Arten die Verbreitung und das Vorkommen in Baden-Württemberg, sowie die Lebensweise und die bevorzugten Habitate dargestellt. Abgeschlossen werden die Artbeschreibungen mit Erläuterungen zur Gefährdung und zum Schutz der einzelnen Arten. Der Umfang der Beschreibungen variiert, da die Datengrundlagen und der Forschungsstand über die Arten sehr unterschiedlich sind. Agerundet werden die einzelnen Vorstellungen einer Art durch Fotos und eine Ver-



breitungskarte. Als Raster für diese Karten dient die Blattschnitteinteilung der Topographischen Karte 1:25.000 (TK 25). Ein Symbol im jeweiligen Rasterfeld verrät den jüngsten Fundzeitpunkt in diesem Feld. Häufigkeitsunterschiede oder gar eine genaue Lokalisierung des Fundes lassen sich daraus aber nicht ableiten. Es ist also ersichtlich, dass der Rauchbraune Nachtläufer auf dem Gebiet des TK 25-Blattes 7917 (Blatt Vil-

lingen-Schwenningen Ost) nach dem Jahr 2000 nachgewiesen wurde. Für den Nahtstreifen-Buntschnellläufer fehlen dagegen Nachweise auf der Baar.

Der synoptische Teil stellt die allgemeine Gefährdungssituation und die möglichen Schutzmaßnahmen in den jeweiligen Lebensräumen dar.

In einer tabellarischen Übersicht sind für alle Arten die Häufigkeiten innerhalb der Naturräume und der Schutzstatus, ferner die deutsche Verantwortlichkeit für die jeweilige Art, zum Beispiel nach der FFH-Richtlinie, zu finden. Im sehr umfangreichen und 30 Seiten umfassenden Literaturverzeichnis sind vermutlich alle relevanten Veröffentlichungen zu den Laufkäfern in Baden-Württemberg seit 1941 aufgeführt. Band 2 schließt mit einer Übersicht der wichtigsten Synonyme und einem Register

Buchbesprechungen

mit den wissenschaftlichen und trivialen Namen.

Das zweibändige Werk ist für den Fachmann gedacht, der qualifizierte Informationen zu einer Art schnell und übersichtlich benötigt. Es ist kein Bestimmungsschlüssel, sondern eine umfassende Faunistik der Laufkäfer in Baden-Württemberg. Als solches stellt es gerade für den Naturschutz und die Landschaftsplanung ein wichtiges Grundlagenwerk dar. Anhand der Abschnitte „Gefährdung und Schutz“ und „Lebensweise und Habitat“ lässt sich für

jede Art ableiten, wie der entsprechende Lebensraum zu verbessern ist. Daraus könnten entsprechende Projekte sowohl des ehrenamtlichen als auch des amtlichen Naturschutzes hervorgehen. Aber im Rahmen der Bauleitplanung können die Fachplaner wertvolle Informationen für die Vermeidung, Verminderung oder der Kompensation eines Eingriffes erhalten. Im Kapitel 16 „Schutzziele und Schutzmaßnahmen“ werden die zu ergreifenden Maßnahmen sogar schon zusammengefasst beschrieben.

Thomas Kring

SIBYLLE HEIDENREICH, UWE HEIDENREICH, VOLKER KRONEMAYER (Hg.): Natur - Kultur - Wildnis. Schriftenreihe des Landesvereins Badischer Heimat (Band 13) • 264 S. • 26,00 Euro
Rombach Verlag, Freiburg i. Br. 2018. ISBN 978-3793051701

Der Band 13 der Schriftenreihe des Landesvereins Badischer Heimat gliedert sich in drei Abschnitte:

- Natur schützen und nutzen
- Kulturlandschaft – Natur gestalten
- Neue Wildnis

Im Mittelpunkt der Betrachtungen stehen nicht nur die Nutzungen der Umwelt und die ihnen entgegenstehenden Schutzbemühungen, sondern besonders das Verhältnis und die Wahrnehmung der Menschen in bzw. zur Natur und der Kulturlandschaft. Die Themenblöcke zum Spannungsfeld Natur, Kultur und Wildnis werden anhand bedeutsamer Beispiele wie den nordbadischen Binnendünen oder der Rheinbegradigung im 19. Jahrhundert erörtert.

Der Rückkehr und Ausbreitung von Wolf, Luchs und Wildkatze sind zwei Kapitel gewidmet. Es werden das zwiespältige Verhältnis der Menschen und die Monitoring-Maßnahmen sowie die Schutzbemühungen zu bzw. für die Symboltiere der Wildnis behandelt.



Was fehlt oder kommt zu kurz? Hier sind die Probleme im Zusammenhang mit der Offenhaltung der Landschaft und der extensiven Nutzung landwirtschaftlicher Flächen (Stichworte: LPR-Verträge, FFH-Grünland, Bruttoflächen-Thematik, Haftung und Entschädigungen für Weidetierhalter bei Wolfsübergriffen etc.) zu nennen. Auch zu den vielen kleinen und großen Bemühungen und Förderprogrammen

zum Erhalt der Natur und der Kulturlandschaft könnte noch mehr erzählt werden. Hier ergeben sich also noch genügend Themen für einen weiteren Band der Schriftenreihe.

Der Band 13 ist lesenswert für alle, die sich mit dem Erhalt der Natur und der Kulturlandschaft beschäftigen oder sich dafür interessieren. Er ist die Fortsetzung des Bandes 8 (Naturschutz in Baden) und gibt viele bemerkenswerte Einblicke in die Welt des Naturschutzes und die Kulturlandschaft.

Thomas Kring

Buchbesprechungen

VOLKMAR EIDLOTH UND SUSANN SEYFERT (Hg.): Historische Stadtkerne.

Gesamtanlagen in Baden-Württemberg • 261 Seiten • 28,50 Euro

Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege. Arbeitsheft 22.

Jan Thorbecke Verlag. Stuttgart 2. Aufl. 2017. ISBN: 978-3-7995-1222-0.

WOLFGANG THIEM: Historische Ortskerne. Gesamtanlagen in Baden-Württemberg

221 Seiten • 28,50 Euro • Regierungspräsidium Stuttgart, Landesamt für Denkmalpflege.

Arbeitsheft 23. • Jan Thorbecke Verlag. Stuttgart 2. Aufl. 2017. ISBN: 978-3-7995-1223-7.

Wer sich für historische Stadt- und Ortskerne im deutschen Südwesten, deren historische Entwicklung und ihre Bedeutung für den Denkmalschutz interessiert, findet in den beiden vom Landesdenkmalamt herausgegebenen Bänden über schützenswerte Orts- und Stadtkerne reichlich informatives Anschauungsmaterial.

Die beiden Bücher im DIN A4-Format sind weitgehend gleich gestaltet: Den einleitenden Aufsätzen über die Stadt- bzw. Ortskerne im Allgemeinen folgt ein „Katalog“, in dem 115 Städte bzw. 89 Dörfer auf je einer Doppelseite vorgestellt werden.

Im Vorwort des Buches über die Stadtkerne betont Michael Goer, bis 2017 Landeskonservator in Baden-Württemberg, dass es darum gehe, „[...] die besondere Vielfalt, Vielfalt, Individualität und Qualität der historischen Stadtkerne im Südwesten“ und „ihre Bedeutung für das kulturelle Erbe unseres Landes“ aufzuzeigen. Im einführenden Aufsatz über „Historische Stadtkerne als Gesamtanlagen“ schreiben die Autoren Volkmar Eidloth und Susann Seyfert, dass nicht nur einzelne Bauwerke, sondern auch Stadtkerne – und damit auch Ortskerne, so können wir sinngemäß ergänzen – als „Gesamtanlagen“ als wichtige historische Denkmäler fungierten, deshalb auch unter Denkmalschutz stehen können und als Teil des kulturellen Erbes zu bewahren seien.

In den Aufsätzen geht

es zunächst um Stadt- und Dorfkern als Gegenstand der Denkmalpflege. Das sei nicht immer selbstverständlich gewesen, auch wenn es bereits im 19. Jahrhundert die in der Romantik wurzelnde „Heimatschutzbewegung“ mit ihren die Vergangenheit idealisierenden, aber der Moderne gegenüber zivilisationskritischen Tendenzen gegeben habe. Oft genug hätten aber Anforderungen der Modernisierung wie die „autogerechte Stadt“ oder das Bestreben, die Lebensverhältnisse in Stadt und Land anzugleichen, der Wertschätzung und dem Schutz des historisch Gewachsenen entgegengestanden. Die Vereinnahmung des „Heimatschutzes“ durch die NS-Ideologie habe diesen seit den fünfziger Jahren weiter suspekt gemacht. Im Zusammenhang mit der voranschreitenden wissenschaftlichen Erforschung sei es dann 1972 zu einem für das gesamte Bundesland geltenden Denkmalschutzgesetz gekommen. Im Folgenden wird der Leser über Geschichte, rechtliche Bestimmungen, Bedingungen und Auswahlkriterien darüber informiert, wann Orts- und Stadtkerne als denkmalgeschützte „Gesamtanlage“ zu werten sind. Bei Städten seien es vor allem der Stadtgrundriss, die historische Bausubstanz sowie eine klare siedlungsgeschichtliche Umgrenzung, dazu kämen große und dominante Baukomplexe, aber auch topographische und kulturell-landschaftliche Besonderheiten. All diese Ele-



Buchbesprechungen

mente werden beispielhaft an zahlreichen Abbildungen veranschaulicht.

Dabei könne die Struktur einer Gesamtanlage viel bedeutender sein als einzelne Baudenkmale, was am Beispiel der eng gebauten kleinen Fischer- und Fährleuthäuser in der Unterstadt von Meersburg gezeigt wird. Städtische und dörfliche Grundrisse stellten in diesem Sinne oft wertvollere Quellen dar als die eigentliche Bebauung, die sich im Laufe der Zeiten oft verändert hätte.

Die Autoren bedauern abschließend, dass bisher nur wenige Städte „Gesamtanlagen-Schutz“-Satzungen für ihre historischen Stadtkerne erlassen hätten, stellen aber für die jüngste Zeit eine positive Trendwende fest, die das Landesamt für Denkmalpflege tatkräftig unterstütze, um das baugeschichtlich-kulturelle Erbe zu bewahren.

Bei den im anderen Band thematisierten Dörfern im Südwesten, in der Regel erheblich älter als die durchweg erst seit dem Hochmittelalter entstandenen Städte, ergibt sich im Hinblick auf den Denkmalschutz eine etwas andere Situation. Neben dem Grundriss seien der Aufriss, also die eigentliche Bebauung in ihrem Erhaltungszustand, verschiedene Haus- und Hoftypen sowie die Differenzierbarkeit von altem Ortskern und jüngeren Siedlungsgebieten relevant.

Der Band über die Ortskerne enthält außerdem einen sehr informativen Überblick auf neuem wissenschaftlichen Stand über die Siedlungsgeschichte und ihre Bedingungsfaktoren seit dem Neolithikum im südwestdeutschen Raum, wobei Schwerpunkte auf die Haus-, Hof- und Dorfformen gelegt werden. Etliche Karten, Fotos und andere Abbildungen vervollständigen die Darstellung.



Den weitaus größten Umfang in den beiden Bänden nehmen die Kataloge über Orts- und Stadtkerne ein. Erstmals werden alle 115 denkmalwerten Altstädte in Baden-Württemberg vorgestellt. Auf der Baar bzw. in deren Umkreis sind dies Rottweil, Villingen, Donaueschingen, Bräunlingen, Hüfingen, Tengen, Engen, Aach, Radolfzell, Überlingen und Meersburg. Von den 89 dokumentierten Ortskernen

wird für das Gebiet der Baar nur Königfeld aufgeführt, hinzu kommen einige Orte am Nordwestende des Bodensees. Der Aufbau dieser Katalogteile ist in beiden Bänden gleich: Jedem Ort ist eine Doppelseite gewidmet, wobei in einem Textteil auf der linken Seite über die geomorphologische Situation, Wichtiges zur Siedlungsgeschichte und bauliche Besonderheiten hingewiesen wird. Einige kleinere Abbildungen veranschaulichen die Darstellung. Die jeweils rechten, ungeraden Seiten enthalten oben eine historische Karte der Ortschaft – meist aus dem 19. Jahrhundert –, darunter ermöglicht ein modernes Luftbild, die Gemeinsamkeiten und Veränderungen in Grundriss, Bebauung und umgebender Kulturlandschaft zu vergleichen. In der Regel springt das enorme Wachstum der Dörfer wie Städte gleich ins Auge.

Bei allen Veränderungen zeigt sich aber auch, wie oft sich die historische Grundsubstanz in Grundriss und wichtigen Baudenkmalen erhalten hat, und so bieten die beiden Bände dem kulturhistorisch Interessierten eine Fülle von Informationen und Anschauungsmaterial zum siedlungsgeschichtlichen Erbe im deutschen Südwesten – eine Leistung, für die man dem Landesdenkmalamt nur danken kann.

Michael Raub

Buchbesprechungen

DIRK KRAUSSE, NICOLE EBINGER-RIST: Das Geheimnis der Keltenfürstin.

Der Sensationsfund von der Heuneburg • 192 Seiten • 160 farbige Abb. • 39,95 Euro
Theiss-Verlag (WBG). Darmstadt 2018. ISBN: 978-3-8062-2801-4.

An einem Oktobernachmittag 2010 traten am sog. Bettelbühl nahe der inzwischen weithin bekannten Ausgrabungsstätte Heuneburg bei der Suche nach hallstattzeitlichen Hölzern plötzlich und unerwartet filigran verzierte Goldfunde zu Tage. Die Landesarchäologen konnten sich nun sicher sein, auf ein unberaubtes frühkeltisches Prunkgrab gestoßen zu sein – eine Sensation, da es zwar viele Gräber aus dieser Zeit gibt, aber die allermeisten von Räufern oder Schatzsuchern heimgesucht wurden.

Ausgehend von der Schilderung dieses Ereignisses entwerfen die beiden Autoren Dirk Krause, Professor für Ur- und Frühgeschichte an der Universität Tübingen sowie Landesarchäologe am Landesamt für Denkmalpflege am Regierungspräsidium Stuttgart, und Nicole Ebinger-Rist, Leiterin der Archäologischen Restaurierung am Landesamt für Denkmalpflege am Regierungspräsidium Stuttgart, ein ganzes Panorama: Ihr großformatiger, prächtig gestalteter Band reicht von der höchst aufwändigen Bergung und wissenschaftlichen Untersuchung des Fundes über Möglichkeiten und Grenzen moderner Archäologie bis zur Einbettung des Grabes in seinen vielfältigen historischen, kulturellen, wirtschaftlichen und geographischen Kontext der frühen Eisenzeit.

Wenn man nicht selbst Archäologe ist, kommt einem die überaus mühsame und langwierige Ausgrabung von Spuren aus ferner Vergangenheit, die dem

Laien meist kaum etwas sagen, nicht gerade übermäßig spannend vor. Um dem entgegenzuwirken, stellen die Autoren an den Anfang des Buches eine lebendig geschriebene Schilderung der Entdeckung und Bergung des prunkvollen Grabes, bei der nichts routinemäßig ablief: Man suchte nach Holz in einem Grab (das man für längst ausgeplündert hielt) in der Donau-niederung nahe der Heuneburg, um es dendrochronologisch datieren zu können, und stieß am 27. Oktober 2010 plötzlich auf eine goldene, kunstvoll gefertigte Kugel, die sich bald als Beigabe eines unberaubten keltischen Fürstinnengrabs erwies.

Die Euphorie und Aufregung bei den Archäologen waren groß, es stellte sich jedoch die Frage, wie es weitergehen sollte. Die Bergung und wissenschaftliche Untersu-



Buchbesprechungen

chung des Fundes mit modernsten Methoden würde viel Zeit in Anspruch nehmen. Die hatte man aber nicht, da der Winter nahte, und bis zum Frühjahr wollte man auch nicht warten, denn mit Bekanntwerden des Fundes drohten nun moderne Räuber das Grab zu plündern. So kam nur eine „große Lösung“ in Frage, mit der aber technisches und wissenschaftliches Neuland betreten wurde: Das Grab musste samt dem umgebenden Erdreich als 80 Tonnen schwerer Block in einem Stück mit größter Sorgfalt geborgen und als Ganzes nach Ludwigsburg in eine eigens errichtete Halle transportiert werden, wo optimale Bedingungen für die nun beginnenden jahrelangen Detailuntersuchungen herrschten. Wie diese Bergung bewältigt und welche Schwierigkeiten dabei zu überwinden waren, wird, illustriert von etlichen eindrucksvollen Fotografien und schematischen Darstellungen, in lebendiger und anschaulicher Sprache auf 30 Seiten verdeutlicht, was zunächst vergessen lässt, dass es in diesem Buch ja eigentlich um das „trockene“ Geschäft der Archäologie geht.

Nachdem sein Interesse geweckt ist, wird dem Leser im Folgenden vorgestellt, welche Schwierigkeiten es bereitete, die einzelnen Grabbeigaben freizulegen, die teilweise halb zerfallen und eine Art kaum zu trennender Einheit mit den Holzresten der Kammer eingegangen waren. Hier kam auch die Computertomographie zum Einsatz, die manches sichtbar machen konnte, was sonst verborgen geblieben wäre. Überhaupt mussten die Archäologen von einer Schwebebühne aus und ständig auf dem Bauch liegend sich oft millimeterweise durch das „Konglomerat“ hindurcharbeiten.

Die jahrelange mühevollen Arbeit wurde jedoch belohnt, wie das Buch in Wort und Bild eindrucksvoll dokumentiert: Gefunden wurden die teils verstreuten und schlecht erhaltenen Überreste von drei weiblichen Personen, eine von ihnen wegen der kostbaren Beigaben „Fürstin“ genannt, eine

zweite, ebenfalls in der Grabkammer bestattete wegen ihres nur bescheidenen Schmucks offensichtlich von niedrigerem Rang. Man könnte hier schnell an die sog. „Totenfolge“ denken, aber die Autoren hüten sich zu Recht, voreilige, sensationell klingende Schlüsse zu ziehen, sondern diskutieren das Für und Wider einer solchen Vermutung, die aber aufgrund der Fundsituation nicht endgültig zu klären sei. Die dritte Person war ein etwas später bestattetes Mädchen im Kleinkindalter, das wiederum reichen Schmuck trug, der dem der „Fürstin“ sehr ähnelte. Es könnte sich durchaus um Mutter und Tochter gehandelt haben, was aber wiederum wegen der Unmöglichkeit einer vergleichenden DNA-Analyse nicht nachweisbar ist. Die Autoren nehmen an, dass der Tumulus noch weitere Nachbestattungen wie etwa der Villingener Magdalenberg enthalten haben könnte, wovon aber wegen der Erosion des Hügels und jahrhundertelanger landwirtschaftlicher Überpflügung nichts mehr vorhanden gewesen sei.

Anhand der Darstellung, wie dendrochronologisch versucht wurde, das Alter der Bohlen der Grabkammer und damit auch den wahrscheinlichen Zeitpunkt der Bestattung zu bestimmen, zeigen die Autoren die konkreten Schwierigkeiten auf, die sich bei einer auf den ersten Blick so einfach erscheinenden und auf das Jahr genauen Datierungsmethode ergeben können. Es dauerte Jahre, bis das Fälldatum der Bäume endlich auf das Jahr 583 v. Chr. bestimmt werden konnte. Ganz eindeutig war das bisher überhaupt nur bei der Villingener Grabkammer gelungen. So präsentiert das Buch nicht nur Ergebnisse, sondern lädt auch zu Reflexionen ein, diese überhaupt zu erreichen.

Geschichtlich aufschlussreich sind jedoch weniger die gefundenen menschlichen Überreste – sieht man davon ab, dass die Untersuchung der Strontium-Isotopen in den Zähnen der „Fürstin“ ergab, dass sie im Umfeld der Heuneburg aufgewachsen

Buchbesprechungen

war, also keinen „Migrationshintergrund“ hatte –, sondern vor allem die Beigaben in ihrer Fundsituation. Das Interesse daran kann auf mehreren Ebenen verortet werden. Zum einen geht es um deren hohe ästhetisch-künstlerische Qualität. Um diese herauszustellen, präsentiert das Buch die Objekte oder, wenn die Originale zu beschädigt oder verrottet sind, Rekonstruktionen in zum Teil mehrfacher Vergrößerung auf aufwändigen Fotos, die manche Details sichtbar werden lassen, die das bloße Auge kaum wahrnehmen kann. Die zweite Ebene ist die experimentalarchäologische: Wie war es möglich, mit den damaligen Techniken und Materialien noch heute meisterhaft wirkende Artefakte wie Schmuckkugeln aus Gold herzustellen, die aus jeweils 60 Einzelteilen bestehen und auf die 150 cm Golddraht mit dreieckigem Querschnitt von ca. 0,3 mm aufgelötet wurden? Zur Klärung dieser Fragen wurde ein Goldschmied herangezogen, und das Buch dokumentiert in Bild und Text, wie er die entsprechenden Techniken neu entwickelte und Duplikate sowie Rekonstruktionen fertigte. Ein dritter Aspekt bei der Untersuchung und Interpretation der Funde ist die Frage nach deren Ursprüngen und den damit verbundenen kulturellen Einflüssen, die sich in den Mittelmeerraum zurückverfolgen lassen, z. B. zu etruskischen Goldschmieden. Auf einer vierten Ebene geht es um die Sozialstruktur, wie sie sich unter Einbeziehung anderer Funde und Kenntnisse aus dem Grab rekonstruieren lässt. Der enorme Reichtum gerade eines Frauengrabes lässt einerseits auf die relativ hohe gesellschaftliche Stellung schließen, die zumindest einige Frauen in der Gesellschaft gehabt haben müssen, jedenfalls wesentlich höher, als dies in der griechisch-römischen Antike der Fall gewesen ist, wo sich nichts Vergleichbares gefunden hat. Die reichen Grabbeigaben des kleinen Mädchens deuten, so die Autoren, auf eine Art Dynastie in einer Adelsgesellschaft hin, denn ein Kleinkind kann jene unmöglich

durch eigene Verdienste erworben haben.

Funde wie die des Grabes vom Bettelbühl lassen sich nur in ihrem vielfältigen Kontext verstehen. So sind der Heuneburg als Gesamtanlage und dann dem hallstattzeitlichen europäischen Raum die zweite Hälfte des Buches gewidmet. Die Autoren setzen (fast) keine historischen Kenntnisse voraus, so dass der Band auch als eine Art Einführung in die frühkeltische Epoche gelesen werden kann. Dem mit der Materie schon Vertrauten bietet sich die Gelegenheit, sein Wissen wieder aufzufrischen und zu festigen.

Die Geschichte der verkehrsgünstig an der ab hier schiffbaren Donau gelegenen Heuneburg geht auf die Bronzezeit zurück, thematisiert werden die Funktionen als Handwerker- und Handelszentrum, als Schutz- und Machtdemonstrationsbau, aber auch die Ernährung mit pflanzlichen und tierischen Produkten, was wiederum Rückschlüsse auf den Landschaftscharakter ermöglicht.

Funde von Fernhandelsgütern wie Bernstein, Ölschiefer, Korallen, Kupfer, Zinn, Salz, Wein bezeugen weitreichende Verbindungen über ganz Europa, die berühmte Lehmziegelmauer hat ihre zeitgenössischen Vorbilder nur im heutigen Phönizien.

In der dicht besiedelten Oberstadt lebten und arbeiteten wohl über 1.000 Menschen, bisher wurden aber keine für eine Stadt eigentlich typischen Repräsentations- oder Sakralbauten ergraben. Die bis heute weniger bekannte Außensiedlung bestand dagegen aus mit Tor und Palisaden gesicherten Einzelhöfen („Herrenhöfen“). 3.000–4.000 Personen könnten im 6. Jahrhundert v. Chr. dort gelebt haben.

Für die Bedeutung der Heuneburg seit dem 7. vorchristlichen Jahrhundert spricht ein Netz bedeutender Fundstätten in 15 km Umkreis. Zurzeit wird die „Alte Burg“ bei Langenenslingen ergraben, ein terrassiertes Hochplateau von 340 m x 60 m, das auf Sichtbarkeit von der Heuneburg aus angelegt war. Bisher konnte weder eine Sied-

Buchbesprechungen

lungs- noch eine Wehrfunktion nachgewiesen werden, so dass die Archäologen vermuten, dass es sich um einen Kult- und Versammlungsplatz gehandelt haben könnte. Die Anlage ähnelt baulich antiken Pferderennbahnen, und es ist bekannt, dass auch die hallstattzeitliche Oberschicht gern mit Pferd und Wagen repräsentierte. Ob es hier Zusammenhänge gibt, bleibt jedoch vorerst im Dunkeln. Thema ist auch die „Alte Heuneburg“ nördlich der „eigentlichen“ Heuneburg, eine Festung, die allerdings noch einer genaueren Erforschung bedarf.

Um das Jahr 530 erfolgte eine Zäsur, als die Heuneburg samt ihrer Außensiedlung wohl systematisch zerstört wurde. Beim Wiederaufbau der Oberstadt, nun mit traditioneller Holz-Erde-Mauer (*murus gallicus*), entstanden erstmals repräsentativere Gebäude. Die Außensiedlung wurde aufgegeben, in der Vorburg verdichtete sich die Besiedlung, in der Umgebung entstanden große Grabhügel. Der Fernhandel mit dem Mittelmeerraum setzte sich fort. Dennoch hatte in der ersten Hälfte des 6. Jahrhunderts v. Chr. die Bedeutung der Heuneburg ihren Höhepunkt überschritten, allmählich setzte eine Verlagerung der Machtzentren nach Norden ein, so zum Hohenasperg, Ipf, Glauberg u. a.

Die Beschreibung dieser Entwicklungen wird durch etliche computeranimierte Rekonstruktionsdarstellungen ergänzt, die in ihrem teils doppelseitigen Format anschaulich und höchst realistisch wirken. Ergänzt werden sie durch Karten und andere Abbildungen.

Das historische Interesse richtet sich heute deutlich auf die Sozialgeschichte, nicht nur auf die Kultur der Oberschicht. Doch die überlieferten Quellen geben darüber kaum Auskunft, denn die organischen Materialien, aus denen die Gegenstände des Alltags gefertigt waren, sind längst vergangen, erhalten sind, wenn überhaupt, die Preziosen der Oberschicht. Die Autoren versuchen dennoch einen Blick auf die Gesamtgesellschaft, kommen dabei allerdings

über einige Vermutungen nicht hinaus. Viele Fragen müssen derzeit offen bleiben.

In diesem Zusammenhang bestätigt das Buch die These, dass das, was wir „Geschichte“ im Sinne von „vergangenem Geschehen“ nennen, immer Rekonstruktion einer Vergangenheit bleibt, die zwar tatsächlich stattgefunden hat, die uns aber nie direkt zugänglich ist, sondern nur durch Auswertung und Interpretation von archäologischen und anderen Quellen mehr oder minder fehlerbehaftet erschlossen werden kann. Die Autoren reflektieren dementsprechend Methoden, Möglichkeiten und Grenzen der Forschung.

Der vorliegende Band enthält weitere Zusatzinformationen, so einige Extrakapitel zu folgenden Themen: „Mit Bauhölzern jahrgenau datieren“, „Keltische Modetrends – Fibeln als Leitfossilien“, „Gefragt, beliebt und importiert – Sapprolit“, „Glaube, Magie und Opferrituale“, „Witwotod und Totenfolge – historische Quellen berichten“, „Fahren, Reiten, Wettkampf und Spiel“, „Die spätkeltische Gesellschaft in antiken Quellen“ sowie „Herrschaft und Erbfolgerecht“. Eine zeitliche Synopse der Heuneburg und anderer keltischer Fürstensitze, aber auch des Weltgeschehens vom 8. bis ins 4. vorchristliche Jahrhundert erleichtert die chronologische Orientierung, es wird ein kühner Bogen geschlagen zu den Anfängen der griechischen Kultur und römischen Republik bis hin zu Siddhartha Gautama, dem Begründer des Buddhismus.

Das Buch stellt sich als populärwissenschaftlich im besten Sinne des Wortes dar, es vermittelt einem breiten Publikum anschaulich und verständlich Grundlageninformationen, verzichtet aber nicht auf die Präsentation neuester wissenschaftlicher Ergebnisse. Man spürt, dass viel „Herzblut“ (S. 192) von Dirk Krausse, Nicole Ebinger-Rist und anderer an dem Buchprojekt Beteiligten in das Werk hineingeflossen ist – es hat sich wirklich gelohnt und ist seinen Preis wert.

Michael Raub

Buchbesprechungen

THOMAS GILGERT: **Aus patriotischem Eifer der Gemeinde für das allgemeine Beste. Herrschaft und Widerstand, Gemeinde und Staat im deutschen Südwesten im ausgehenden 18. Jahrhundert**

359 Seiten • 29,00 Euro • Kohlhammer -Verlag, Stuttgart 2017 • ISBN: 978-3-17-034442-6.

Konflikte zwischen der Obrigkeit und den Untertanen wurden bis zu den Bauernkriegen 1524/25 teilweise mit grausamer Gewalt ausgetragen. Dies hat sich danach grundlegend gewandelt. Die Lösung der gleichen Konflikte um Frondienste, Abgaben, Waldnutzungsrechte und anderen Streitpunkten erfolgte inzwischen bei übergeordneten Gerichten. Ob gewollt oder ungewollt führte dies

zu einer Einschränkung der absoluten, schrankenlosen Herrschaft der regierenden Grafen und Fürsten. Mit dem Anrufen bzw. dem Anerkennen einer höheren Gerichtsbarkeit, wie z. B. dem Reichshofrat in Wien, gab die Herrschaft einen Teil ihrer absoluten Autorität ab. Gleichzeitig erhielten die Untertanen eine deutliche Aufwertung, indem sie vor Gericht auf Augenhöhe mit den Regierenden verhandelten.

Thomas Gilgert untersucht in dem vorliegenden Buch an Hand von verschiedenen Beispielen aus den Fürstentümern Fürstentum und Hohenzollern Ursachen, Ablauf und Auswirkungen der Konflikte mit Untertanen, die überwiegend vor Gerichten bzw. außergerichtlich gelöst wurden.

Die Einleitung behandelt die Fragestellung, die Quellenlage und den aktuellen Stand der Forschung zu Untertanenkonflikten. Dieser Teil ist sicherlich dem Umstand geschuldet, dass Thomas Gilgert den Text ursprünglich für seine Dissertation geschrieben hat. Für den geeigneten Leser bedarf dieser Teil etwas Durchhaltevermögen. Unter Umständen empfiehlt es sich, die Einleitung zuerst zu übergehen und im Nachhinein mit größerem Gewinn zu lesen.



Im Hauptteil führt Thomas Gilgert auf wenigen Seiten in die Geschichte der Fürstentümer Fürstentum, Hohenzollern-Hechingen und Hohenzollern-Sigmaringen ein. Ihm gelingt es, einen guten Einblick in die Struktur der damaligen Herrschaftsgebiete zu gewähren.

Alle drei Territorien wurden von einem Fürsten regiert, der sich auf einen kleinen Stab von professionellen Beamten stützte. Allen dreien war gemeinsam, dass sie Untertanenkonflikte sehr oft nur mit externer Hilfe lösen konnten.

Als erstes Fallbeispiel wird der Prozess der Stadt Löffingen gegen das Haus Fürstentum in den Jahren 1750 bis 1773 aufgeführt. Im Zuge der immer stärkeren Nutzung des Waldes verstärkte die fürstliche Forstverwaltung die Holzgewinnung im Löffinger Gewann Krähenbach. Als im Herbst 1746 der fürstliche Oberjägermeister von Laßberg 3000 Klafter Holz aus dem Krähenbacher Forst schlagen ließ, brachte dies das Fass zum überlaufen. Die Stadt Löffingen beschwerte sich zuerst in Donaueschingen über das ihrer Meinung nach unrechtmäßige Handeln. Als dies zu keinem Ergebnis führte, reichte die Gemeinde Löffingen im Oktober 1750 Klage beim Reichshofrat in Wien ein. Der anschließende über 20 Jahre dauernde Prozess sollte die Gemeinde finanziell an den Rand des Ruins führen. Außerdem führten die lang andauernden Verhandlungen zu internen Zwistigkeiten, welche von den Fürstentümern taktisch klug ausgenutzt wurden. Dennoch gelang es der Gemeinde Löffingen in einem

Buchbesprechungen

Vergleich 1773 letztendlich einen großen Teil des Krähenbacher Forstes in ihr Eigentum zu überführen. Außerdem war der Fürst zu Fürstenberg sogar bereit, Prozesskosten in der Höhe von 4000 fl. zu übernehmen. Der ausgehandelte Vergleich wurde zum Präzedenzfall bei vergleichbaren Konflikten des Fürstenhauses mit den Gemeinden Ippingen, Wolterdingen und Tannheim.

Neben dem Löffinger Waldprozess werden als zweites Beispiel aus dem Fürstenbergischen die Geschehnisse um das Hüfingener Zuchthaus und der daraus entstandenen Finanzkrise geschildert. Mit der Errichtung des Zuchthauses in Hüfingen im Jahr 1759 sollte für das gesamte Herrschaftsgebiet ein zentraler Platz für Kriminelle, aber auch für andere Personen wie Landstreicher oder Geisteskranke geschaffen werden. Durch einen geregelten Tagesablauf, harte körperliche Arbeit, religiöse Unterweisungen und regelmäßige Prügel sollte eine Besserung dieser Menschen erzielt werden. Dem Zuchtmeister Cula war dies allerdings nicht genug. Er wollte das Zuchthaus zu einem wirtschaftlich erfolgreichen Unternehmen umwandeln und begann mit einer Weberei. Dieses Anliegen ging so gründlich schief, dass die Verluste ohne Hilfe der Gemeinden nicht mehr ausgeglichen werden konnten. Fürst Joseph Wenzel war gezwungen, 1775 einen Landtag einzuberufen, um die Finanzkrise gemeinschaftlich zu lösen. Hier stießen allerdings die Erwartungen des Fürstenhauses mit denen der Untertanen deutlich aufeinander. Die fürstlichen Beamten wollten so schnell als möglich klären, wie die Gemeinden den Schuldenberg des Hüfingener Zuchthauses abarbeiten könnten. Die Untertanen wiederum waren euphorisch über die Aussicht, zum ersten Mal gemeinsam ihre Interessen gegenüber dem Fürstenhaus durchzusetzen. Letztendlich wurde ein Vergleich bezüglich der Kosten des Hüfingener Zuchthauses gefunden. Die weiteren Anliegen der Gemeinden wurden an die Regie-

rung in Donaueschingen weitergeleitet. Die Hoffnung der Untertanen auf einen regelmäßig tagenden Landtag hat sich allerdings nicht erfüllt.

Als letztes Beispiel soll die Darstellung des Konflikts zwischen der Stadt Sigmaringen, dem Haus Hohenzollern-Sigmaringen und den Habsburgern in den Jahren 1786 bis 1793 vorgestellt werden. Ähnlich wie im Fall des Fürstenberger Landtages entzündete sich der Konflikt zwischen den oben aufgeführten Parteien an finanziellen Problemen. Der korrupte und unfähige Magistrat von Sigmaringen verursachte mit den Jahren eine immense Verschuldung, die nicht mehr aus eigener Kraft getilgt werden konnte. Mangelnde bzw. unzureichende Kontrolle der Finanzen durch die fürstlichen-hohenzollerischen Beamten begünstigten zusätzlich die Misswirtschaft. Diese Krise nutzte die vorderösterreichische-habsburgische Regierung in Freiburg, um einerseits die Finanzen der Stadt Sigmaringen in Ordnung zu bringen, andererseits mehr Einfluss in Sigmaringen zu erlangen. Als Ergebnis konnten tatsächlich die Schulden der Stadt deutlich reduziert und die Stadtverwaltung modernisiert werden. Streitpunkte wie der Wahlmodus des Schultheißen blieben aber bis zu den Umbrüchen der französischen Revolution ungeklärt.

Diesen Umbrüchen nimmt sich Thomas Gilgert im letzten Teil seines Buches an. Zu Beginn der Französischen Revolution bewirkten die Nachrichten aus dem benachbarten Frankreich keine größeren Veränderungen in der Region. Eine Identifikation mit der Revolution unterblieb mit wenigen Ausnahmen. Bei den vereinzelten Beispielen von revolutionären Aktionen, die im Buch aufgeführt werden, konnte die Herrschaft schnell für Ruhe sorgen. Das Verhalten der französischen Revolutionstruppen, die 1796 plündernd und marodierend am Oberrhein und in Breisach einfielen, verhinderten schnell und gründlich eine generelle Solidarisierung mit der Revolution in Frankreich.

Buchbesprechungen

Im Laufe der Napoleonischen Kriege erstarkte das deutsche Nationalgefühl und der Ruf nach Freiheit ertönte auch in rechtsrheinischen Gebieten. Die Untertanen akzeptieren nicht mehr uneingeschränkt die gottgegebene Autorität des Adels und emanzipierten sich immer stärker. Dem gegenüber fanden die Fürsten keine Lösung. Sollte mit brutaler Gewalt die Autorität durchgesetzt werden, oder sollte man versuchen, mit Entgegenkommen die Situation zu retten? Eine Lösung wurde nicht gefunden. Mit der Eingliederung des Fürstentums Fürstenberg in das neue Großherzogtum Baden im Jahr 1806 wur-

de dieses Problem letztlich ungelöst nach Karlsruhe weitergeleitet.

Thomas Gilgert richtet den Blick auf die Machtverhältnisse zwischen der Obrigkeit und den Herrschaften in der Zeit vor der Französischen Revolution. Weit entfernt von den heutigen demokratischen Verhältnissen, zeigt er aber, dass sich in der frühen Neuzeit der Rechtsstaat zu entwickeln begann, der bereits vor 250 Jahren die Bevölkerung in den Stand setzte, ihre Interessen gegenüber der Obrigkeit zumindest teilweise ohne Gewalt und Umsturz vor Gericht durchzusetzen.

Harald Ketterer

JÜRGEN DENDORFER (Hg.): Erinnerungsorte des Mittelalters am Oberrhein

Hg. vom Landesverein Badische Heimat und der Abteilung Landesgeschichte am Historischen Seminar der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg • 194 Seiten – 24,00 Euro
Rombach Verlag, Freiburg 2017 • ISBN: 9783793051534.

Die „Samstags-Uni“ an der Albert-Ludwigs-Universität Freiburg beschäftigte sich im Jahr 2016 mit dem Thema: „Erinnerungsorte des Mittelalters am Oberrhein“. Gegenstand der Vorlesung war das Gebiet links und rechts des Rheins von Straßburg bis Basel. Diese Gegend hatte im Mittelalter andere Grenzen; heute ist sie trinational. Deutschland, Frankreich bzw. das Elsass und die Schweiz sind die Erben dieser Landschaft. Je nach Interessenlage und Wertung wird jeder „Erinnerungsort“ anders bewertet. Dennoch sind diese speziellen Orte eine Klammer, welche eine Gesamtschau von Deutschem, Schweizerischem und Französischem erlaubt. Sie zeigen Verbindendes, aber auch Trennendes.

Es war der französische Historiker Pierre Nora, welcher in den 80-er Jahren die „Erinnerungsorte der französischen Ge-



schichte“ erforschte. Diese Methode fand auch in Deutschland Eingang. Dabei werden „Orte“ nicht nur im konkreten, sondern auch im übertragenen Sinn verstanden. Das Ziel ist dabei, Ereignisse, Gebäude, Monumente, Orte und Personen zu beschreiben, an die erinnert wurde und in der Gegenwart noch erinnert wird.

In dem vorliegenden Band werden die Herrschergeschlechter der Habsburger und Zähringer sowie die heilige Odilia/Ottolie vorgestellt. Zwei Bauten wie die Hohkönigsburg im Elsass und das Straßburger Münster finden Eingang; zudem Geschriebenes und Gedrucktes wie die Humanistenbibliothek in Schlettstadt und die Manessische Liederhandschrift; der wenig bekannte 10-Städtebund, die „Decapolis“ im Elsass, beschließen den Band.

Die Ruinen der Habsburg, heute in der

Buchbesprechungen

Schweiz, und die der Zähringer, oberhalb der Gemeinde Zähringen (heute zu Freiburg eingemeindet), stehen beide am Oberrhein. Sie sind die Stammburgen der beiden Geschlechter, welche im Mittelalter den Oberrhein dominierten.

Die Habsburger

Die Gebiete der Habsburger im Südwesten, als vorderösterreichisch bezeichnet, lagen am äußersten westlichen Rand des zerstückelten Habsburger Reiches. Dementsprechend rar war die Anwesenheit der Herrscher oder ihrer Vertreter. Zeugen ihrer Regentschaft sind u. a. ihre Grablege in der Kirche von Ottmarsheim, dem Aachener Münster nachempfunden, die prächtigen Glasfenster im Chorumgang des Freiburger Münsters und die Ritterstatuen am Kaufhaus in Freiburg. Es waren die Habsburger, welche 1457 die Freiburger Universität gründeten. Spätestens mit den napoleonischen Kriegen verschwanden sie am Oberrhein von der Landkarte.

Die Zähringer

Obwohl Freiburg im Breisgau weitaus länger der habsburgischen als der zähringischen Herrschaft unterstand, wird der Ort primär als zähringisch wahrgenommen. Waren doch die zähringischen Herzöge die Stadtgründer (1120) von Freiburg und weiteren elf Städten (u. a. Bräunlingen, Bern, Villingen), die sich heute in der Schweiz und in Deutschland befinden. Dieses Städteband wurde 2009 institutionalisiert. Es gibt nun jedes Jahr, abwechselnd in einer deutschen und einer Schweizer Stadt, ein Treffen.

Dadurch wird die Erinnerung an die Städtegründer und die Stadtgeschichte wach gehalten. Besonders präsent ist die Erinnerung an den „letzten Zähringer“, Herzog Bertold V., gestorben 1218. Er fand nicht nur im Freiburger Münster seine letzte Ruhestätte, sondern reitet in der Stadtmitte auf dem Denkmal des Bertoldsbrunnens.

Die Decapolis

In den ehemals reichsunmittelbaren Städten des Elsass war man stolz auf den Habsburgischen Doppeladler. Ausgiebig war er an den Fassaden von Colmar, Kaysersberg und Schlettstadt und anderen Städten zu sehen. Zehn Städte schlossen sich im 14. Jahrhundert zu einem 10-Städtebund, der Decapolis, zusammen. Sie unterstanden nur dem Kaiser und genossen Privilegien.

1648 wurde das Elsass französisch und die Wahrnehmung des ehemaligen Städtebundes war gering. Im 19. Jahrhundert wurde die Decapolis als stellvertretend für das Elsass betrachtet und somit zum „Erinnerungsort“.

Schlettstadt –

Humanismus am Oberrhein

Persönlichkeiten wie der Humanist Beatus Rhenanus und fähige fortschrittliche Lehrer machten die kleine Stadt Schlettstadt (heute im Elsass gelegen) zum „Nabel“ der humanistischen Bildung im frühen 16. Jahrhundert. Rhenanus' Bibliothek, praktisch vollständig erhalten, wurde 2011 in die Liste des Weltkulturerbes der UNESCO aufgenommen.

Manessische Liederhandschrift – Minnesang

Um 1300 wurden die Lieder und Darstellungen der Minnesänger in einer Handschrift, dem Codex Manesse, aufgezeichnet. Die schon um 1200 entstandenen Minnelieder waren an eine bewunderte, adelige Frau gerichtet. Die Handschrift wurde vom Pfalzgrafen von Heidelberg im 17. Jahrhundert erworben und befindet sich heute in der Heidelberger Universitätsbibliothek. Sie ist ein Erinnerungsort der Liedkunst und ein Zeugnis deutscher Kultur.

Die Heilige Odilia

Der konkrete Erinnerungsort für die heilige Odilia ist der Mont Sainte-Odile in der Nähe von Straßburg. Im dortigen Kloster Hohenburg war die Heilige im 7. Jahrhun-

Buchbesprechungen

dert Äbtissin, wo noch heute ihre Reliquie aufbewahrt werden.

Blind geboren, wurde sie durch die Taufe sehend. Ein Umstand, der sie als Fürbitlerin für alle Menschen mit Augenleiden macht. Durch die Jahrhunderte ist der Odilienberg eine Pilger- und Besucherattraktion. Die Heilige Odilia ist die Schutzherrin des Elsass.

Die Hohkönigsburg im Elsass

Als Symbol für das schwierige und belastete Verhältnis zwischen Deutschland und Frankreich kann die Hohkönigsburg im Elsass angesehen werden. Die Restaurierung der Ruine wurde von Kaiser Wilhelm II. in Auftrag gegeben und denkmalpflegerisch und archivarisch vorbildlich begleitet. 1908 wurde sie feierlich eingeweiht. Mit der Wiederherstellung der ehemaligen Stauferburg wurde die Annexion des Elsass (1871) an das Deutsche Reich legitimiert. Elsässer und Franzosen lehnten diese Maßnahme ab. Heute werden von französischer Seite versöhnlichere Töne angeschlagen, denn längst ist die Burg ein Touristenmagnet.

Das Straßburger Münster

Das Straßburger Münster hat eine lange Baugeschichte (vom 12. bis 16. Jahrhundert). In ihm vereinen sich verschiedene Stile. Es war Goethe, der den dort angewandten Baustil der Gotik neu bewertete und ihm gesellschaftliche Anerkennung verschaffte. Das Straßburger Münster, einst Zankapfel zwischen den beiden Nationen, wird heute als europäisches Kulturgut angesehen.

Das Buch präsentiert unsere nähere und weitere Heimat in neuen Zusammenhängen im Wandel der Zeiten. Es ist allgemein verständlich und doch auch wissenschaftlich geschrieben. Ein geschichtsinteressierter Jugendlicher ebenso wie ein geschichtserfahrener Leser wird daran seine Freude haben. Selbst Letztere können Neues entdecken. Es lädt zu Ausflügen ein.

Ausgestattet mit aktuellen und historischen Fotos, Grundrissen, Stichen, zudem in einem handlichen Format, ist dieses Buch für die eigene Lektüre, als Geschenk sowie als Reisebegleiter zu empfehlen.

Antonia Reichmann

LANDESSTELLE FÜR MUSEUMSBETREUUNG BADEN-WÜRTTEMBERG UND DIE ARBEITSGEMEINSCHAFT DER FREILICHTMUSEEN IN BADEN-WÜRTTEMBERG (Hg.): Anders.anders? Ausgrenzung und Integration auf dem Land. • 192 Seiten • 16,90 Euro • Jan Thorbecke Verlag. Ostfildern 2017 • ISBN 978-3-7995-1266-4.

Der Sammelband ist zum gleichnamigen Projekt 2018 der sieben Freilichtmuseen in Baden-Württemberg erschienen.

Im Spannungsfeld von „bodenständiger“ Heimatverbundenheit einerseits und Flucht- und Zuwanderungsbewegungen andererseits zeigen die Autoren anhand anschaulicher Beispiele, wie auf dem Land „anders“ erscheinende Menschen ausgegrenzt wurden, wie aber auch Integration gelingen konnte.

Auf die Aktualität des Themas angesichts der hohen Zahl an Zuwanderern seit 2015 wird mehrfach hingewiesen; Verständnis für die geflüchteten Menschen zu

wecken ist eine Intention des Ausstellungs- und Buchprojektes.

Sieben Ausstellungen beschreibt und erläutert der Sammelband, drei davon dokumentieren große Zuwanderungsbewegungen.

Die Ausstellung „Keine Heimat mehr? Geschichten von Flucht und Heimkehr“ im *Schwarzwälder Freilichtmuseum Vogtsbauernhof* befasst sich mit der Zuwanderung 2015 und den Bemühungen des Ortenaukreises, die Menschen zu versorgen und ihnen zu helfen. Eine schnell eingerichtete Lenkungsgruppe organisierte die Unterbringung, ärztliche Versorgung, Bildungsangebote sowie Beschäftigung. Eine

Buchbesprechungen

Collage von Flüchtlingsunterkünften in der Ortenau illustriert die Wohnsituation. Allgemeine Reflexionen über das 20. Jahrhundert als das „Jahrhundert der Flüchtlinge“ runden den Beitrag ab.

Thema des *Freilichtmuseums Neuhausen ob Eck* in der Ausstellung „Angekommen. Angenommen? Heimatvertriebene zwischen Hier und Dort“ ist die Ankunft von Millionen von Flüchtlingen und Heimatvertriebenen aus den deutschen Ostgebieten nach dem Zweiten Weltkrieg. Da diese Menschen nur wenige Habseligkeiten mitnehmen konnten, stützt sich die Ausstellung vor allem auf die bewegenden Erzählungen der Zeitzeugen sowie auf wenige Erinnerungsstücke und Fotografien, die gerettet wurden. In dem Beitrag werden zunächst Ursachen und Auslöser der Vertreibungen zusammengefasst, bevor exemplarisch auf einige Schicksale eingegangen wird. Zwar waren auch die Vertriebenen Deutsche, sie wurden jedoch als fremde Eindringlinge wahrgenommen, mit denen man nun Wohnraum und Nahrung teilen sollte. Dies musste vielerorts seitens der Behörden durch Zwangszuweisungen erzwungen werden, was die Einheimischen wiederum als Eingriff in ihre Privatsphäre empfanden.

Die wenigen Fotografien sind berührend, zum Beispiel das Foto eines Geschwisterpaares nach der Ankunft in Westdeutschland. Die Kinder stehen im Schnee, bekleidet mit einem Mantel, jeweils ein einfaches Pappköfferchen in der Hand. Ernst schauen die Kinderaugen den Betrachter an. Was mögen diese Kinder erlebt haben?

Durch den Marshall-Plan besserte sich die Situation der Vertriebenen ab 1948/49, günstige Kredite und Ausgleichszahlungen ermöglichten es nun den Familien, sich eine neue Existenz aufzubauen und sich allmählich in die neue Heimat zu integrieren.



Dass dies nicht immer gelang, zeigt die Lebensgeschichte der Heta Zackschewski, die in einem weiteren Beitrag „Zuhause in der Armenwohnung? Geschichte einer Nicht-Integration“ beschrieben und ebenfalls in Neuhausen ob Eck dokumentiert ist.

Diese Frau kam nach zwei Jahren in einem dänischen Flüchtlingslager 1948 nach Brittheim und wurde mit ihrem Kind in der heruntergekommenen Armenwohnung über dem sogenannten Farrenstall untergebracht. Ihre Bemühungen, in eine bessere Wohnung einzuziehen zu dürfen, waren vergebens. Durch einen glücklichen Zufall bekam die Familie 1960 die Möglichkeit, nach Amerika auszuwandern, der älteste Sohn konnte 2016 kontaktiert werden und von seiner Mutter und dem Neubeginn in den USA berichten. Man staunt über die Energie und den Lebensmut der Frau, die diesen Schritt wagte.

Der Beitrag des *Bauernhaus-Museums Allgäu-Oberschwaben Wolfegg* „Zwischen zwei Welten“ dokumentiert die Situation der „Gastarbeiter auf dem Land“, so der Untertitel, in Folge der Anwerbung in den 1960-er Jahren. Als Beispiel dient der Landkreis Ravensburg, der heute, so die Autoren, Heimat für viele ehemalige Gastarbeiter geworden ist, die mit ihren Familien und Angehörigen der zweiten oder dritten Generation dort leben. Es werden kritische Fragen aufgeworfen nach Vorbehalten und Fremdheitsgefühlen. Auch Alltagschwierigkeiten, etwa mit dem Dialekt oder den Speisen vor Ort, werden von den Interview-Partnern erwähnt. Das Autorenteam spricht von einem „konjunkturellen Ausgleichsinstrument“, mit dessen Hilfe die deutsche Wirtschaft die Leistung der Gastarbeiter ausgenutzt habe. Dennoch sprechen die gezeigten Fotografien und Äußerungen von ehemaligen Gastarbeitern

Buchbesprechungen

für eine insgesamt gelungene Integration, wenn die Anfangsschwierigkeiten erst einmal überwunden waren. Das Foto einer typisch deutschen Wohnstube der 60-er Jahre mit griechischen Arbeitern und der einheimischen Gastgeberfamilie illustriert dies, ebenso die Antwort eines Vaters und Großvaters, der aus Sizilien gekommen war: „Zurückgehen, nie im Leben.“

Weitere Beiträge befassen sich mit Gruppen, die teilweise seit langem in den Dorfgemeinschaften lebten und mehr oder weniger integriert bzw. ausgegrenzt waren. Das traurigste Kapitel ist die Entrechtung und Ermordung der jüdischen Gemeindeglieder im Nationalsozialismus.

Das *Hohenloher Freilandmuseum* in Schwäbisch Hall-Wackershofen informiert über das Volk der Jenischen, dessen Angehörige in den Dörfern lebten, aber auch viele Wochen des Jahres als Händler „Auf der Reis“, so der Titel der Ausstellung, ihren Lebensunterhalt verdienten.

Zunächst gibt der Autor einen Überblick über die Theorien zu Herkunft und Sprache dieser transnationalen Minderheit, deren Angehörige in der Schweiz, in Österreich, Frankreich und im südlichen Deutschland leben. Die Dauerausstellung richtet den Fokus auf die jüngere Geschichte vom 18. bis ins 20. Jahrhundert. Die Familien, die sich zum Beispiel auf dem Heuberg ansiedeln durften, erhielten zwar ein Grundstück für den Bau eines Hauses zugewiesen, nicht jedoch Ackerland zur Bewirtschaftung. So entwickelte sich ein Nebeneinander von Sesshaftigkeit und einem Leben auf der Landstraße als fahrende Händler. Vielerlei Gebrauchsgegenstände, Textilien, Geschirr, Kurzwaren u.a. wurden auf festgelegten Routen feilgeboten, sodass die Händlerfamilien einen Kundenstamm aufbauen und sogar im „ganzen süddeutschen Raum Freundschaften pflegen“ konnten, wie eine Interviewpartnerin sich erinnert. Ein wichtiger Erwerbszweig war auch das Schaustellergewerbe auf Märkten, das bis heute praktiziert wird. Als nichtsesshafte Bevölkerungsgruppe waren die Jenischen immer

auch Schikanen, Vorurteilen und Diskriminierungen ausgesetzt. Unter der Herrschaft des NS-Staates wurde ihre Existenz bedroht – durch drastische Verschärfung der Genehmigung für den ambulanten Handel, Zwangssterilisation und Ermordung in Konzentrationslagern. Schadensersatz für das ihnen zugefügte Leid erhielten die NS-Opfer bzw. deren Angehörige nicht; die Jenischen sind bis heute nicht als NS-Opfergruppe anerkannt.

In den Jahrzehnten nach dem Krieg wurde das ambulante Warenangebot nach und nach obsolet, Firmen wie Amazon übernehmen heute eine ähnliche Funktion, so der Autor. Und so kann man nun im Museum die vollgepackten Wagen, Fuhrwerke, Körbe betrachten, sodass die Lebensweise der Jenischen nicht in Vergessenheit gerät.

Um die Armenfürsorge auf dem Land im 19. Jh. geht es im *Odenwälder Freilandmuseum Gottersdorf*. Dort steht das Armen- und Gemeindehaus aus Reichartshausen; die Lebensschicksale der Bewohner sind anhand zahlreicher Dokumente nachvollziehbar. Wir finden Abschriften, etwa einen „gehorsamen Bericht des Armenpflegschaftsrates“ von 1856 an das königliche Landgericht. Ein „sittlicher Lebenswandel“ der Bedürftigen wurde erwartet und eingefordert, gelang dies nicht, wurden z. B. „der Gefahr der Verwahrlosung ausgesetzte Kinder (...) bei ordentlichen Pflegeeltern untergebracht und streng überwacht.“

Auch in dem Beitrag „Gewünschte Distanz, erzwungene Nähe. Von der Alltäglichkeit der 'Anderen' im Armenhaus des Dorfes“ im *Oberschwäbischen Museumsdorf Kürnbach* wird gezeigt, nach welchen Kriterien arme Menschen unterstützt wurden, welche Gegenleistungen dafür erwartet wurden und in welchen Fällen die Hilfe verweigert und die Personen nach Möglichkeit aus der Gemeinde „fortgeschafft“ wurden. Anhand dreier Bewohnerfamilien des Armenhauses von Göffingen, einem oberschwäbischen Dorf, erweist sich, dass die Bedürftigkeit bis in die nächste oder sogar übernächste Generation nicht behoben

Buchbesprechungen

wird, es sei denn, man wandert aus. So wurde die Bitte einer Frau um Kostenübernahme für die Auswanderung nach Nordamerika vom Gemeinderat umgehend bewilligt; man war so eine Bedürftige losgeworden.

Einen weiten historischen Bogen spannt der Beitrag des *Freilichtmuseum Beuren* „Ausgrenzung. Akzeptanz. Vernichtung. Württembergisches Landjudentum“ von Benachteiligung und Verfolgung im späten Mittelalter bis zur Auslöschung jüdischen Lebens im Nationalsozialismus. Im 15. Jahrhundert wurden die Juden aus Städten sowie Territorialherrschaften Südwestdeutschlands vertrieben mit den üblichen Begründungen, die Juden seien Christi Mörder etc. In Wirklichkeit, so der Autor des Beitrages, ging es um wirtschaftliche und politische Interessen, da jüdische Vermögen konfisziert und Schulden, die Christen bei Juden hatten, generell erlassen werden sollten. Die aus den Städten Vertriebenen suchten nun auf dem Land eine neue Bleibe. Im Verlauf des 19. bis zum Beginn des 20. Jh. erfolgte allmählich die Emanzipation der jüdischen Bevölkerung, „aus Schutzjuden wurden nun württembergische Untertanen“. Ab 1819 durften Juden studieren, ab 1847 Beruf und Gewerbe nach eigener Neigung wählen, die rechtliche Gleichstellung in allen Belangen wurde den Juden in Baden-Württemberg 1864 gewährt. Obwohl die jüdischen Gemeinden sowohl durch Geburtenüberschuss wie auch durch Zuzug wuchsen, ging jüdisches Leben auf den Dörfern wieder zurück, denn die Städte boten mehr Entfaltungsmöglichkeiten. Der Autor spricht von einer regelrechten Landflucht. Es erfolgte ein bemerkenswerter ökonomischer und sozialer Aufstieg, prozentual waren zum Beispiel in Württemberg deutlich mehr jüdische Kinder auf höheren Schulen als christliche.

Anhand des Dorfes Wankheim wird gezeigt, wie durch das Wirken einer Einzelperson, in diesem Fall des Pfarrers, ein Miteinander zwischen christlicher und jüdischer Gemeinde entstehen konnte mit

gegenseitiger Hilfsbereitschaft und Wohl-tätigkeit sowie gemeinsam gefeierten Gottesdiensten.

Als 1933 die Nationalsozialisten an die Macht kamen, konnten Juden nur durch Emigration der Verfolgung und Entrechtung entgehen. In Rexingen etwa wanderte der Großteil der jüdischen Bevölkerung 1938 nach Palästina aus. Andere, die ihre schwäbische Heimat nicht verlassen wollten, wurden in ein Vernichtungslager deportiert und ermordet. Das schwäbische Landjudentum war vernichtet.

Um dieses aber in der Erinnerung zu bewahren, zeigt das Freilichtmuseum Beuren an einigen Orten und Gebäuden das frühere alltägliche Zusammenleben jüdischer und christlicher Menschen. Schul- und Städtepartnerschaften mit Israel sind gegründet worden und lassen hoffen.

In einem den Band abschließenden Gespräch berichtet Prof. Dr. Jan Vaessen, von 1997 bis 2001 Präsident des Verbandes Europäischer Freilichtmuseen, über seine Arbeit in den Niederlanden. Die Beschäftigung mit der Alltagskultur in früherer und heutiger Zeit solle sich an ein breites und nicht vorrangig an ein elitäres Publikum richten, so das Ziel. Dementsprechend zugänglich und anschaulich müssten die Präsentationen der Freilichtmuseen sein, um letztlich Menschen miteinander in Kontakt zu bringen und Vorurteile zu bekämpfen.

In diesem Sinne regen die Beiträge der vorliegenden Publikation zum Nachdenken an und geben wertvolle Einblicke in Schicksale und Lebenswelten von Menschen, die als fremd, „anders“ wahrgenommen wurden. Das reichhaltige Bildmaterial veranschaulicht die dargelegten Fakten und lässt die Leser an den Ausstellungskonzepten der Freilichtmuseen teilhaben. Wer tiefer in die Materie einsteigen möchte, bekommt in den Fußnoten zahlreiche Literatur- und Quellenhinweise.

Fazit: Ein gut lesbares und ertragreiches Buch sowohl für besonders Interessierte wie auch für ein breiteres Publikum.

Karin Neubarth-Raub

Buchbesprechungen

WOLFGANG PROSKE: Täter Helfer Trittbrettfahrer – NS-Belastete aus dem heutigen Süden Baden-Württembergs, Bd. 9 • 461 Seiten – 19,99 Euro • Kugelberg-Verlag. Gerstetten 2018 • ISBN 978-3-945893-10-4.



Im neunten Band des Autorenprojektes „Täter Helfer Trittbrettfahrer“ werden NS-Belastete aus dem Süden des heutigen Baden-Württemberg vorgestellt. Die methodische Vorgehensweise des Projekts wurde bereits in den Schriften der Baar 2017 und 2018 ausführlich dargestellt und bedarf daher keiner Wiederholung. Von besonderem Interesse in diesem Band sind vor allem folgende Personen, die auch in der späteren Bundesrepublik eine große Rolle spielten: Prof. Dr. Martin Heidegger, Kurt Georg Kiesinger, Prof. Dr. Elisabeth Noelle-Neumann und Dr. Josef Schafheutle.

Die Herausgabe dieses Bandes wurde durch den Baarverein finanziell unterstützt. Die Übergabe der Spende an Herrn Werner Proske erfolgte anlässlich des Vortrages von Herrn Seidelmann zum NS-Kreisleiter Walther Kirn am 12. September 2018 in Donaueschingen.

Harald Ketterer



Im Jahr 2018 wurden in den Katalog der Vereins-Bibliothek 334 neue Bände aufgenommen.

Vereinschronik

Protokoll der Mitgliederversammlung 2018

am Freitag, dem 13. April 2018 ab 19:00 Uhr im Hotel „Grüner Baum“
in Donaueschingen-Allmendshofen

■ TOP 1: Begrüßung und Feststellung der Beschlussfähigkeit

Der Vorsitzende der naturkundlichen Abteilung des Baarvereins T. Kring begrüßt herzlich die laut vorliegender Anwesenheitsliste erschienenen 56 Mitglieder und stellt die Beschlussfähigkeit der Versammlung fest. Entschuldigt sind Herr Landrat Hinterseh, die Herren Bürgermeister Bächle und Kollmeier sowie Herr H. Siebert, der ehemalige Rechner. T. Kring erinnert an die seit der letzten Mitgliederversammlung verstorbenen Vereinsmitglieder, derer die Anwesenden in einer Schweigeminute gedenken.

■ TOP 2: Beschluss der Tagesordnung

T. Kring gibt bekannt, dass die ursprüngliche und ausgedruckte Tagesordnung geändert werden muss, weil der bisherige Schriftleiter des Baarvereins H. Gehring von seiner Funktion zurücktreten möchte. Darum muss die Neuwahl eines Schriftleiters in dieser Mitgliederversammlung (MV) stattfinden.

■ TOP 3: Jahresbericht der Vorsitzenden

Der Vorsitzende der Abteilung Geschichte des Baarvereins F. Kawohl bedankt sich bei dem Vorstand des Baarvereins für die im letzten Jahr geleistete Arbeit, besonders erwähnt er die neuen Vorstandsmitglieder Fr. J. Miller, Geschäftsführerin Fr. H. M. Jaag und den Mitvorsitzenden T. Kring. Seit der letzten MV fanden 6 Vorstandssitzungen statt, eine gemeinsam mit den Beiräten in Brigachtal. Von den Veranstaltungen des vergangenen Jahres erwähnt er besonders das zweitägige Symposium „Von der Reformation zur Ökumene“, das zusammen mit den Evangelischen Kirchengemeinden Villingen-Schwenningen und dem Kreisarchiv des Schwarzwald-Baar-Kreises im Landratsamt abgehalten wurde und dankt besonders dem Kreisarchivar C. Joos für seine vorzügliche Organisation und die harmonische Zusammenarbeit. Nach F. Kawohl gibt es zwei grundsätzliche Tendenzen im Baarverein, nämlich zum Einen die Mitglieder, bei denen das wissenschaftliche Interesse an Geschichte und Naturkunde der Baar an erster Stelle steht und zum Anderen diejenigen, denen das gesellschaftliche Miteinander im Verein besonders wichtig ist.

Seiner Meinung nach sollten diese beiden Richtungen nicht gegeneinander arbeiten, sondern beide Tendenzen sollten sich gleichberechtigt vereinen und diese Union gereiche dem Verein insgesamt zum Wohle.

F. Kawohl übergibt an die Geschäftsführerin H.M. Jaag, die von den Aktivitäten der Geschäftsstelle und vom neu angeschafften elektronischen Mitgliederprogramm berichtet. Die Mitgliederzahl beträgt zur Zeit 494, davon sind 458 Personen und 36 Korporationen. Weiter bestehen Verbindungen zu 107 Tauschpartnern. (siehe Bd. 61)

Vereinschronik

■ TOP 4: Kassenbericht des Rechnungsjahres 2017

Die Rechnerin Fr. I. Götz stellt in einer Power Point Präsentation die neuen Zahlen vor, die ein leichtes Plus des Vereinsvermögens gegenüber dem Vorjahr zeigen (siehe Anhang).

■ TOP 5: Bericht der Kassenprüfung

A. Bruckmann hat die Kassenprüfung ordnungsgemäß durchgeführt und sieht keinerlei Gründe für Beanstandungen.

■ TOP 6: Entlastung des Vorstands, Neuwahl des Schriftleiters

T. Kring bittet Herrn F. Dreyer, den Vorstand durch die Zustimmung der MV zu entlasten. F. Dreyer bedankt sich im Namen der MV bei den Mitgliedern des Vorstandes für den erbrachten persönlichen Einsatz im vergangenen Jahr und lobt besonders die Arbeit der beiden Vorsitzenden. Per Handzeichen bittet er die MV um die Entlastung des Vorstandes, die einstimmig ohne Gegenstimmen von der MV erteilt wird.

T. Kring bedankt sich bei F. Dreyer und der MV und erteilt H. Gehring das Wort. Dieser bedankt sich bei den Redaktionsmitgliedern für die harmonische Zusammenarbeit in den dreizehn Jahren seiner Tätigkeit als Schriftführer des Vereins und führt gesundheitliche Gründe für seinen Rücktritt von diesem Posten an. H. Keusen dankt in einer kurzen Laudatio H. Gehring für seinen unermüdlichen Einsatz als Schriftleiter und hebt besonders seine Begeisterungsfähigkeit, seine Bescheidenheit und seine stete Zuverlässigkeit als bisheriger Schriftleiter hervor.

T. Kring erteilt nun das Wort Herrn M. Tocha, der sich als einziger Kandidat bereit erklärt hat, das Amt des Schriftführers zu übernehmen, falls er gewählt wird. Er hat bereits seit 2014 in der Redaktion mitgearbeitet und ist mit deren Arbeitsabläufen vertraut. Er stellt sich der MV persönlich vor und berichtet von seinem Berufsleben als Philologe. Er möchte die Schriften der Baar in der bisherigen konservativen Art weiterführen und bei aller gebotenen Wissenschaftlichkeit dafür sorgen, dass die Bände auch weiterhin mit Vergnügen gelesen werden.

T. Kring schlägt ihn der MV zur Wahl als Nachfolger von H. Gehring vor und per Handzeichen wird er von der MV ohne Gegenstimme und ohne Enthaltung einstimmig zum neuen Schriftleiter des Vereins gewählt. Er nimmt die Wahl an.

■ TOP 7: Rückblick auf das Jahresprogramm 2017

Der Programmkoordinator H. Ketterer stellt in einer Power-Point-Präsentation die wichtigsten Ereignisse des letztjährigen Programms vor, wobei er die Feierlichkeiten zur erstmaligen schriftliche Erwähnung der Orte Pfohren und Hondingen vor 1200 Jahren ebenso erwähnt wie die Jahresexkursion 2017 zum Schloss Waldenbuch und das zweitägige Symposium in Villingen zum Thema „Von der Reformation zur Ökumene“.

Vereinschronik

■ TOP 8: Ausblick auf das Programm 2018

H. Ketterer berichtet weiter über die gut besuchten bisherigen Veranstaltungen des Vereins für das Jahr 2018. Besonders erwähnt er die Vortragsreihe über den Stadtpfarrer Dr. H. Feurstein, die vom 23. Februar bis 23. März 2018 aus Anlass seines 75. Todestages stattfand und die vom Baarverein, dem Kreisarchiv, der Kolpingfamilie und der katholischen Pfarrgemeinde gemeinsam ausgerichtet wurde. Zu den vier Vortragsabenden und der abschließenden Gesprächsrunde mit Zeitzeugen, die der Kreisarchivar C. Joos moderierte, kamen jeweils zwischen hundert und hundertfünfzig Zuhörer und Besucher. Daneben weist er noch auf interessante Buchvorstellungen und Tagungen in der zweiten Jahreshälfte 2018 hin.

■ TOP 9: Verschiedenes und Anträge

Anträge wurden keine gestellt. T. von Kutzleben schlägt vor, den ausscheidenden Schriftführer H. Gehring auf Grund seiner Verdienste zum Ehrenmitglied des Baarvereins zu ernennen. T. Kring weist darauf hin, dass zunächst vom Vereinsvorstand eine solche Ernennung gutgeheißen werden muss, bevor dann die MV im nächsten Jahr offiziell dazu befragt wird.

■ TOP 10: Vorstellung Schriften der Baar 2018, Band 61

M. Tocha dankt zuerst dem Redaktionsteam für die geleistete Arbeit an dem neuen Band 61 der „Schriften der Baar“ und stellt anschließend in knappen Zusammenfassungen die insgesamt sechs geschichtlichen Beiträge des Bandes vor. H. Gehring erläutert danach die drei Beiträge mit naturkundlichen Themen im neuen Schriftenband.

Um 20:40 Uhr ist damit der offizielle Teil der MV beendet.

Wie angekündigt hält nun H. Gehring seinen Vortrag mit dem Titel „Mein Freund der Regenpfeifer“. Er erzählt und zeigt Bilder vom Flussregenpfeifer, der 4 bis 5 Monate am Fluss Niger südlich der Sahara in Afrika lebt und dessen Brutheimat die Alpenvorland-Flusslandschaften in Deutschland und Frankreich sind. Er brütet hier in Industriebrachen und H. Gehring hatte das Glück, ein am Boden brütendes Vogelpaar aus nächster Nähe beim Brüten und beim Schlüpfen der Jungen zu beobachten und zu fotografieren und er schildert seine Beobachtungen mit der schon oben erwähnten großen Begeisterung, die mitreißt und am Ende mit starkem Applaus belohnt wird.

21:05 Uhr Ende des Vortrags

Anschließend holen sich die Anwesenden die bereitgestellten Jahresbände ab.

Für das Protokoll: Dr. med. H. Keusen

Vereinschronik

Kassenbericht für das Rechnungsjahr 2017

(Anlage zum Protokoll der Mitgliederversammlung)

Entwicklung des Kassenbestands (in Euro)

Bankkonto (Giro- und Festgeldkonto)	
Kassenbestand am 01.01.2017	33.469
Gewinn 2017 (Einnahme-Überschuss-Rechnung)	2.972
Kassenbestand am 31.12.2017	36.441

Einnahmen-Überschuss-Rechnung für 2017 (in Euro)

Einnahmen

1. Mitgliedsbeiträge	11.425
2. Spenden und Zuschüsse	10.615
3. Erlöse <i>Schriften der Baar</i>	295
4. Erlöse Sonstige Literatur	1.161
5. Einnahmen Exkursionen	2.215
5. Einnahmen Vorträge	102
6. Sonstige Einnahmen	10
Summe Einnahmen	25.823

Ausgaben

1. Aufwendungen <i>Schriften der Baar</i>	9.047
2. Aufwendungen sonstige Literatur	203
3. Aufwendungen Exkursionen	1.828
4. Vortragshonorare und Spesen	5.351
5. Raumkosten	2.118
6. Bürokosten Geschäftsstelle	2.622
7. Beiträge, Versicherungen	502
8. Sonstige Aufwendungen	557
9. Anschaffungen	623
Summe Ausgaben	22.851

Überschuss 2017 2.972

Für die im Berichtsjahr 2017 gewährten Spenden und Zuschüsse bedanken wir uns bei folgenden Personen und Institutionen:

Prof. Dr. Ekkehard Bächle, Rolf Baiker, Iris Baumgätner, Horst Fischer, Irma Götz, Fritz Heizelmann, Hans-Beat Motel, Prof. Dr. Dietrich Röther, Norbert Zysk.

Stadt Donaueschingen, Ev. Verwaltungszweckverband Schwarzwald-Bodensee, Stadt Hüfingen, Landratsamt Schwarzwald-Baar-Kreis, Stadt Löffingen, Regierungspräsidium Freiburg, Sparkasse Schwarzwald-Baar, Firma Karl Storz (Tuttlingen), Stadt Villingen-Schwenningen, Volksbank Schwarzwald Baar Hegau.

Vereinschronik

Zu unseren Mitgliedern

Mitgliederzahl (Stand 1. Januar 2018): 486

Mitgliederzahl (Stand 1. Januar 2019): 484

Wir trauern um unsere im Jahr 2018 verstorbenen Mitglieder:

Anneliese Huber	Donaueschingen	18.01.2018
Helmi Dorsch	Donaueschingen	18.01.2018
Prof. Dr. Hermann Ragg	Bielefeld	16.01.2018
Dr. Rainer Gutknecht	Bad Dürkheim	13.03.2018
Hedwig Berta Wais	Donaueschingen	02.04.2018
Karl Dörner	Villingen	11.04.2018
Franz Gottwald	Donaueschingen	02.05.2018
Gerhard Jauch	Weigheim	
Heinrich Suchant	Donaueschingen	27.05.2018
Bruno Wehinger	Bräunlingen	29.07.2018
Herbert Hartung	Donaueschingen	03.08.2018
Bernhard Hettich	Villingen	17.10.2018
Alfred Gschlecht	Watterdingen	27.11.2018
Prof. Dr. Dieter Heim	Löffingen	05.12.2018
Klaus Sigwart	Hüfingen	10.12.2018

Im Jahr 2018 sind 11 Mitglieder ausgetreten.

Es sind folgende neue Mitglieder in den Baarverein eingetreten:

Dr. Rüdiger Paschotta	Bad Dürkheim	04.12.2017
Christine Kirchrath Paschotta	Bad Dürkheim	04.12.2017
Günther Müller	Dauchingen	02.01.2018
Prof. Edgar H. Tritschler	Villingen	08.01.2018
Tobias Raphael Ackermann	Donaueschingen	18.01.2018
Ingeborg Jaag	Hüfingen	02.02.2018
Simone Müller	Donaueschingen	02.02.2018
Andreas Müller	Donaueschingen	02.02.2018
Michael Sarter	Villingen	04.03.2018
Christiane Sarter	Villingen	04.03.2018
Michael Käfer	Rietheim	06.03.2018
Konrad Hall	Donaueschingen	02.03.2018
Karin Neubarth-Raub	Villingen	16.03.2018
Gabriele Fleischer	Villingen	03.04.2018
Vera Buddeberg	Bad-Dürkheim	20.07.2018
Barbara Waidmann	Poltringen	01.08.2018
Armin Schott	Schwenningen	13.10.2018
Dr. Franz Maus	Hausen vor Wald	13.10.2018
Juan Rothenhäusler	Donaueschingen	22.10.2018
Bernhard Kaiser	Donaueschingen	25.10.2018
Jan-Erik Pohl	Villingen	01.12.2018
Matthias Sigwart	Hüfingen	31.12.2018

Vereinschronik

Laudatio für Wolfgang Hilpert

von Hans Keusen anlässlich der gemeinsamen Sitzung von Vorstand und Beiräten des Baarvereins am 11. Juli 2018.

Aufgrund der Tatsache, dass W. Hilpert vor wenigen Wochen seinen 80. Geburtstag feiern durfte, möchte der Baarverein sein Ehrenmitglied mit einer kleinen Laudatio ehren. Klein ist die Laudatio nicht, weil die Verdienste des Jubilars gering sind, sondern weil ich, der Laudator, Dich, lieber Wolfgang, erst mit meinem Eintritt in den Baarverein 2005 kennen lernte und damit nur einen kurzen Teil Deines verdienstvollen Lebensweges überschauen und beurteilen kann. Und so kann ich nur in Stichworten erwähnen, was ich von Dir und über Dich in den 13 Jahren unserer Zusammenarbeit und Freundschaft erfahren konnte:

Du warst seit 1965, also seit Deinem 27. Lebensjahr, Studienrat und später Oberstudienrat am Fürstenberg-Gymnasium und hast unterrichtet in den Fächern Geschichte, Latein und Erdkunde. Schon von Anfang an warst Du ein leidenschaftlicher und neugieriger Leser, der sich gerne in Bibliotheken und Archiven aufhielt und das heute immer noch tut. Du wurdest immer mehr zu einem „*homme des lettres*“ mit profunden Kenntnissen vor allem in der Geschichtswissenschaft. Du hast über viele Jahre die Bibliothek des F. F. Gymnasiums betreut und als 2003 eine Festschrift zum 225-jährigen Bestehen des Gymnasiums erschien, hast Du nicht weniger als sieben Beiträge in diese Festschrift eingebracht.

Das Gymnasium wurde 1778 gegründet, also in der Epoche der Aufklärung. Ein weiteres Kind der Aufklärung war der Baarverein, der 1805 von Angehörigen des Adels wie Roth von Schreckenstein und von Engelberg gegründet wurde, die im Dienste der Fürstenberger standen. Den Wahlspruch der Aufklärung verdanken wir Immanuel Kant, der 1784 forderte: „*Sapere aude*“ – habe den Mut, Dich Deines eigenen Verstandes zu bedienen. Aufklärung ist der Ausgang des Menschen aus seiner selbst verschuldeten Unmündigkeit, die das Unvermögen ist, sich seines Verstandes ohne Leitung eines anderen zu bedienen. Worauf es ankommt, ist also das aktive Selbstdenken im Gegensatz zu einer passiven Aufnahme von vorgedachtem Wissen.

Ein Verein, der sich unter ein solches Motto stellt, muss natürlich für einen Studienrat eines aufgeklärten Gymnasiums enorm anziehend und interessant sein, und so ist es nur folgerichtig, dass Du in diesen Verein eingetreten bist und Dich in ihm sehr engagiert hast:

in den 80er und 90er Jahren warst Du Schriftleiter der Redaktion, die verantwortlich ist für die Herausgabe der „*Schriften der Baar*“. In diesen Schriften habe ich nach eigener Zählung 14 Beiträge von Dir im Laufe der Jahre ermittelt. Historisches wechselt ab mit Nachrufen und Würdigungen und anlässlich des 200-jährigen Geburtstages des Baarvereins 2005 fand ich sogar fünf Beiträge von Dir im Jubiläumsband.

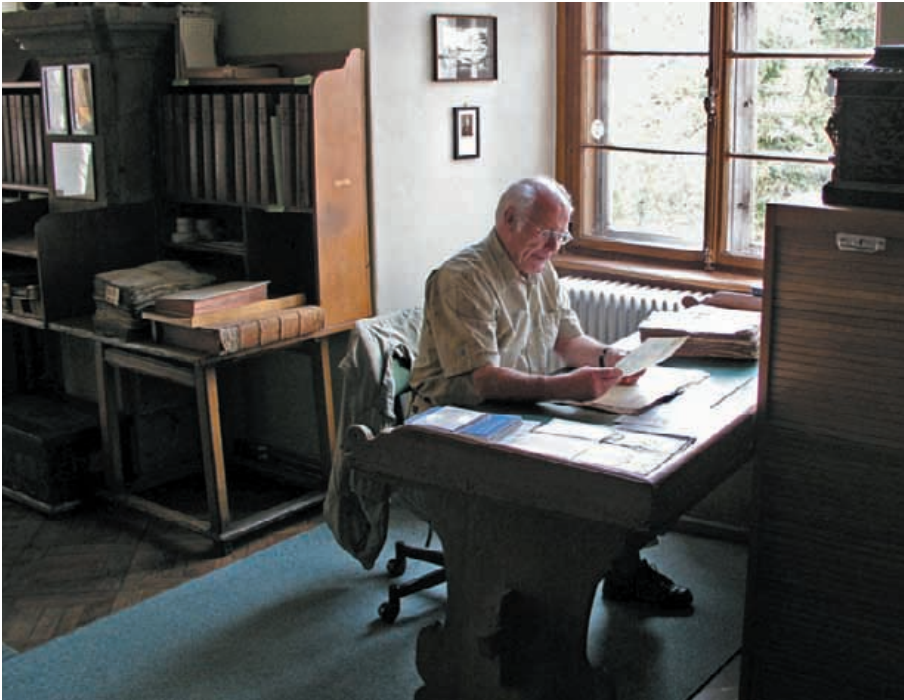
Vereinschronik

Von 1979 bis 1999 – also 20 Jahre lang – warst Du der Vorsitzende der Abteilung Geschichte des Baarvereins und hast neben der Vorstandsarbeit noch viele Vorträge gehalten und Exkursionen geführt.

Auch nach Deiner Pensionierung konnten wir Dich zur Mitarbeit im erweiterten Vorstand des Baarvereins überreden, in den Du Deine reiche Erfahrung einbringst. Du bist hilfreich und diskussionsfreudig, aber auch einem Streit gehst Du nur selten aus dem Weg.

Du bist neugierig und teilst damit die wichtigste Eigenschaft, die wir auch von unseren Mitgliedern erwarten. Denn wir sind kein akademischer, sondern ein wissenschaftlicher Verein. Die Neugier ist der Antrieb, um mehr Wissen über die Geschichte und Naturgeschichte der Baar zu gewinnen, und die Neugier ist die einzige Grundvoraussetzung und Anforderung, die wir an unsere Mitglieder stellen.

Summa: Du hast Dich wirklich um den Baarverein verdient gemacht. Wir freuen uns, dass Du bei guter Gesundheit und wachem Verstand Deinen 80. Geburtstag feiern konntest und gratulieren Dir dazu ganz herzlich. Der letzte Wunsch in Deinem geliebten Latein lautet daher: „*ad multos annos*“ – möge es noch viele Jahre so bleiben!



Wolfgang Hilpert beim Studium von Archivalien im F. F. Archiv. Foto: Eberhard Kern.

Vereinschronik

Aus der Bibliothek des Baarvereins

Nach Aufzeichnungen unserer Bibliothekarin Gisela von Briel wuchs unsere Bibliothek im Jahr 2018 um 334 Bände.

Unter diesen Zugängen waren auch einige alte, von manchen Nutzern schon lange vermisste Werke, die wir vor allem aus Nachlässen unserer verstorbenen Mitglieder Willi Hönle, Gert Leiber und Hermann Preiser erhielten, darunter die ersten drei Bände der um 1840 von Ernst Hermann Joseph Münch verfassten „Geschichte des Hauses und Landes Fürstenberg“ sowie alle sieben Bände des zwischen 1877 und 1891 erschienenen Fürstenbergischen Urkundenbuchs.

Auch eine schöne Ausgabe der Zimmer'schen Chronik gehört zu den Neuzugängen, und viele weitere Bände zur Geschichte der Stadt Donaueschingen und anderer Orte der Region. Auch einige seltene Kuriositäten finden sich unter den neu eingegangenen Titeln, darunter ein „Constanzer Kochbuch“ von Caroline Kümicher aus dem Jahr 1825 und ein Exemplar des vom Fürstlich Fürstenbergischen Musikdirektor Heinrich Burkard im Jahr 1926 herausgegebenen Bandes „Die Schlapperklänge: Ein Buch rund um die Donauquelle“, dem H. Siefert im Band 55 (2012) einen Beitrag gewidmet hat. Der Baarverein bedankt sich für die großzügige Übergabe der Bücher – eine wichtige Ergänzung unserer Bibliothek.

Der Bestand unserer Bibliothek ist im Online-Katalog des Südwestdeutschen Bibliotheksverbundes (SWB) recherchierbar. Dieser Katalog ist unter <http://swb.bsz-bw.de> zu erreichen.

Die Bibliothek steht allen Interessierten während der Öffnungszeiten der Geschäftsstelle (montags von 18.00 bis 20.00 Uhr) offen. Für Mitglieder ist eine Ausleihe möglich.

The screenshot shows the SWB-Online Katalog search interface. The search criteria are: Suche über alles (ALL), Bibliografien, Personal/Prosa: Nachname, Vorname (PER), Schlagwort (Bücher/Sachthema) (SW), and Bibliothekssigel, Suche nach Titel (SBE) with the search term 'Dne 2' entered in the field. The search button is highlighted.

In der erweiterten Suche lässt sich mit dem Suchbegriff „Dne 2“ im Feld „Bibliothekssigel“ die Suche auf die Bibliothek des Baarvereins einschränken.

Vereinschronik

Jahresexkursion 2018: Ins Markgräflerland und nach Staufen

Besuch vom Malteserschloss und der Villa urbana in Heitersheim, der Basilika St. Cyriak und des jüdischen Friedhofs in Sulzburg und Führung durch die Stadt Staufen.

Sonntag, 22. Juli 2018

HANS KEUSEN

Den Sommer dieses Jahres kann man getrost einen Jahrhundertsommer nennen: er ist staubtrocken und die Sonne scheint fast ununterbrochen von April bis Oktober. Meistens ist es so heiß, dass nur das Freibad eine Abkühlung verspricht, aber am Tag der Jahresexkursion ist es zumindest bis zum Mittag angenehm kühl und erfrischend.

Nach pünktlichem Start am Bahnhof in Donaueschingen geht es mit dem Bus in kurzweiliger Fahrt durchs Höllental nach Freiburg und nach dessen Durchquerung ins Markgräflerland und bei strahlendem Sonnenschein nach Heitersheim.

Auf dem gemeinsamen großen Parkplatz von Malteserschloss und Villa urbana werden die gut fünfzig Exkursionsteilnehmer in zwei annähernd gleich große Gruppen aufgeteilt, wobei die eine Gruppe eine Führung durch den Außenbereich des Malteserschlosses und das Museum genießt, während die andere Gruppe gleichzeitig durch die Villa urbana geführt wird. Nach einer guten Stunde wird gewechselt.

Das Malteserschloss gehörte seit dem 13. Jh. dem Johanniterorden, dem 1524 Kaiser Karl die Insel Malta zum Lehen gab und seither nannte der Orden sich Malteserorden. Das Schloss wurde Mitte des 17. Jh. zu einem gewaltigen Wasserschloss umgebaut, das Zentrum eines eigenen kleinen Fürstentums war. Nach dessen Eroberung durch Napoleon 1806 wurde es aufgelöst und kam an das neu gegründete Großherzogtum Baden, womit auch die Herrschaft der Malteser endete. Heute beherbergt das Schloss ein Schwesternhaus der Schwestern vom Orden des hl. Vinzenz von Paul, eine Behindertenwerkstätte und eine Sonderschule für behinderte Kinder. Daher beschränkt sich die Führung auf die gepflegten Außenbezirke des Schlosses mit ihren Gärten und einem schönen alten Baumbestand.

Schließlich endet die Führung im Schlossmuseum, in dem interessante Bilder und Details aus der bewegten Geschichte des Malteserschlosses gezeigt werden inklusive eines maßstäblichen Modells, das beeindruckend das gewaltige Wasserschloss wieder auferstehen läßt.

Die Villa urbana wurde in den neunziger Jahren des letzten Jahrhunderts entdeckt und die Ausgrabungen dauerten bis 2011. Mit „Villa“ bezeichneten die

Vereinschronik



Malteser Schloss Heiterheim. Fotos: Hans Keusen.

Römer ein Landgut außerhalb einer Siedlung. Die „Villa rustica“ war ein landwirtschaftlich geprägtes Anwesen in ländlicher Umgebung, und der Besitzer oder Pächter arbeitete mit seiner Familie und den Mitarbeitern das ganze Jahr über auf dem Landgut. Die „Villa urbana“ dagegen war ein Landhaus städtischer Art mit einem anspruchsvollen und prachtvollen Hauptgebäude, das von landwirtschaftlichen Gebäuden, Wohnhäusern und Werkstätten umgeben war. Der Gutsherr hatte seinen Hauptwohnsitz in der Stadt und nutzte sein Villa urbana nur saisonal einige Wochen bis Monate im Jahr mit seiner Familie, während ein Verwalter ganzjährig die landwirtschaftliche Bewirtschaftung beaufsichtigte. Das Besondere an der Heitersheimer Villa urbana ist, dass sie eine der ganz wenigen Villen ist, die auf der rechten Rheinseite gefunden wurden, und dass sie an einem klimatisch und landschaftlich besonders reizvollen Ort liegt. Sie liegt auf einer kleinen Anhöhe, von der man in Richtung Westen in die fruchtbare Rheinebene bis hin zu den Vogesen blickt. Nach Osten sieht man über parkähnliche Gärten auf die zum Schwarzwald aufsteigenden Hänge. Die ältesten Gebäude stammen aus den 30er Jahren des 1. Jh. n. Chr. und die Villa wurde bis zur Mitte des 3. Jh. n. Chr. genutzt, bis sie durch ein Feuer zerstört wurde.



Garten Malteser Schloss Heitersheim.

Vereinschronik



Führung in der Villa Urbana.

Die Führerin durch die Villa urbana ist Frau J. Güth, Leiterin des Römermuseums, die selbst an den jüngsten Ausgrabungen als Archäologin beteiligt war.

Ihre Begeisterung und Leidenschaft für die Archäologie spürt man lebhaft bei der Führung, die unglaublich engagiert und detailliert ist. So beschreibt sie den früheren Tagesablauf in der Römerzeit, was die Menschen aßen, wie sie sich kleideten, welche Arbeiten sie verrichteten und wozu die einzelnen Gebäude dienten. Sie wird mit einem herzlichen Applaus bedankt und nun suchen sich die Exkursionsteilnehmer ein schattiges Plätzchen auf dem großräumigen Gelände für die Mittagspause mit dem Vesper aus dem Rucksack.



Mittagspause bei der Villa Urbana in Heitersheim.

Vereinschronik



Basilika St. Cyriak in Sulzburg.

Nach dem Mittagessen geht die Fahrt zum nahegelegenen Sulzburg. Hier steht eine der ältesten Kirchen Deutschlands, denn sie ist mehr als tausend Jahre alt und eine der bedeutendsten Zeugnisse ottonischer Sakralbaukunst im Südwesten. Die Kirche wird erstmals im Jahre 993 urkundlich erwähnt. In der Schenkungsurkunde von Kaiser Otto III. an einen Grafen Berthilo im Breisgau wird die Basilika mit ihren Anlagen als Kloster bezeichnet, in dem später Benediktinerinnen lebten. Die Basilika ist dem hl. Cyriak geweiht, der um 300 n. Chr. als Märtyrer im Rahmen der Christenverfolgung in Rom starb. Er gehört zu den 14 Notheiligen und ist der Schutzheilige für Bergleute und Winzer, die bereits im Mittelalter in Sulzburg nachgewiesen sind. Er soll vor Unwetter, Sturm und Hagel schützen. Der Klosterkonvent wird nach der Reformation im Augsburger Religionsfrieden 1555 geschlossen und die Basilika ist danach ausschließlich evangelische Pfarrkirche. Aus dem 30-jährigen Krieg existiert ein Bericht über den damals erbärmlichen Zustand der Klosteranlage, die mit der Kirche zunehmend verfällt, bis 1769 die noch vorhandenen Klostergebäude mit Wohnhäusern und der Lateinschule einem Brand zum Opfer fallen. Die Stadt Sulzburg kaufte 1839 das Areal samt Kirche. Ab 1965 wurde der Verfall des Gotteshauses gestoppt und mehrere Restaurierungen durchgeführt, zuletzt 2009. Seither ist die Basilika in die höchste Kategorie der schützenswerten nationalen Baudenkmäler erhoben.

Bei der Führung durch die Kirche (H. Keusen) beeindruckt besonders das Hauptschiff, welches die beiden Seitenschiffe überragt, durch seinen wehrhaften Ernst und seine massiven Rundbögen, die der Kirche einen gedrungenen

Vereinschronik

artigen Charakter verleihen. Die Horizontale der drei Basilikaschiffe ist absolut bestimmend, die Vertikale spielt kaum eine Rolle, ganz anders als in der folgenden Gotik. Typisch für eine ottonische Basilika ist die Kassettendecke aus Holz, wobei die jetzige Decke sich nach einer Inschrift auf das Jahr 1510 datieren lässt, aber stilistisch entstammt sie einer viel älteren Zeit. Sehenswert sind auch der erhöhte Ostchor, die teilweise erhaltenen Fresken aus dem Mittelalter und 11 Grabsteine aus dem 17. Jh., die an der Innenwand des nördlichen Seitenschiffes in die Mauer eingelassen sind und an Schicksale in früheren Zeiten erinnern.

Nach der Überlieferung bestand in Sulzburg im 18. Jh. eine recht große jüdische Gemeinde, die fast ein Drittel der damaligen Einwohnerschaft ausmachte. Die Juden hatten einen eigenen Friedhof zwar außerhalb der Stadt, aber nicht unweit der Basilika St. Cyriak, sodass nun ein Besuch des jüdischen Friedhofs geplant ist. Mit einem kurzen Spaziergang durch die Sonne oder mit dem Bus wird der Friedhof erreicht, der sich an einem steilen Hang hinaufzieht. Er stammt aus dem frühen 18. Jh., und nachdem man eine Lindenallee passiert hat, ist der Friedhof treppenartig angelegt und steigt von Terrasse zu Terrasse zu einer Höhe von fast 40 Metern auf. Seine Abgeschiedenheit ist einer der Gründe dafür, dass der Friedhof noch fast vollständig erhalten ist. Die ältesten schmucklosen Grabsteine sind aus den Jahren um 1730.

Die Ruhe und Einsamkeit des fast ganz zugewachsenen Friedhofs ist beeindruckend und bedrückend zugleich: denn von der großen jüdischen Gemeinde blieben nach den Repressionen der NS-Zeit nur noch 27 jüdische Bewohner übrig, die dann im Oktober 1940 in das Todeslager Gurs in Frankreich deportiert wurden. Damit endete die jüdische Geschichte der Stadt Sulzburg.

Weiter geht es mit dem Bus zur nahegelegenen Stadt Staufen im Breisgau. Diese Stadt mit ihrer mächtigen Burgruine wird urkundlich erstmals im sogenannten Lorcher Codex 770 erwähnt und die Herren von Staufen, die nicht ver-



Jüdischer Friedhof in Sulzburg.

Vereinschronik

wandt sind dem Hochadelsgeschlecht der Hohenstaufen, hatten die Stadt und die Burg fast ununterbrochen für ein halbes Jahrtausend zum Lehen. Die Führung durch das Rathaus und die malerische Altstadt im Sonnenschein wird wieder mit zwei Gruppen durchgeführt, wobei die Gruppen jetzt deutlich kleiner ausfallen als am Vormittag, wofür ein hübsches Eiscafé am Rathausplatz und natürlich eine gewisse Müdigkeit verantwortlich sind. Bei der Führung wird auch der Name Staufens als „Fauststadt“ erklärt, denn dieser Alchemist, Magier und Astrologe soll um die Mitte des 16. Jh. in Staufen experimentiert haben und hier auch gestorben sein. Schließlich wird noch ein weniger erfreuliches Ereignis aus der jüngsten Geschichte der Stadt erwähnt. Im Jahr 2007 wurden Geothermie-Bohrungen unter dem Rathaus durchgeführt, bei denen eine unter hohem Druck stehende Grundwasserschicht angebohrt wurde mit der Folge, dass das Grund-



Das Rathaus in Staufen.

wasser sich mit einer über ihm liegenden Gips-Keuperschicht verband, wobei durch eine chemische Reaktion von Wasser mit Anhydrit Gips entstand. Dieser Gips quoll an und führte durch seine massive Volumenzunahme zu einer Hebung der Altstadt von Staufen. Es entstanden bis 2010 teilweise tiefe Risse in 270 Häusern der Altstadt, von denen 130 besonders stark beschädigt wurden. Durch diese schlimmen Folgen geriet Staufen in die negativen Schlagzeilen mit unerfreulichen Auswirkungen auf den Tourismus.

Auf der Heimfahrt wird um 18 Uhr eine Rast im Thurner-Wirtshaus eingelegt, denn hier ist ein gemütliches gemeinsames Abendessen zum Abschluss der Jahresexkursion vorbereitet und gegen 20 Uhr endet ein interessanter und sonniger Ausflug am Bahnhof in Donaueschingen.

Vereinschronik

Veranstaltungen außerhalb des Jahresprogramms

Auch im Jahr 2018 zeigte sich der Baarverein flexibel und nahm aus aktuellem Anlass an verschiedenen Veranstaltungen teil, die nicht im Programmflyer 2018 aufgeführt waren.

Besuch der Etrusker-Ausstellung in Karlsruhe (30. März 2018)

Am Karfreitag traf sich eine kleine Gruppe mit dem festen Entschluss, die Sonderausstellung zum **Meister von Messkirch** in Stuttgart zu besuchen. Man kaufte sich ein Baden-Württemberg-Ticket und fuhr voll Vorfreude in die Landeshauptstadt. Die Freude verwandelte sich aber vor dem verschlossenen Tor der Staatsgalerie

in eine große Enttäuschung. In der evangelisch orientierten Großstadt waren alle öffentlichen Museen und Gebäude am Karfreitag geschlossen. Nun wurde zuerst ordentlich gefrühstückt. Dabei kam der Gedanke auf nach Karlsruhe zu fahren und die dortige **Etrusker-Ausstellung** anzusehen. Kurz entschlossen nutzte die Gruppe die Gelegenheit und fuhr in das blühende Karlsruhe. Hier konnte Horst Fischer seine Ortskenntnis nutzen und führte die Teilnehmer auf dem kürzesten Weg ins Schloss. Das Erlebnis der Etrusker-Ausstellung entschädigte schlussendlich die entgangene Ausstellung in Stuttgart und zeigte wie anpassungsfähig die Baarvereins-Mitglieder sein können.



Foto: Harald Ketterer.

„Seiner Zeit voraus – Die Elektrifizierung von Mundelfingen“

Vortrag von Harald Ketterer am 9. April 2018

Als eine der ersten Gemeinden auf der Baar beschloss Mundelfingen bereits im Jahr 1906 den Ort mit elektrischem Strom zu versorgen. Es sollte dann allerdings fast 50 Jahre dauern, bis alle technischen und wirtschaftlichen Schwierigkeiten gelöst waren und Mundelfingen eine moderne, stabile und kostengünstige Stromversorgung hatte. Bei dem Vortrag im Rathaus Mundelfingen konnte anhand von vielen Dokumenten aus dem Gemeindearchiv diese wechselvolle Geschichte dargestellt werden. Ein ausführlicher Bericht wird in den Schriften der Baar 2020 erscheinen.

Vereinschronik

Buchvorstellung „Aus patriotischem Eifer...“ (am 7. Mai 2018)

Die Stadt Löffingen führte im 18. Jahrhundert mit den Fürsten zu Fürstenberg einen jahrelangen Prozess um die Eigentumsverhältnisse des Krähenbacher Forstes. Auf Grund der guten Quellenlage nutzte Thomas Gilgert unter anderem diesen Prozess um das Untertanenverhältnis der Gemeinden zur Obrigkeit darzustellen. Bei der gut besuchten Buchvorstellung in der Löffinger Tourist-Information weckte er das Interesse der Löffinger Bürger an einem Vorgang der dafür sorgte, dass die Gemeinde bis heute einen beachtlichen Stadtwald ihr Eigen nennen kann.

Buchvorstellung (am 25. Oktober 2018)

„Unterhölzer – Liebeserklärung an einen alten Wald“

Die über 100 Teilnehmer der Buchvorstellung in der Stadtbücherei Donaueschingen zeigten das große Interesse am neuesten Buch von unserem langjährigen Vereinsmitglied Wolf Hockenjos. Dem Autor ist ein mit großer Empathie geschriebenes Werk über den Unterhölzer Wald gelungen. Prof. Dr. Günther Reichelt konnte es in seinem Vorwort durch seine profunden Kenntnisse und tiefen Einsichten im besonderen Maße ehren.

Harald Ketterer



Prof. Dr. Günther Reichelt und Wolf Hockenjos. Foto: Thomas Krings.

Vereinschronik

Tagungsbericht: Naturschutzgroßprojekt Baar – Ergebnisse der Kartierungen

Tagung im Landratsamt des Schwarzwald-Baar-Kreises
13. Oktober 2018

von THOMAS KRING

Der Schwarzwald-Baar-Kreis veranstaltete in Kooperation mit dem Baarverein eine Tagung zur Vorstellung der Kartiererergebnisse. Bei der mit rund 80 Teilnehmern gut besuchten Veranstaltung im großen Sitzungssaal des Landratsamtes in VS-Villingen wurde das Naturschutzgroßprojekt Baar (NGP Baar) zudem als Projekt der UN-Dekade Biologische Vielfalt ausgezeichnet.

UN-Dekade Biologische Vielfalt

Die Vereinten Nationen haben das Jahrzehnt von 2011 bis 2020 als UN-Dekade Biologische Vielfalt ausgerufen. Die Dekade soll die Umsetzung des UN-Übereinkommens von 1992 unterstützen. Ziel ist es, den weltweiten Rückgang der biologischen Vielfalt aufzuhalten. Dazu soll auch das gesellschaftliche Bewusstsein gefördert werden. Genau hier setzt die deutsche UN-Dekade an: Sie möchte mehr Menschen für die Erhaltung der biologischen Vielfalt, unserer natürlichen Lebensgrundlage, gewinnen. Ein Schwerpunkt ist daher die Auszeichnung von vorbildlichen Projekten wie das NGP Baar.



Als Grundlage für die Erstellung des Pflege- und Entwicklungsplanes (PEPL) für das NGP Baar wurde eine Vielzahl von Untersuchungen benötigt. So wurden die Fördergebiete (ca. 4.300 ha) einer flächendeckenden Biotoptypenkartierung unterzogen und auf die floristischen Zielarten hin untersucht. Daneben wurden in ausgewählten Bereichen auch faunistische Erhebungen durchgeführt.

Bei der Tagung wurden die kartierten Biotoptypen und die besonderen Pflanzenvorkommen vorgestellt. Zudem gab es Vorträge zu den aufgefundenen Laufkäfern der Moore, den Tag- und Nachtfaltern, den Heuschrecken, den Fledermäusen und den xylobionten Käfern im Unterhölzer Wald.

Auf alle Inhalte der Referate einzugehen würde den Umfang der Schriften der Baar sprengen. Im Folgenden seien nur zwei Aspekte herausgegriffen:

Vereinschronik

Floristische Besonderheiten (Text: MARKUS RÖHL)

Im Rahmen des Pflege- und Entwicklungsplanes wurden 58 Farn- und Blütenpflanzen und neun Moosarten als Zielarten festgelegt. Darunter sind 28 in Deutschland stark gefährdete Arten und eine vom Aussterben bedrohte Moosart. Die Erfassung der Artvorkommen erfolgte im Rahmen der Biotopkartierung. Neben dieser stellen die Verbreitung der Zielarten sowie ihre ökologischen Ansprüche eine zentrale Grundlage für die Planung und das Management geeigneter Maßnahmen dar.

Unter den Zielarten sind sowohl submediterrane und subkontinentale Florenelemente, die sich auf die trockenwarmen Standorte der Magerrasen, thermophilen oder lichten Kiefernwälder der Baaralb konzentrieren, als auch nordisch – eurasisch – kontinental verbreitete Arten in den Hoch- und Niedermooren. Darunter befinden sich die seltene Strauch-Birke (*Betula humilis*), die als Glazialrelikt nur noch in zwei Fördergebieten vorhanden ist, sowie das Spatelblättrige Greiskraut (*Tephrosia helenitis*), für das Deutschland eine besonders hohe Verantwortlichkeit hat. Darüber hinaus besitzt die Baar aufgrund der Höhenlage und des speziellen Lokalklimas eine besondere Verantwortung für die dealpinen und präalpinen Reliktarten in den halboffenen Mergelhalden der Baaralb. Aber auch „naturferne“ Biotope, wie die Fichtenbestände im Fördergebiet Deggenreuschen-Rauschachen beherbergen zahlreiche seltene Pflanzen: in den dunklen Wäldern gedeiht wahrscheinlich die größte süd-westdeutsche Population des Widerbartes (*Epipogium aphyllum*).



Landrat Herr Hinterseh (Schwarzwald-Baar-Kreis) begrüßt die Teilnehmer der Tagung. Vordere Reihe von links: Herr Dr. Kretschmar (Referat 56, RP Freiburg), Erster Landesbeamter Herr Helbig (Landkreis Tuttlingen), Erster Landesbeamter Herr Gwinner (Schwarzwald-Baar-Kreis), Landtagsabgeordneter Herr Rombach. Foto: Landratsamt/Müller.

Vereinschronik

Xylobionte Käfer im Unterhölzer Wald (Text: CLAUS WURST)

Im Jahr 2015 wurde die Holzkäferfauna im Unterhölzer Wald mit einem Fallenset aus Flugelektoren und Leimfolien untersucht, nach einer vollständigen Erfassung aller geeigneten Habitatbäume wurden zusätzlich 16 ausgewählte erstiegen und mit dem Mulmsauger beprobt.

Insgesamt konnten so 165 Holz bewohnende Käferarten nachgewiesen werden, darunter vier der ökologisch besonders bedeutsamen Urwaldreliktarten, die an Strukturen gebunden sind, wie sie nur in einem Urwald häufiger vorkommen und eine ungebrochene Habitattradition an Altbäumen belegen. Landesweit nur aus dem Unterhölzer Wald bekannt sind *Mycetophagus decempunctatus* – Zehnfleckiger Buntfleck-Baumschwammkäfer und *Mycetochara humeralis* – Zweifleckiger Schwamm-Pflanzenkäfer, der national streng geschützte Veränderliche Edel-Scharrkäfer *Gnorimus variabilis* besitzt hier sein größtes baden-württembergisches Vorkommen. Überraschend gelang im klimatisch kühebetonten Untersuchungsgebiet auch der Fund des wärmeliebenden Schwarzen Buchtschienenbocks *Stenocorus quercus*, eine Bockkäferart mit wenigen Nachweisen aus ausgesprochenen Wärmegebieten.

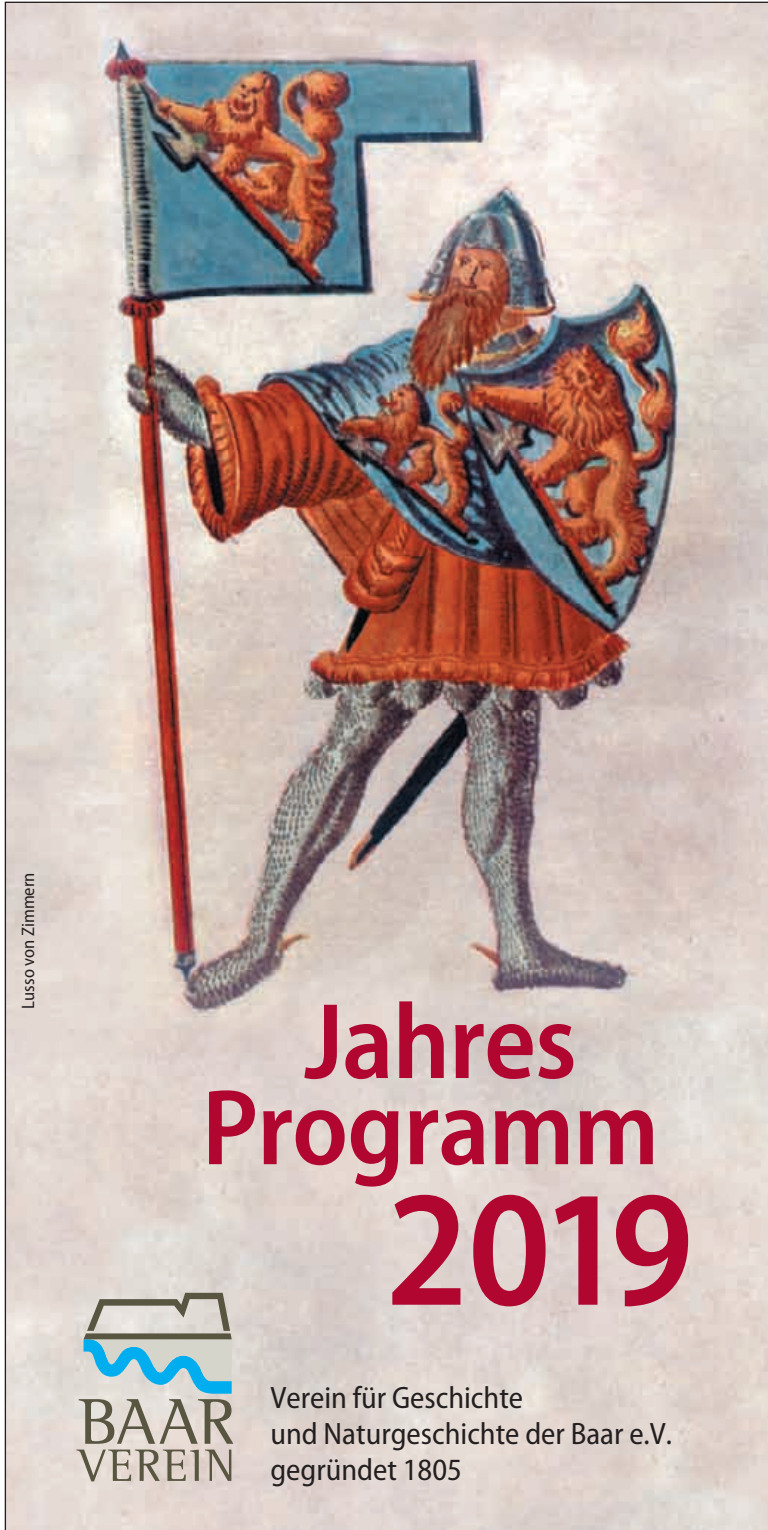
Insgesamt finden sich unter den nachgewiesenen Spezies 35 national besonders geschützte, eine national streng geschützte, 13 gefährdete und 8 vom Aussterben bedrohte oder stark gefährdete Käferarten.

Die Tagung wurde unterstützt von:



Überreichung der Auszeichnung. Von links: Herr Scholten (Mitglied der UN-Dekade-Fachjury), Herr Dr. Kretschmar (Referat 56, RP Freiburg), Herr Krings (Projektleiter NGP Baar), Landrat Herr Hinterseh (Schwarzwald-Baar-Kreis), Erster Landesbeamter Herr Helbig (Landkreis Tuttlingen).

Foto: Landratsamt/Müller.



Lusso von Zimmern

Jahres Programm 2019



Verein für Geschichte
und Naturgeschichte der Baar e.V.
gegründet 1805



1 Mittwoch | 16.01. | 19:00 Uhr | Vortrag

Ein Konzilsvater aus Vöhrenbach

Über den Lebensweg von Pater Heinrich Bliestle.

Dr. Johannes Werner (Elchesheim-Illingen)

Kooperation mit dem katholischen Bildungswerk Vöhrenbach.

Ort: **Vöhrenbach**, Pfarrzentrum Krone (Kronengässle 2).

Fahrgemeinschaft: 18 Uhr ab Donaueschingen (Christuskirche).

2 Mittwoch | 30.01. | 19:00 Uhr | Vortrag

Waldameisen – Die Spürhunde der Geologen

Neue geobiologische Erkenntnisse aus unserer Region.

Dipl.-Biol. Lothar Maresch (Seitingen-Oberflacht)

Prof. Dr. Dietrich Klimetzek (Universität Freiburg)

Prof. Dr. Ulrich Schreiber (Universität Duisburg-Essen)

Ort: **Donaueschingen**, Hotel Grüner Baum in Allmendshofen.

3 Samstag | 16.02. | 14:00 Uhr | Besichtigung

Narri, Narro im digitalen Zeitalter

Neue Wege einer zeitgemäßen Museumspädagogik.

Dr. Sabine Dietzig-Schicht, Museum Narrenschopf (Bad Dürrheim)

Ort: **Bad Dürrheim**, Narrenschopf (Luisenstraße 41).

Fahrgemeinschaft: 13:30 Uhr ab Donaueschingen (Christuskirche).

4 Samstag | 23.02. | 14 Uhr bis 17 Uhr | Exkursion

Ein bauhistorisches Unikat

Die erste Stahlbetonbrücke Badens in Wolterdingen –
Geschichte und Konstruktion

Clemens Joos, Kreisarchivar (Villingen-Schwenningen)

Lukas Gäbele, Architekt (Donaueschingen)

Treffpunkt: **DS-Wolterdingen**, Bregbrücke

Fahrgemeinschaft: 13:30 Uhr ab Donaueschingen (Christuskirche).

5 Dienstag | 12.03. | 19:00 Uhr | Vortrag

„Bis auf die letzte Schraube“

Demontage und Wiederaufbau der Hochschwarzwälder
Metallindustrie nach dem Zweiten Weltkrieg.

Benedikt Budde (Freiburg) / Kooperation mit VHS Hochschwarzwald.

Ort: **Titisee-Neustadt**, Volkshochschule (Sebastian-Kneipp-Anlage 2).

Fahrgemeinschaft: 18 Uhr ab Donaueschingen (Christuskirche).



6 Mittwoch | 20.03. | 19:00 Uhr | Vortrag

„Blaue Kartoffeln und weiße Tomaten?“

Biologischer und wirtschaftlicher Nutzen der Sortenvielfalt.

Was ist zu tun, um seltene Kulturpflanzen zu erhalten?

Esther Meduna, ProSpecieRara (Basel)

Ort: **Donaueschingen**, Landratsamt (Humboldtstraße 11).

7 Sonntag | 31.03. | 14 Uhr bis 17 Uhr | Exkursion

Geologie zum Anfassen

Buckelquadermauern, wie sie nur ein Romäus bauen konnte.

Natursteine an Gebäuden der Villingener Innenstadt.

Martin Fetscher, Diplom-Geologe (Villingen-Schwenningen)

Treffpunkt: **Villingen**, Vorplatz Franziskanermuseum (Rietgasse 2).

Fahrgemeinschaft: 13:30 Uhr ab Donaueschingen (Christuskirche).

8 Freitag | 12.04. | 19:00 Uhr | Versammlung

Mitgliederversammlung des Baarvereins

Mit Vorstellung des Jahresbandes 2019 (Band 62).

Ort: **Donaueschingen**, Hotel Grüner Baum in Allmendshofen.

9 Samstag | 04.05. | 14 Uhr bis 17 Uhr | Exkursion

Grabhügel rund um Schwenningen

Erkundung der weniger bekannten Bestattungsplätze.

Peter Graßmann, VS-Schwenningen

Treffpunkt: **Villingen-Schwenningen**,

Heimat- und Uhrenmuseum (Kronenstraße 16).

Zweistündige Wanderung mit Besuch des Heimatmuseums und der Grabhügel.

Fahrgemeinschaft: 13:30 Uhr ab Donaueschingen (Christuskirche).

10 Mittwoch | 15.05. | 19:00 Uhr | Vortrag

Globale Ursache, regionale Folgen

Was bedeutet der Klimawandel

für uns im Schwarzwald und auf der Baar?

Dr. Hans Schipper, Süddeutsches Klimabüro am KIT (Karlsruhe)

Ort: **Donaueschingen**, Landratsamt (Humboldtstraße 11).



11 Samstag | 08.06. | 14:00 Uhr bis 17:30 Uhr | Exkursion

Lebensraum „Misse“ im Schwarzwald

Flora und Fauna auf staunassen Waldböden.

Dr. Gerrit Müller, Diplom-Forstwirt (Friedenweiler)

Treffpunkt: **Eisenbach**, Gasthaus Bären (Blessinghof, Felsentalstraße 2).

Fahrgemeinschaft: 13:30 Uhr ab Donaueschingen (Christuskirche).

12 Mittwoch | 26.06. | 19:00 Uhr | Vortrag

Wellness, Muse und adliges Gesellschaftsleben

Höfische Badekultur im FF-Badhaus (Schlosspark) 1819 bis 1896.

Hubert Mauz, Bauingenieur (DS-Wolterdingen)

Treffpunkt: **Donaueschingen**, vor dem Parkrestaurant (Brigachweg 8).

13 Sonntag | 07.07. | 10 Uhr bis 13 Uhr | Exkursion

Zwischen Baar und Schwarzwald

Bergwiesen und Heckenlandschaften am Löffinger Ochsenberg.

Stefan Hafner, Landschaftsökologe (Löffingen)

Kooperation mit dem Schwarzwaldverein Ortsgruppe Löffingen.

Treffpunkt: **Löffingen**, Ochsenberg. Löffingen Richtung Röttenbach,

bei Kreuzung Hohlgasse links abbiegen. Der Beschilderung folgen.

14 Sonntag | 21.07. | Ganztägige Jahresexkursion

„In Ulm, um Ulm und um Ulm herum“

Fahrt zu den ältesten Skulpturen der Menschheit

aus den Höhlen der Schwäbischen Alb.

Das Programm liegt der Einladung zur Mitgliederversammlung bei.

15 Samstag | 14.09. | 14 Uhr bis 17 Uhr | Exkursion

„Lasst Ziegen grasen!“

Besuch des Biosphärengebiets Schwarzwald.

Christoph Huber, Biosphärengebiet Schwarzwald (Schönau)

Kooperation mit dem Hegau-Geschichtsverein.

Treffpunkt: **St. Blasien-Menzenschwand**, Wanderparkplatz

gegenüber Gasthaus Zum Kuckuck (Hinterdorfstraße 58).

Fahrgemeinschaft: 13 Uhr ab Donaueschingen (Christuskirche).



12



14

16 Samstag | 21.09. | 14 Uhr bis 17 Uhr | Stadtführung

Blumberg vor Eisen und Bahn

Rundgang durch das vorindustrielle Blumberg.

Bernhard Prillwitz und **August Zeller** (Blumberg)

Treffpunkt: **Blumberg**, Feuerwehrhaus (Am Herrengarten 7).

Fahrgemeinschaft: 13:30 Uhr ab Donaueschingen (Christuskirche).

17 Samstag, 28.09. bis Donnerstag, 03.10. | Mehrtägige Exkursion

Adel im Wandel

Auf den Spuren der Adelsfamilien Fürstenberg, Waldstein und

Thurn & Taxis in Weitra, Prag und Regensburg.

Harald Ketterer, Löffingen (Organisation und Reiseleitung)

Das Programm liegt der Einladung zur Mitgliederversammlung bei.

18 Vorträge und Ausstellung anlässlich „1200 Jahre Löffingen“

Ort: **Löffingen**, Tourist-Information Rathausplatz 14.

Sonntag | 13.10. | 11:00 Uhr | Ausstellungseröffnung

Von Willi Studer zu REVOX heute – mehr als 70 Jahre Präzision und Leidenschaft

Das Wirken des Firmengründers und die Geschichte der Revox-Werke
im Schwarzwald.

Bernd Schneider, Simmern/Hunsrück (Vortrag 11 Uhr und 16 Uhr)

Donnerstag | 31.10. | 19:00 Uhr | Vortrag

Wissenswertes über unser Gehör

Warum unser Gehör höchste Tonqualität verdient.

Dr. Wolfgang Dilger (Löffingen).

Freitag | 08.11. | 19:00 Uhr | Ende der Ausstellung und Vortrag

Von Willi Studer zu REVOX heute

Wiederholung des Vortrags vom 13.10.

Bernd Schneider, Simmern/Hunsrück



19 Mittwoch | 13.11. | 19:00 Uhr | Vortrag

Projekt Nils Holgersson

Moderne GPS-Telemetrie und Sensoren helfen, Tiere zu verstehen und zu schützen.

Dr. Wolfgang Fiedler, MP-Institut für Ornithologie (Radolfzell)
 Ort: **Donaueschingen**, Fürstenberg-Gymnasium (Humboldtstraße 1).
 Kooperation mit dem Fürstenberg-Gymnasium (Projekt „Campus FG“).

20 Mittwoch | 20.11. | 19:00 Uhr | Vortrag

Die Zimmersche Chronik

Dichtung und Wahrheit bei einer schwäbischen Adelsfamilie.

Karl Kimmich (Oberndorf am Neckar)
 Ort: **Donaueschingen**, Alte Hofbibliothek (Haldenstraße 5).

21 Mittwoch | 04.12. | 19:00 Uhr | Vortrag

Mit Ochs und Esel

Bildliche Darstellungen der Geburt und Kindheit Jesu.

Dr. Gérard Seiterle, früherer Museum zu Allerheiligen (Schaffhausen)
 Kooperation: Ev. Erwachsenenbildung und kath. Bildungszentrum.
 Ort: **VS-Villingen**, Münsterzentrum (Kanzleigasse 30).

22 Samstag | 14.12. | 15 Uhr bis 18 Uhr | Jahresausklang

Hereinspaziert beim Baarverein

Glühwein und Gebäck in der Geschäftsstelle (Schulstraße 6).

Verein für Geschichte und Naturgeschichte der Baar e.V.

Geschäftsstelle: 78166 Donaueschingen · Schulstraße 6
 Postadresse: 78159 Donaueschingen · Postfach 1954
 Öffnungszeiten: Mo 18 – 20 Uhr
 Telefon/Fax: (0771) 92 94 205
 Internet: www.baarverein.de
 E-Mail: info@baarverein.de
 Facebook: Baarverein
 Bankverbindung: Sparkasse Schwarzwald-Baar
 IBAN: DE43 6945 0065 0242 2060 10



Abbildungen – Titelbild: Zimmerische Chronik / Württembergische Landesbibliothek, Dr. Johannes Werner, Lothar Maresch, Dr. Sabine Dietzig-Schicht, Dr. Thomas Kring, Esther Meduna, Peter Graßmann, Hubert Mauz, Museum Ulm, Christoph Huber, Revox Deutschland GmbH.

Die Baar neu entdecken

VON ROLF BAIKER

Am Schluss dieses Schriftenbandes wenden wir uns an Sie, die Mitglieder des Baarvereins und die Leserinnen und Leser. Der Baarverein möchte in den kommenden Jahren zusätzlich aktuelle regionale Themen in sein Programm aufnehmen und damit den Bogen spannen von der klassischen Ausrichtung des Vereins zu den Herausforderungen unserer Zeit.

Der Verein wurde im Jahre 1805 gegründet (seinerzeit noch im fürstlichen Donaueschingen, „*an den Quellen der Donau*“), um schon damals Naturwissenschaften und Geschichte mit regionalem Bezug zu entwickeln. Seit fast 150 Jahren gibt es die „*Schriften der Baar*“. Heute gilt es, die vielfältigen und anspruchsvollen regionalwissenschaftlichen Aufgaben gemeinsam mit Partnern aufzugreifen. Da finden auch junge Leute ein reiches Betätigungsfeld (zum Beispiel im Rahmen von „*Jugend forscht*“). Kooperationen mit Bildungs- und Kultureinrichtungen in den Städten und Gemeinden der Region sind dabei sehr erwünscht.

Die neue Buchreihe „*Beiträge zur Region*“ ist ein Projekt des Baarvereins zusätzlich zu den „*Schriften der Baar*“. Damit ist eine neue Perspektive verbunden. Es gibt inzwischen viele Verbindungen weit über die Baar hinaus. Die Bände dieser Reihe sollen jeweils ein Thema abbilden, das in der Region auf Interesse stößt, ohne auf die gewohnten Inhalte festgelegt zu sein. Genutzt werden kann diese Publikationsform sowohl für regionalkundliche Arbeiten als auch für wissenschaftliche Projekte.

Hier folgen Themen, die in den kommenden Jahren in die Arbeit des Baarvereins aufgenommen werden könnten – in Form von Vorträgen, Exkursionen, Tagungen und Beiträgen in den „*Schriften der Baar*“ oder in anderer Form. Weitere Ideen und Konzepte werden gerne aufgenommen. Um das alles umzusetzen, sind interessierte Leute gefragt, die mit Kompetenz und Freude mitmachen und selbst die Initiative ergreifen. Die organisatorischen Strukturen sind vorhanden, diese gilt es zu nutzen. Wir freuen uns auf Ihr Interesse.

Hier eine Beispielsammlung für Themen:

- Entwicklung ländlicher Räume
- Landwirtschaft, Bodenschutz und Umwelt
- Artenreichtum und Artensterben
- Infrastruktur in der Region
- Zeitgeschichte, Kunst und Kultur
- Projekte mit jungen Forschern
- Fahrten zu unseren europäischen Nachbarn
- Geologie, Wasserwirtschaft und Klimaänderung
- Fach-Exkursionen zu unseren Partnern im Schriftentausch
- 150 Jahre „*Schriften der Baar*“ – ein Projekt für die Forschung.



Wer Lust hat, hier seine Ideen einzubringen, ist herzlich willkommen.

Hinweise für Autoren

Die „Schriften des Vereins für Geschichte und Naturgeschichte der Baar“ – im Titel „Schriften der Baar“ – erscheinen in der Regel jährlich im März oder April. Redaktionsschluss ist der 15. September des Vorjahres.

Manuskripte werden den unten genannten Schriftleitern per E-Mail zugesandt. Die Autorin/der Autor versichert, ihren/seinen Beitrag in dieser Form ausschließlich in den Schriften der Baar zu veröffentlichen. Nach Möglichkeit sollte das vorgesehene Thema vor der Manuskripterstellung der Schriftleitung vorgestellt werden (Kurzbeschreibung).

Die Autoren erklären sich damit einverstanden, dass ihre Beiträge einige Zeit nach Erscheinen des gedruckten Jahresbandes in elektronischer Form auf von uns vertriebenen Datenträgern verbreitet werden können und über unsere Website www.baarverein.de sowie über den Südwestdeutschen Bibliotheksverbund www.swb.de zum kostenlosen Herunterladen bereitgestellt werden.

Am Textende steht ein Kurzhinweis auf den AUTOR (z.B. Titel, Beruf, Publikationen, etc.)

Formatierung:

- Der Textumfang soll 45.000 – 80.000 Zeichen oder 6.000 Wörter, das sind im Druck 20 Seiten, nicht überschreiten.
- Bitte senden Sie Ihre Texte in einem üblichen Textverarbeitungsformat als Fließtext ohne Zeilenstopps, Silbentrennungen und Seitenumbrüche.
- Absätze ohne Zeileneinzug, auch nicht im Literaturverzeichnis
- Tabellen nur mit Tabulator, keine Leerzeichen
- Wissenschaftliche Namen bei Organismen kursiv: *Caltha palustris* oder *Charadrius dubius*.

Zitierweise:

- Anmerkungen am Textende (mit WORD-Funktion „Verweise -> Endnote einfügen“)
- Internetseiten: URL + (Datum des letzten Aufrufs)
- Vor- und Nachnamen zitierter Autoren in KAPITÄLCHEN (in den Anmerkungen und im Text)
- In der Regel gilt die naturwissenschaftliche Zitierweise (VORNAMEN, NACHNAMEN -> (Erscheinungsjahr): -> Titel usw., z.B.: GEORG BAUER / ALFONS MAIER (1998): Klima der Baar – Ein neuer wissenschaftlicher Ansatz. München, S. ...). In geisteswissenschaftlichen Beiträgen kann auch die dort übliche Zitierweise (Autor: Titel, Erscheinungsort + Erscheinungsjahr, S. ...) angewandt werden. Punkt nach jeder Anmerkung.
- Bei wiederholter Zitierung eines Autors: NACHNAMEN (wie Anm. ...), S. ... – Bei mehr als zwei Autoren: BAUER et al.
- Kürzere wörtliche Zitate im Text (bis ca. 3 Zeilen) werden durch Anführungszeichen kenntlich gemacht. *Längere Zitate stehen kursiv und als Absatz ohne Anführungszeichen.*
- Beiträgen, die eine große Anzahl von Quellen verarbeiten, sollte ein gesondertes Quellenverzeichnis angefügt werden.

Abbildungen:

- Achten Sie bitte darauf, die Aussage Ihres Texts durch wesentliche Abbildungen zu ergänzen und zu vertiefen.
- Bilder möglichst im JPG-Format mit hoher Qualität (geringe Komprimierung) oder TIF-Format
 - Fügen Sie keine Tabellen und Abbildungen in den Text ein, sondern senden Sie jede als gesonderte Datei. Benennen Sie die Bilddateien nach folgendem Muster:

Hinweise für Autoren

Sdb62Autorname abb1.tif,
sdb62Autorname abb2.jpg usw.

- Markieren Sie die Stellen im Text, an denen eine Abbildung erscheinen soll, mit einem Bildverweis in eckigen Klammern und einer direkt anschließenden Bildlegende (s. u.).
- Die Autoren ermitteln und nennen Bildurheber sowie Inhaber anderer Bildrechte, vor allem die Eigentümer der Vorlagen.
Im Ergebnis kann der Bildverweis im Text wie folgt aussehen:
[sdb62Autorname abb.1.tif] Das Denkmal in Mönchweiler am Tag der Einweihung am 1. März 1921, im Vordergrund Bürgermeister Dünn. Foto: Peter Dick, Archiv Marianne Groß.

Die Manuskripte sind einzureichen:

Naturkundliche Beiträge

Dr. Helmut Gehring
Königsberger Straße 30
78052 Villingen-Schwenningen
gehring.vs@t-online.de

Geschichtliche Beiträge

Michael Tocha
Langes Gewann 33
78052 Villingen-Schwenningen
tocha.vs@gmx.de

Buchbesprechungen

Dr. Michael Raub
Bleichestraße 8
78050 Villingen-Schwenningen
Michael.Raub@t-online.de